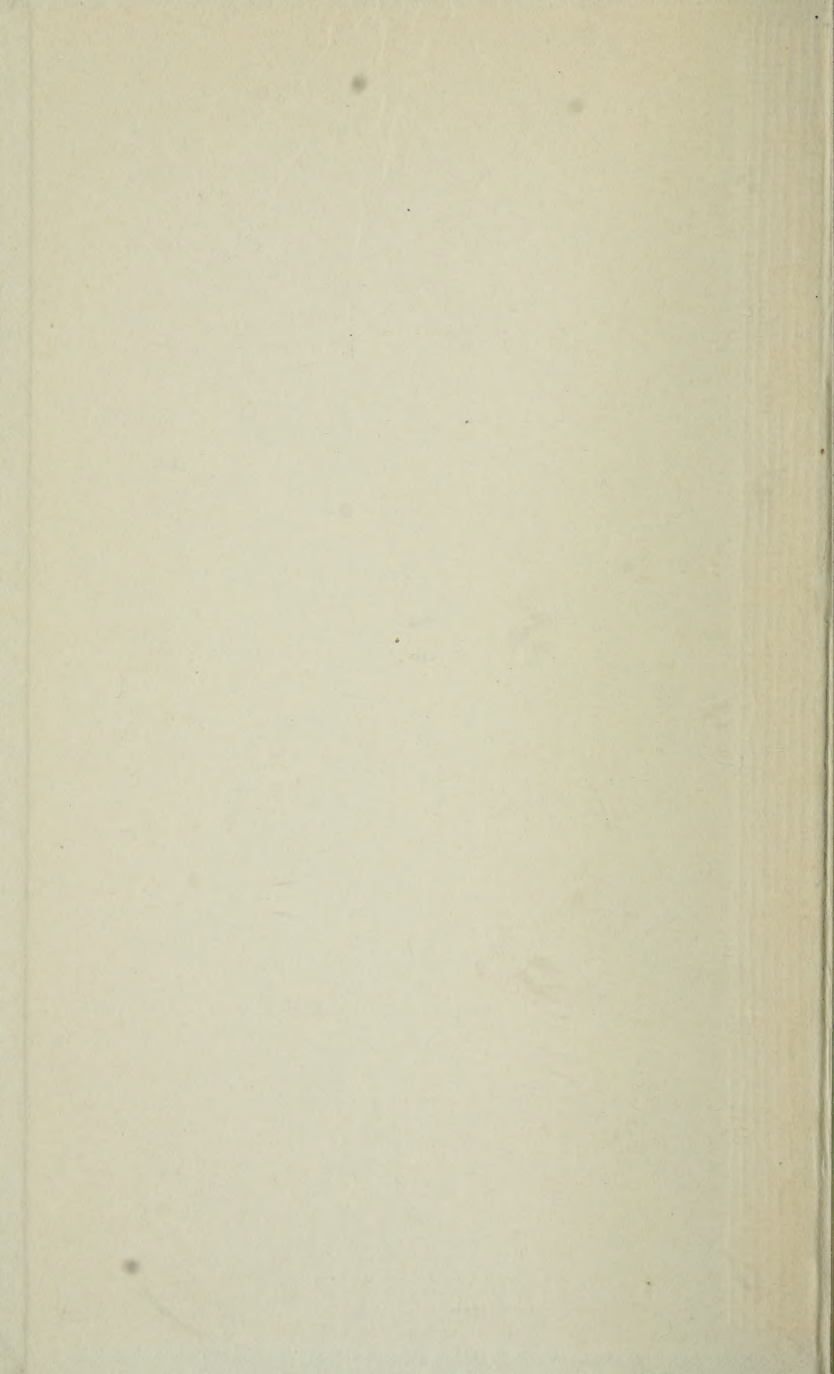
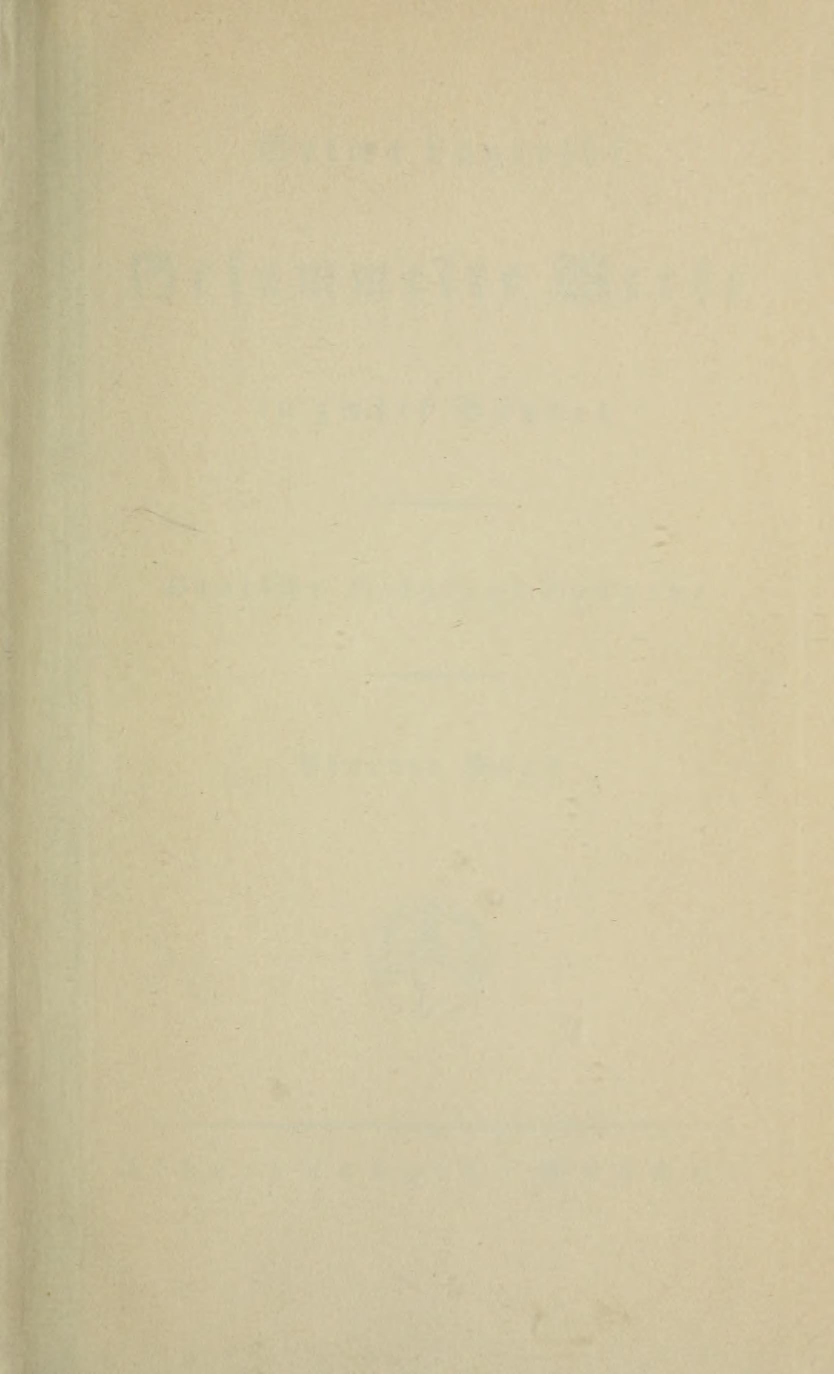


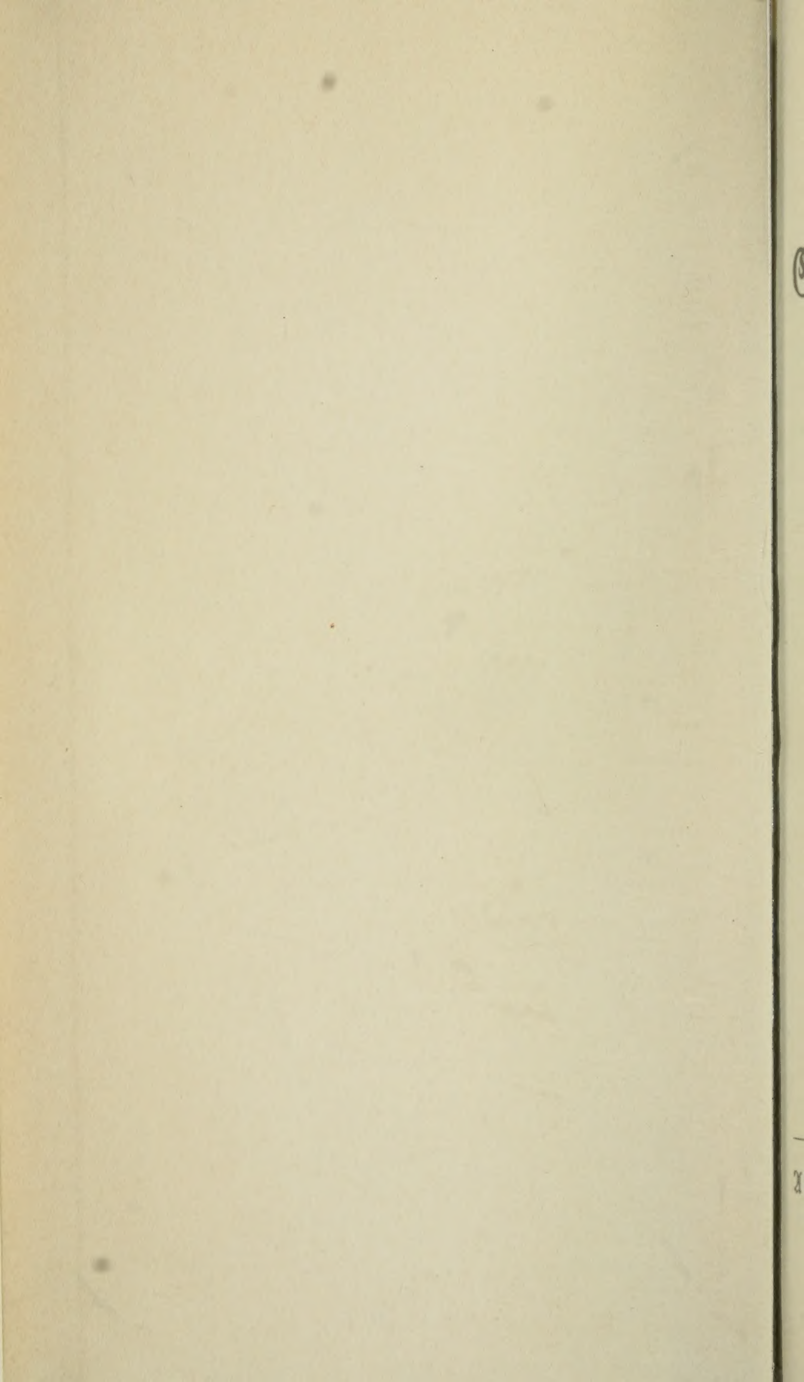
Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

4







Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

in zwölf Bänden

Deutsche Original-Ausgabe

Vierter Band



Albert Langen / München

Selma Lagerlöf

Liljecronas Heimat

Roman

Jans Heimweh

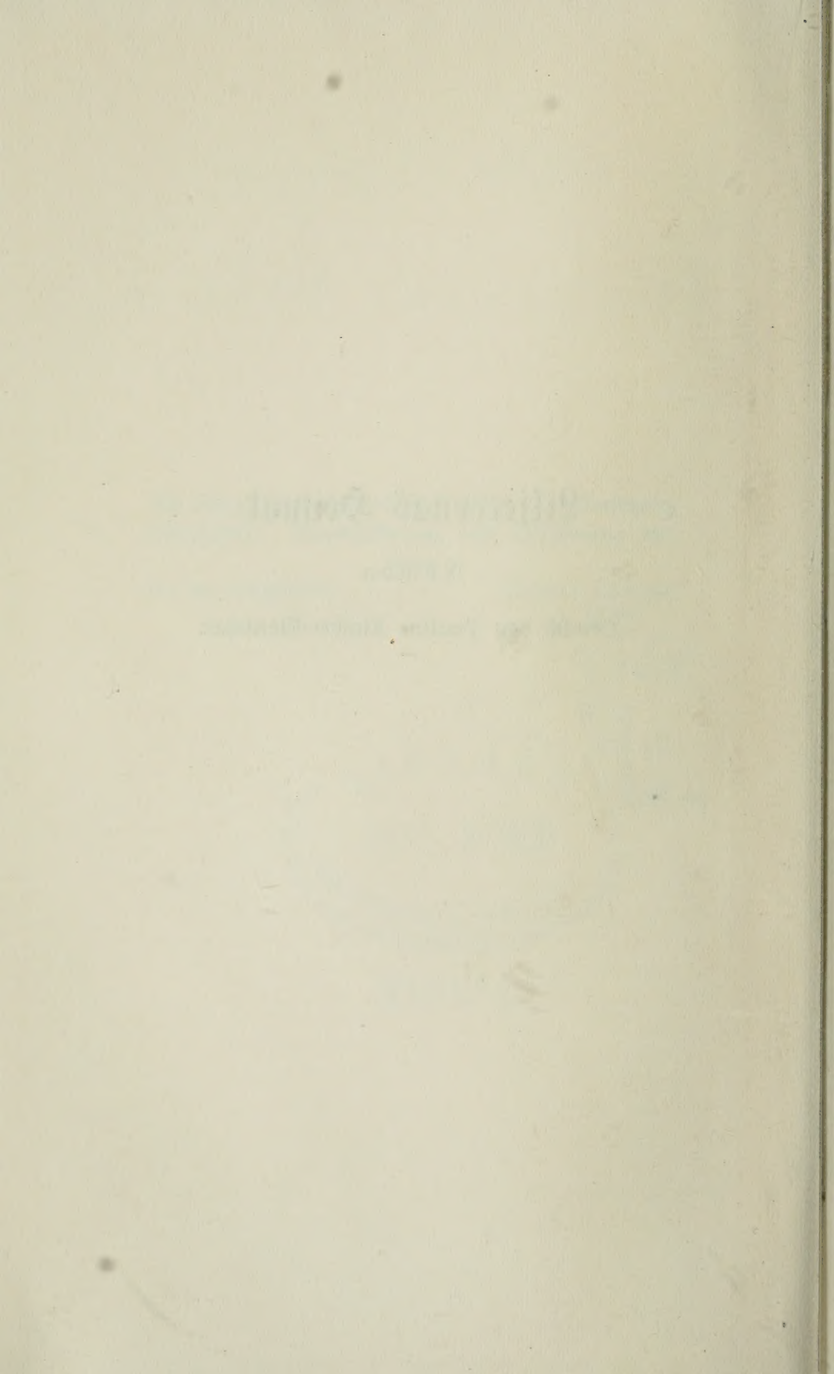
Roman

Albert Langen / München

Liljecronas Heimat

Roman

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau



Der Sturm

Am zweiten Weihnachtsfeiertag im Jahre 1800 brauste ein Sturm über den Lövseer Bezirk in Wermland hin, daß es zum Erbarmen war. Man konnte nichts anderes mehr denken, als daß alles, was auf der Erde war, mit Stumpf und Stil ausgerottet werden sollte.

Kommet nun nicht und saget, es hätten gewiß früher schon und auch später ebenso heftige Stürme gewütet, und jedenfalls saget das nicht zu einem alten Bewohner des Lövseer Bezirks, denn die haben von ihrer Kindheit an immer gehört, daß man einen ähnlichen Sturm überhaupt nicht mehr erleben könnte.

Heute noch können sie alle die Zäune aufzählen, die umgeweht, und alle die Strohdächer, die weggefegt wurden, sowie alle die eingestürzten Viehställe, unter deren Dachstühlen dann das Vieh mehrere Tage lang begraben lag. Auch können sie dir alle die Orte zeigen, wo Feuer ausbrach, dessen man in dem Sturm nicht Herr werden konnte, bis das ganze Dorf abgebrannt war. Und sie sind auch auf allen den Höhen und Berggipfeln gewesen, wo Baum an Baum herausgerissen am Boden lag, daß es dort seither gerade wie abrasiert aussieht.

Nun weiß man ja wohl, daß die Leute zu sagen pflegen: das sei ein böser Wind, der nicht wenigstens irgend jemand etwas Gutes bringe. Aber daß dieses auch von dem Sturm am zweiten Weihnachtsfeiertag gelten könnte, das hätte doch wirklich kein Mensch gedacht, denn er richtete ja nur ein Unglück ums andere an.

Wer aber von allen Menschenkindern am wenigsten glauben wollte, daß dieser Sturm vielleicht auch etwas Gutes bringen könnte, war doch wohl die „Kleine" vom Koltorp. Nein, sie hätte es nun und nimmer geglaubt, als sie am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertags dort am Waldrand stand und sah, wie Schnee, Asche, Kehricht und alles, was der Wind mit fortriß, über das Tal zu ihren Füßen wie ein Rauch hinwogte.

Niemals, in ihrem ganzen Leben nicht, und sie war doch schon dreizehn Jahre alt und ging ins vierzehnte, war ein solches Mißgeschick über die „Kleine" hereingebrochen.

Sonst gelang es ihr eigentlich immer, bei allem, was ihr widerfuhr, mochte es noch so schwer sein, ihre gute Laune aufrechtzuerhalten; dies aber war fast mehr, als sie ertragen konnte.

Ja, wahrhaftig, beinahe wären ihr die Tränen in die großen glänzenden Augen getreten und ihr über das blasse, magere Gesichtchen herabgelaufen!

Das kleine Mädchen war ein wenig vor den Waldessaum herausgetreten, wie um zu probieren, wie stark der Sturm sei; und sofort zerrte er an ihrem Kopftuch, trommelte auf ihrer kurzen, weißen Schafpelzjacke und wirbelte ihr das eigengewobene Röckchen so fest um die Beine, daß sie beinahe umgefallen wäre.

Sie war nicht allein; die Mutter und Bubi waren auch dabei. Alle beide waren genau so gekleidet wie die Kleine, in kurzen Jacken aus weißem Schaffell und in Röcken aus schwarzem steifem Fries. Und anders hätten sie auch gar nicht gekleidet sein können, denn die Kleine erbte alle ihre Kleider von Mutter, und Bubi erbte sie von der Kleinen. Der einzige Unterschied zwischen den dreien war, daß die beiden andern, obgleich sie ebenso warm angezogen waren wie die Kleine, nicht aus dem Wald herausgetreten, sondern im Schutz der Bäume stehengeblieben waren.

Die Mutter und Bubi hatten ebenso magere, abgezehrte Gesichter wie die Kleine und auch ebenso klare kluge Augen, und beide dachten auch dasselbe wie sie: daß dieser Sturm doch ein rechtes Mißgeschick sei. Auch waren sie ebenso betrübt und hätten am liebsten gleich zu weinen angefangen.

Aber die beiden drinnen im Walde sahen lange nicht so verzweifelt aus wie das kleine Mädchen.

Dieses stand gerade auf dem Berggipfel, ihr wißt, dort über dem Bäckhof im Broer Kirchspiel, und sie konnte mit den Augen den Weg verfolgen, der sich in großen Windungen bis zur Broer Kirche hinunterschlängelt.

Aber was sah sie da? Die Bauersleute, die schon im Schlitten auf dem Wege nach der Kirche waren, drehten

um und fuhren wieder heimwärts. Mehr brauchte die Kleine nicht zu sehen, um zu verstehen, daß Mutter und Bubi die zwei Meilen bis nach dem Nyhof im Svartsjöer Bezirk, wohin sie zum Weihnachtsschmaus eingeladen waren, ganz unmöglich zu Fuß zurücklegen könnten.

Als die Kleine sich das klargemacht hatte, ballte sich ihre Hand in dem Handschuh ganz unwillkürlich zu einer Faust.

Ach, wenn es nur drinnen im Walde, wo sie wohnten, nicht so ruhig und still gewesen wäre! Wenn sie nur hätten ahnen können, was das für ein Wetter war, ehe sie bis hier an den Waldessaum gekommen waren! Dann wären sie überhaupt nicht von Hause fortgegangen, und das wäre ihr viel lieber gewesen!

Denn ihr müßt wissen, der Kleinen kam nichts erbärmlicher vor, als wenn sie wieder umdrehen mußte und nicht dahin kommen konnte, wohin sie wollte.

Wenn sie nur wenigstens nicht das ganze Jahr hindurch immerfort an diesen zweiten Weihnachtsfeiertag, wo sie nach Nyhof gehen durfte, gedacht hätte! Wenn nur nicht gerade in diesem Augenblick die großen dampfenden Kessel, die langen Tische mit den weißen, bis auf den Boden herabhängenden Tischtüchern und den großen Butterbrotbergen darauf vor ihr aufgetaucht wären! Wenn nur nicht sie und Bubi jedesmal, so oft die Mutter ihnen nichts zu essen geben konnte, zueinander gesagt hätten: „Wenn wir beim Oheim auf dem Nyhof zum Weihnachtsschmaus sind, dann wollen wir uns aber satt essen!"

Ach, ach! Wenn sie daran dachte, daß dort drunten jetzt süße Suppe mit Rosinen gekocht wurde, daß es da Reisbrei und Kuchen gab, und Eingemachtes und Kaffee mit mürbem Backwerk, und daß sie nichts davon bekommen sollte!

Sie war über die Maßen zornig und wünschte geradezu, es möchte jemand in der Nähe sein, an dem sie ihren Zorn auslassen könnte. Und sie dachte in ihrem Herzen, der Sturm hätte auch mehr Verstand haben können, als gerade an diesem Tage zu kommen. Festtag war es, da brauchten sie nicht die Mühle zu drehen, und Winter war es, da brauchten sie nicht auf dem See zu helfen,

sondern waren frei von aller Arbeit. Aber was konnte es nützen, wenn sie es auch dem Sturm zurief?

Die Strecke, die sie jetzt vor sich hatten, war die schwierigste vom ganzen Wege. Von hier ging es abwärts an Helgesäter vorbei, dann über die Brobyer Hügel nach dem Lövsee und der Kirche und über die großen Felder des Pfarrhofs, weil dort offenes, unbewaldetes Land war, über das der Weg hinführte. Wenn sie nur erst dort vorbei waren und sich dann die Hedebyhügel hinaufarbeiten konnten, dann hatte es keine Gefahr mehr, denn von da an führte der Weg immer durch Wald.

Die Kleine meinte, es sehe doch gar nicht so furchtbar schlimm aus, und sie müßten wenigstens noch einen Versuch machen. Schlimmer als schlimm könnte es jedenfalls nicht ausfallen.

Sie war sogar ganz befriedigt, solang Mutter dort drüben stand und überlegte. Da war es doch immerhin noch möglich, daß sie sich zum Weitergehen entschloß. Aber o weh! jetzt eben machte Mutter eine Bewegung, wie um in den Wald zurückzugehen, und Bubi tat selbstverständlich ganz wie die Mutter.

Da ging die Kleine in der entgegengesetzten Richtung den Hügel hinunter. Zuerst ganz langsam, dann aber immer schneller, denn der Wind kam von hinten her und trieb sie eiligst vorwärts, sie mußte geradezu laufen. Sie hütete sich wohl, zurückzusehen; denn sie fürchtete, Mutter und Bubi würden ihr dann Zeichen machen, sie solle wieder umdrehen. Ja, sie war fast sicher, daß sie ihr jetzt eben riefen, um sie aufzuhalten. Aber darum brauchte sie sich nicht zu kümmern, denn jetzt, wo sie so recht in den Sturm hineingeraten war, lärmte und donnerte es um sie her, daß sie gar nichts hören konnte.

Es war nicht wahrscheinlich, daß Mutter ihr nachlaufen und sie festhalten würde, denn Mutter mußte ja Bubi an der Hand führen, damit er nicht umgeweht würde, und so kam sie nicht rasch vorwärts.

Deshalb bekam indes das kleine Mädchen durchaus keine Lust, umzudrehen, nein, durchaus nicht; aber sie mußte sich jetzt doch gestehen, daß das Wetter viel schlimmer war, als sie geglaubt hatte.

Über ihrem Kopfe kamen große schwarze Vögel mit

flatternden Schwingen dahergesaust, die der Wind vor sich her jagte und ganz zerfetzte; schließlich hatten sie weder Federn noch Körper mehr. Die Kleine dachte, so etwas Unheimliches habe sie noch nie gesehen, bis sie schließlich zu ihrer Verwunderung erkannte, daß es große Strohbüschel waren, die von irgendeinem Dach losgerissen worden waren.

So oft sie einen Schritt dem Wind entgegen machte, erhob sich dieser vor ihr wie ein sich bäumendes Pferd und wollte sie umwerfen; machte sie aber einen Schritt mit dem Wind, so stieß er sie vorwärts, und sie mußte mit krummen Knien und vorgebeugtem Rücken gehen, um ihm einigermaßen Widerstand leisten zu können. Dieses beständige Ankämpfen machte sie schrecklich müde, und schließlich hatte sie das Gefühl, als müsse sie einen vollbepackten Karren ziehen.

Und von Norden her kam der Wind und brachte eine Kälte mit, als hätte er mit Leichen getanzt. Er war überaus scharf und heftig und drang durch ihre Pelzjacke und den Friesrock mit Eiseskälte in ihren Körper hinein. Daraus machte sie sich zwar nicht viel; aber sie fühlte wohl, wie ihr die Zehen in den mit Pechdraht genähten Stiefeln erstarrten, wie ihr die Finger in den wollenen Fausthandschuhen klamm wurden, und wie sie die Ohren unter dem Kopftuch brannten; aber trotzdem ging sie weiter, bis sie den ganzen langen Hügel hinunter gekommen war. Erst als sie in der Talsenkung stand, hielt sie an und wartete auf die beiden andern.

Und als diese endlich auftauchten, ging sie ihnen entgegen.

„Es wäre wohl am besten, wenn wir wieder heimgingen,“ sagte sie. „Denn den Nyhof können wir ja doch nicht erreichen.“

Aber nun war Mutter böse und Bubi auch, und sie sagten sich, dieses kleine Mädchen solle sie nicht nur so regieren und sagen dürfen, wenn sie vorwärts gehen und wenn sie umdrehen sollten.

„O nein,“ sagte die Mutter, „wir drehen nicht um; nun sollst du jedenfalls zum Weihnachtsschmaus kommen, da du so sehr erpicht darauf bist.“

„Ja, du sollst soviel Wind zu schlucken bekommen,

daß du für viele Wochen genug hast," fügte Bubi hinzu.

Damit ging Mutter mit Bubi weiter, und die Kleine mußte ihnen folgen, so gut sie konnte.

Als sie den Uvhof erreicht hatten, begegneten ihnen die Wanderlotte und der Betteljon. Und diese beiden, die sich Sonntags und Werktags in der Gegend herumzutreiben pflegten und an jegliches Wetter gewöhnt waren, hielten die Hände wie eine Trompete vor den Mund und riefen den drei Daherkommenden zu, sie sollten eiligst nach Hause zurückkehren, denn weiter drunten nach dem See zu sei es eisig kalt, sie würden da erfrieren.

Trotzdem gingen Mutter und Bubi weiter. Sie waren noch immer böse auf die Kleine und wollten, sie solle so recht zu schmecken bekommen, was für ein schreckliches Wetter es war.

Jetzt kam ihnen das Pferd von Erik auf Falla entgegen. Es zog einen leeren Schlitten hinter sich her, denn der Sturm hatte Erik auf Falla den Hut vom Kopf gerissen; und während er um die Zäune herumlief, über Hofmäuerchen kletterte und in den Gräben herumkroch, um seines Hutes wieder habhaft zu werden, war das Pferd des Stillestehens überdrüssig geworden und hatte sich auf den Heimweg gemacht.

Aber Mutter und Bubi sahen aus, als komme ihnen das gar nicht merkwürdig vor; sie gingen einfach weiter.

Sie hielten auch nicht an, bis sie oben auf den Brobyer Hügeln angekommen waren. Aber da gerieten sie in einen großen Haufen von Menschen, Pferden und Schlitten hinein, die hier hielten und nicht weiter konnten. Denn siehe! die große Brobyer Tanne, die so hoch gewesen war, daß man sie gerade wie den Gurlittagipfel aus weiter Ferne hatte sehen können, war vom Sturm gefällt worden und lag quer über den Weg. In der naheliegenden Brobyer Kirche aber sollten Jan von Gullåsa und Britta von Kringåsa getraut werden. Und der alte Jan Jansa von Gullåsa und die alte Mutter von Kringåsa, sowie die Nachbarn und Verwandten und der Spielmann Jöns und die schöne Gunnar von Högsjö und viele andere, die mit im Hochzeitszug gehen sollten, standen nun da und konnten nicht weiter. Sie redeten

eifrig durcheinander und erklärten, sie seien schon zweimal von umgewehten Bäumen aufgehalten worden; bisher hätte man sie wegschaffen können, bei dieser Tanne hier aber wüßten sie sich nicht zu helfen.

Der alte Vater von Gullåsa ging umher und bot den Leuten Branntwein an; aber weiter konnten sie deshalb doch nicht. Die Braut war aus dem Schlitten gestiegen und weinte, weil der ganze Weg zur Kirche so voller Hindernisse war; und der Wind riß rote Tüllrosen und grünseidene Blätter aus den Borten ihres Kleides, daß die Leute, die später am Tage dieses Weges durchs Kirchspiel gezogen kamen, nichts andres glaubten, als der Sturm habe einen wilden Rosenbusch in einem Zauberwald ausfindig gemacht, dort die Blumen und Blätter mit fortgerissen und sie über die Hecken und Raine gestreut.

Aber Mutter und Bubi hielten nicht an, weil die Tanne quer über dem Weg lag; sie krochen unten durch und wanderten weiter, denn sie dachten, die Kleine werde noch eine ganze Weile nicht genug vom Sturm haben.

Und sie kamen auch wirklich bis zum Kreuzweg und bis zum Brobyer Gasthaus!

Da erblickten sie die Majorin Samzelius, die mit zwei Pferden in einem bedeckten Schlitten dahergefahren kam. Und erst als sie sahen, daß die Majorin unter Dach saß, begriffen die beiden wohl ganz, wie schrecklich das Wetter tatsächlich war; denn die Majorin gehörte sonst nicht zu denen, die sich vor etwas fürchteten. Als die Majorin aber der beiden ansichtig wurde, streckte sie die geballte Faust unter dem Schutzdach hervor, drohte ihnen und rief ihnen mit einer Stimme, die man noch durch das Brausen des Sturmes hindurch verstehen konnte, zu:

„Mach, daß du heimkommst, Marit von Koltorp! Bei so einem Wetter, wo ich sogar im verdeckten Schlitten fahren muß, darfst du nicht mit deinen Kindern draußen sein!"

Aber Mutter und Bubi dachten, für die Kleine werde es ganz gut sein, wenn sie noch eine Weile mit dem Wind kämpfen müsse.

Als sie jetzt die Brücke erreichten, die über den schmalen Sund zwischen dem oberen und dem mittleren Lövsee

führte, mußten sie ganz am Brückengeländer hinkriechen. Hier brauste der Sturm schrecklicher als je zuvor, und sie wären gewiß ins offene Wasser hineingetrieben worden, wenn sie aufrecht zu gehen versucht hätten.

Als sie die Brücke glücklich hinter sich hatten, waren sie halbwegs nach dem Nyhof, und nun begann die Kleine zu glauben, daß sie wirklich noch zum Weihnachtsschmause recht kommen würden.

Aber kaum hatte sie das gedacht, als sich auch schon ein neues Hindernis einstellte. Wahrscheinlich war die heftige Kälte auf der Brücke für Bubi zuviel gewesen; der arme Kerl war kalt wie ein Eiszapfen. Er warf sich platt auf den Boden und wollte keinen Schritt mehr weiter. Die Mutter hob ihn auf, schüttelte ihn und lief mit ihm ins nächste beste Haus hinein.

Die Kleine erschrak sehr und lief eiligst hinter der Mutter her. Sie wußte nicht mehr, was sie tun sollte; denn wenn Bubi jetzt erfroren war, dann war sie schuld daran. Wenn sie nicht gewesen wäre, würden Mutter und Bubi sicher umgekehrt und nach Hause zurückgegangen sein.

Sie waren indes in ein Haus gekommen, wo unglaublich gute Leute wohnten, die sogleich sagten, ehe der Sturm sich gelegt habe, dürften die Gäste nicht vors Haus hinaus, da könne gar keine Rede davon sein. Ja, und sie sagten auch, es sei ein wahres Glück, daß sie bei ihnen eingekehrt seien; wenn sie ihren Weg noch bis zur Propstei fortgesetzt hätten, wären sie sicher alle miteinander erfroren.

Es sah aus, als sei Mutter recht froh, daß sie nun unter Dach und Fach waren. Sie saß so befriedigt da, als wisse sie ganz und gar nichts davon, daß drunten auf dem Nyhof jetzt die Bratspieße gedreht und das Fett von den großen Fleischkesseln abgeschöpft wurde.

Nachdem die Hausbewohner ihnen so recht nach Herzenslust gesagt hatten, wie gut es sei, daß die Wanderer bei ihnen eingekehrt waren, fiel es ihnen ein, zu fragen, warum sie sich denn eigentlich in dem Sturm hinausgewagt hätten, und ob sie vielleicht auf dem Weg zur Kirche gewesen seien?

Da erzählte ihnen die Mutter, warum sie unterwegs

waren. Sie sagte, sie hätten zu Per Jansa auf Nyhof gewollt; der sei ihr Schwager, obgleich er ebenso reich sei, wie ihr Mann arm gewesen sei. Am zweiten Weihnachtsfeiertag halte er immer einen großen Weihnachtsschmaus, und zu diesem sei sie als Schwägerin selbstverständlich eingeladen. Sie habe allerdings von Anfang an das Wetter für recht schlecht gehalten, aber es sei ja das einzige Festmahl im Jahre, bei dem sie dabei sein dürften.

Als die guten Hausbewohner das hörten, fingen sie wieder zu jammern an und sagten, die Mutter tue ihnen schrecklich leid, weil sie nun nicht zum Festmahl bei Per Jansa kommen könnte, denn dort gehe es sicher recht hoch her; aber in diesem Sturm noch einmal einen Versuch zu machen, das sei unmöglich, sie würde geradezu ihr Leben aufs Spiel setzen.

Die Mutter stimmte mit ihnen überein, und sie sah aus, als sei es gar keine Kunst für sie, hier bei diesen armen Leuten ganz ruhig sitzen zu bleiben, während es doch soviel Gutes gab, das auf sie wartete.

„Wenn Ihr die Kinder nicht bei Euch hättet, könntet Ihr Euch vielleicht schon bis zum Nyhof durcharbeiten," setzten die Hausbewohner hinzu.

Auch darin stimmte die Mutter mit den Leuten überein. Ja, sie könnte schon noch zum Festmahl kommen, sagte sie, wenn sie die Kinder nicht bei sich hätte; diese aber wage sie bei diesem Wetter nicht mehr mit hinauszunehmen.

Nein, nein, es war nichts zu machen; darin waren alle ganz einig, aber die Mutter tat den Leuten eben doch schrecklich leid. Man sah ihnen ordentlich an, wie bekümmert sie darüber waren.

Da kam der Frau plötzlich ein guter Gedanke, über den sie sehr froh wurde.

„Ei der Tausend!" sagte sie. „Wenn Ihr selbst Lust zum Gehen hättet, könntet Ihr ja die Kinder hier bei uns lassen."

Alle beide, die Frau und der Mann, waren ganz beglückt über diesen Einfall, und sie konnte gar nicht begreifen, warum sie nicht früher darauf gekommen waren.

Die Mutter machte zuerst etwas Umstände, gab aber bald nach. Und dann wurde ausgemacht, die Kinder sollten den Tag über und auch die Nacht da bleiben, wo sie waren, und die Mutter würde dann am nächsten Tage wiederkommen und sie abholen.

Darauf ging die Mutter, und da saß nun das kleine Mädchen.

Jetzt war also alle Hoffnung zu Ende, sie kam nicht zum Weihnachtsschmaus, das sah sie wohl ein. Aber was hätte es helfen können, wenn sie auch gesagt hätte, sie wollte mit der Mutter gehen? Diese herzensguten Leute, bei denen sie Unterkunft gefunden hatten, hätten sie doch nicht fortgelassen, auch hätte man ja Bubi nicht ganz allein zurücklassen können.

Die Hausbewohner versuchten, die Kleine zu unterhalten und sie ein bißchen aufzumuntern; aber sie brachte kein Wort heraus, ja sie drehte ihnen den Rücken, stellte sich ans Fenster und richtete ihren Blick auf zwei große Birken, die da draußen im Sturme hin und her schwankten.

Gar viele Wünsche stiegen in ihrem Herzen auf, während sie da am Fenster stand. Unter anderem wünschte sie, der Sturm sollte mit aller Gewalt auf das Haus losfahren, damit es einfiele und sie herauskommen könnte.

Aber, aber — das sah doch merkwürdig aus! Während sie so dastand und die Birken betrachtete, schienen diese mit jedem Augenblick weniger heftig hin und her zu schwanken, und zugleich war es auch, als nehme der Lärm und das Getöse ab, das mit dem Sturm daherkam, und als fliege jetzt nichts mehr, weder Stecken noch Stroh, in der Luft umher.

Die Kleine wußte kaum, ob sie ihren Augen trauen dürfte; aber jetzt war es wahrhaftig draußen so ruhig, daß die lang herabhängenden Birkenzweige nur gerade noch ein wenig bebten.

Die Hausbewohner schäkerten mit Bubi und merkten nichts, bis die Kleine zu ihnen sagte, jetzt sei der Sturm vorüber.

Sie waren über die Maßen erstaunt und sagten sogleich, es sei schade, daß er sich nicht ein wenig früher

gelegt hätte, dann hätten die Kinder ja auch noch zum Weihnachtsschmause kommen können. Wenn sie den ganzen Tag hier bei ihnen sitzen müßten, so sei das kein Vergnügen, das wüßten sie wohl.

Da sagte die Kleine, wenn man es ihr erlaubte, könnte sie sich jetzt gut mit Bubi auf den Weg nach Nyhof machen. Es gehe ja immer auf der Landstraße geradeaus, da könne sie durchaus nicht fehl gehen, und so mitten am Tag werde ihnen ja sicher auch nichts Böses zustoßen.

Diese Leute waren doch wirklich von Herzen gut. Sie wollten keinem Menschen die Freude verderben, und so ließen sie die beiden Kinder miteinander abziehen.

Jetzt war alles gut. Das Wetter war still und schön; es ging sich gar leicht, und es war niemand da, der der Kleinen befohlen hätte, im Zimmer zu sitzen oder umzukehren, wenn sie weiter wollte.

Aber etwas beunruhigte die Kleine doch. Es kam ihr vor, als sinke die Sonne gar so schnell dort auf der Südseite gegen den Himmelsrand herunter. Sie wußte nicht, wieviel Uhr es war; aber wie, wenn es nun schon so spät wäre, daß man auf dem Nyhof schon bei Tische saß! Und sie hatten noch eine ganze Meile zu gehen. Wie, wenn sie nun nicht früher hinkam, als bis es nur noch leere Schüsseln und abgenagte Knochen gab?

Bubi war erst sieben Jahre alt und konnte nicht sehr schnell marschieren. Auch war er nach allem, was er an diesem Tag schon durchgemacht hatte, mutlos und verzagt.

Als die Kinder in der Talmulde am Fuße des Hedebyhügels standen, hielt die Kleine an und sah nach dem Lövsee hin, der frisch gefroren mit hellem blanken Eis bedeckt vor ihr lag.

Sie fragte Bubi, an welchem Abend es doch gewesen sei, wo Mutter heimgekommen war und gesagt hatte, der Lövsee sei zugefroren. Mutter sei sehr überrascht gewesen, daß der See schon vor Weihnachten zugefroren war, und sie habe den ganzen Abend davon gesprochen.

„Ja, das ist am Tag vor dem heiligen Abend gewesen," sagte Bubi. „Ich weiß es ganz gewiß."

„Dann ist der See ja schon seit vier Tagen gefroren,"

entgegnete die Kleine, „da ist das Eis gewiß stark genug, uns zu tragen."

Ha, nun kam neues Leben in den Jungen, sobald er begriffen hatte, daß die Schwester den Weg über den See nehmen wollte!

„Ja, ja, komm, wir schlittern bis zum Nyhof über den See!" rief er vergnügt.

„Ja, es ist am einfachsten, wenn wir diesen Weg nehmen, da der Nyhof am See liegt," sagte die Kleine.

Sie war indes doch etwas bedenklich; aber jetzt war Bubi der, der darauf drang. Vom Weitergehen auf der Landstraße wollte er gar nichts mehr wissen. Nein, nein, die Schwester sollte sofort mit an den See hinunter!

„Dann mußt du zu Mutter sagen, du habest es gewollt, denn über dich wird sie nicht böse," sagte die Kleine.

Es war nicht weit zum See, und die beiden Kinder standen bald draußen auf dem Eis, das glatt wie ein Aal und spiegelblank war, es hätte gar nicht blanker sein können. Die Kinder faßten einander bei der Hand und schlitterten nun quer über den See.

Ei, das war besser als das Gehen auf der Landstraße! Auf diese Weise kamen sie sicher nach Nyhof, ehe das Festmahl zu Ende war.

Aber dann hörte die Kleine plötzlich ein Brausen und ein Donnern hinter sich, das sie nur zu leicht wiedererkannte. Sie brauchte sich gar nicht erst umzudrehen, um zu sehen, was es war, sie fühlte es schon im Nacken. Der Sturm war es, der sich wieder aufgemacht hatte.

Es war gerade, als hätte er sich ruhig verhalten, nur um die Kinder aufs Eis hinauszulocken; jetzt aber brauste er daher, fuhr auf sie los und warf sie um.

Nein, es war unmöglich, sie konnten auf dem Eise nicht weiter; seit der Sturm wieder losgebrochen war, konnten sie sich nicht mehr aufrecht auf den Füßen halten, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ans Ufer zurückzukriechen.

Jetzt hätte man eigentlich glauben sollen, der Kleinen wäre aller Mut vergangen; sie war ja mit dem Brüderchen in einer verzweifelten Lage. Wie sollten sie nur wieder zu Menschen gelangen? Auf dem See konnten

sie nicht weiter, und da, wo sie jetzt an Land kamen, fand sich nur ein steiler Berg und dichter Wald, aber kein Weg.

Ach! und Bubi war so müde und verdrießlich über alles, er weinte nur noch.

Die Kleine blieb eine Weile am Ufer stehen und sah ganz ratlos aus.

Aber plötzlich fiel ihr ein, wie sie und Bubi daheim oben von ihrem Berge herunterzufahren pflegten, wenn er ganz mit Eis bedeckt war, und sofort begann sie Tannenzweige abzubrechen und sie auf zwei Haufen zu schichten. Dann setzte sie Bubi auf den einen, ließ sich selbst auf die Knie nieder und schob nun Bubi mitsamt den beiden Haufen aufs Eis hinaus.

Als sie da draußen so recht im stärksten Blasewind drinnen waren, setzte sie sich auf den anderen Tannenzweighaufen, jedes von den Kindern nahm einen großen Tannenzweig in die Hand und hielt ihn gegen den Wind.

Und hui! sagte der Sturm, und hei! sagte der Sturm. Er schüttelte sie und stieß sie auf die Seite, wie wenn er probieren wollte, was er mit ihnen anfangen könnte.

Dann faßte er hart zu, und sie fuhren davon. Und es ging, es ging! Ja, hurtig wie der Wind ging es, und nun fühlten die Kinder den Sturm gar nicht mehr. Wenn nicht die Ufer an ihnen vorbeigeflogen wären, hätten sie fast glauben können, sie säßen ganz stille.

Bubi schrie aus vollem Halse vor lauter Vergnügen; aber die Kleine saß auf ihrem Haufen mit fest zusammengepreßten Lippen und spähte eifrig umher, ob nicht ein neues Hindernis daherkomme, das sich zwischen sie und den Weihnachtsschmaus stellen wollte.

Das war die schnellste Fahrt, die die Kinder je in ihrem Leben gemacht hatten. Es dauerte nicht viele Minuten, da hatten sie die Landspitze vor sich, wo die großen Gebäude des Nyhofs aufragten.

Auf dem Hofe wollte man sich eben zu Tische setzen, als die Kinder auf dem Eise draußen auftauchten. Da liefen alle eiligst hinaus, um zu sehen, was denn da Merkwürdiges über den gefrorenen See dahergefahren kam.

Und man kann sich wohl denken, wie sehr sich alle ver-

2*

wunderten, als sie die Kinder erkannten. Ja, alle miteinander, Per Jansa und Per Jansas Frau und der Pfarrer und alle anderen Gäste verwunderten sich über die Maßen.

Die einzige, die nicht gar so sehr überrascht aussah, war die Mutter.

„Dieses Mädchen gibt nicht nach, bis es so geht, wie sie es haben will,“ sagte sie. „Ich hatte eigentlich schon die ganze Zeit erwartet, sie auf einem Besenstiel durch die Luft daherreiten zu sehen.“

Aber von wem die Leute den ganzen Abend sprachen, und wen sie lobten, und zu wem sie sagten, es werde einmal eine tüchtige Hausfrau aus ihr werden, das war die Kleine.

Die Mutter mußte sich eine ganze Weile neben die Pfarrfrau aufs Sofa setzen und ihr von der Kleinen erzählen.

Und die Mutter berichtete, so klein sie auch noch sei, so könne sie doch schon ganz nett spinnen, und Wolle karden könne sie auch, und den ganzen letzten Sommer hindurch habe sie Beeren gesammelt und nach Helgesäter verkauft. Und der Kapitän habe ihr ein Abcbuch geschenkt, eines von den Fräulein auf Helgesäter habe ihr dann etwas nachgeholfen, und nun könne sie lesen und auch schreiben.

Der Pfarrer von Svartsjö war viele Jahre lang Witwer gewesen, aber im vergangenen Sommer hatte er wieder geheiratet. Die neue Pfarrfrau war klein von Gestalt und hatte schlohweißes Haar; aber ihr Gesicht war von zarter Farbe und ganz ohne Runzeln, niemand hätte ihr Alter festzustellen gewagt. Sie stand in dem Ruf, eine unglaublich tüchtige Hausfrau zu sein; die Leute sagten auch von ihr, wenn sie einen Menschen nur einmal sehe, wisse sie gleich, was er wert sei.

Diese neue Pfarrfrau sagte zu der Mutter, sie habe schon länger die Absicht, ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen, die ihre Stieftochter bedienen sollte, damit das Zimmermädchen mehr ans Weben komme, und dann fragte sie, ob die Mutter etwas dagegen hätte, wenn die Kleine im nächsten Herbst ins Pfarrhaus käme.

Ob die Mutter etwas dagegen hätte? War das eine

Frage! Sie konnte sich kein größeres Glück für ihre Kleine wünschen, als auf Lövdala in Dienst zu kommen.

Den ganzen Abend hindurch folgte die Pfarrfrau der Kleinen mit den Augen; es war, als könne sie an niemand anders mehr denken.

Und nach einer Weile rief sie die Mutter wieder zu sich.

„Ist es wahr, daß das Mädchen schreiben und lesen kann?" fragte sie.

Und die Mutter versicherte hoch und teuer, ja, es sei ganz wahr.

„Nun, dann machen wir aus, daß sie gleich mit nach Lövdala kommt," sagte die Pfarrfrau. „Ihr könnt ja den Weg über Lövdala nehmen, wenn ihr von hier wieder heimgeht, und dann kann sie gleich dableiben."

Und so wurde es auch beschlossen.

Aber auch nachher beobachtete die Pfarrfrau die Kleine noch immer gerade wie zuvor, wie wenn sie sich nicht satt an ihr sehen könnte.

Und wieder nach einer Weile wollte sie abermals mit Marit von Koltorp sprechen.

„Wie heißt denn deine Kleine?" fragte sie.

„Sie heißt Eleonora, aber wir nennen sie nur Nora."

„Und es ist wirklich wahr und nicht nur Großtuerei, daß sie lesen und schreiben kann?" fragte die Pfarrfrau wieder.

„Nein, nein," versicherte die Mutter, „es ist die reine Wahrheit."

„Ich habe mir überlegt, daß sie gleich heute abend in unserem Schlitten mit uns nach Lövdala fahren könnte," sagte nun die Pfarrfrau. „Es fehlt uns jetzt eben an einem kleinen Mägdlein, deshalb könnte sie ihren Dienst ebensogut gleich antreten."

Und wie die Pfarrfrau es wünschte, so geschah's natürlich. Sie gehörte zu den Menschen, denen man nicht gerne widerspricht.

Die Spinnrocken

Die große Kastenuhr aus Dalarna, die in der Stube neben der Küche, der sogenannten Küchenkammer, stand, schlug sechs Uhr mit einem Gerassel, als wollten die schweren Gewichte bis in die Unterwelt hinunterstürzen. Daran erwachte die Kleine, die da auf drei zusammengestellten Stühlen schlief, einem sehr unsicheren Bett, das nach der Ankunft in später Nacht eiligst für sie hergerichtet worden war.

Die Kleine sprang mit einem Schrei von ihrem Lager auf und hielt nicht an, bis sie mitten im Zimmer stand. Es hatte ihr geträumt, sie liege in einem Sarg und sollte begraben werden, und die Kirchenglocken läuteten ihr zu Grabe.

Aber als sie mit den Füßen auf dem kalten Boden stand, wurde sie sofort hell wach.

Hoffentlich hatte sie doch niemand schreien hören! Wenn nun jemand hier im Zimmer mit ihr schliefe! Das wäre schrecklich! Wie würden die Pfarrmägde sie auslachen, wenn sie erführen, daß sie sich vor der Wanduhr gefürchtet hatte! Sie begriff gar nicht, warum sie eigentlich so erschrocken war. Daheim in Koltorp hatten sie allerdings keine Uhr, aber auf dem Nyhof waren große Schlaguhren im Saal und auch in der kleinen Wohnstube; die Kleine wußte also wohl, wie es war, wenn eine Uhr schlug.

Es war nicht ganz dunkel in der Küchenkammer. Auf der Feuerstelle in der Ecke brannten ein paar Holzscheite, bei deren Schein die Kleine sich umschauen konnte. Nein, außer ihr war niemand im Zimmer. Das schmale hölzerne Kanapee, wo die Pfarrerstochter, Mamsell Maja Lisa, gelegen hatte, als die Kleine in der Nacht angekommen war, stand leer und war überdies auch schon für den Tag zurechtgemacht.

Aber wenn Mamsell Maja Lisa aufgestanden war, dann war es wohl auch für die Kleine Zeit, sich anzuziehen.

Sie wollte noch ein Scheit Holz aufs Feuer legen. Wenn sie bei dessen Schein nur ihre Strümpfe und

Schuhe und die andern Kleidungsstücke finden konnte, würde sie bald fertig sein.

Aber sonderbar war es doch! Hier war sie in der Küchenkammer des Pfarrhauses und zog sich an, und zwar gerade in demselben Lövdaler Pfarrhaus, wo ihre Mutter einst Kindermädchen gewesen war, ehe sie sich mit Vater verheiratet hatte. Würde sie, die Tochter, wohl ebenso gerne hier sein, wie einst die Mutter?

Auf der ganzen weiten Welt gab es nichts, Bubi ausgenommen natürlich, was die Mutter so lieb gehabt hätte wie die Pfarrerstochter. Wenn sie von dieser sprach, war es immer, als redete sie von einer Prinzessin.

Was hatte Mutter alles erzählt! Die Pfarrerstochter war wunderschön; wenn sie auf der Straße dahergefahren kam, liefen die Leute von ihrer Arbeit weg und stellten sich an die Zäune, nur um sie zu sehen.

Der Pfarrer hatte große Macht im Kirchspiel; aber er pflegte zu sagen, im Vergleich zu seiner Tochter fragten die Leute recht wenig nach ihm. Er sei nur ein Dahergelaufener, sie aber stamme aus dem alten Pfarrergeschlecht, das seit hundert Jahren im Kirchspiel ansässig sei, und sie werde ja auch Lövdala und das ganze Kirchspiel erben.

Die Kleine war manchmal fast ein wenig ärgerlich gewesen, weil sie immer und immer von der Pfarrerstochter hatte reden hören, gerade, wie wenn andere Leute ganz und gar nicht mitzählten, wenn von ihr die Rede war; aber nun freute sie sich doch sehr darauf, diese Pfarrerstochter zu sehen.

Wenn sie nur begreifen könnte, dachte sie, was das für ein Getöse war, das, solange sie sich ankleidete, immerfort an ihr Ohr drang. Es konnte doch wahrhaftig nicht der Sturm von gestern sein, der ihr noch in den Ohren brauste! Oder vielleicht hatte es von neuem zu stürmen angefangen? Aber eigentlich klang das, was sie hörte, gar nicht so recht wie Sturm, viel eher wie das gleichmäßige Tosen einer Mühle.

Endlich war sie angezogen, und nun machte sie die Küchentüre auf.

Ja, da war es ihr nicht mehr verwunderlich, woher der Lärm kam. Die ganze Küche war voller Spinn-

rocken und Spinnerinnen; ein Spinnrädchen hinter dem andern, eine Spinnerin hinter der andern — die Kleine konnte das Ende der Reihe gar nicht absehen.

Sie mußte auf der Schwelle stehenbleiben, denn es wurde ihr plötzlich ganz schwindlig zumut. Drei Spinnrädchen in ein und demselben Raum im Gang, das war das höchste, was sie bisher gesehen hatte. Aber wie viele waren hier? Sie fragte sich unwillkürlich, ob sie wohl überhaupt so weit zählen könnte.

Es war ziemlich dunkel in der Küche, deshalb war es gar nicht leicht für die Kleine, sich zurechtzufinden. Auf einem Rost, der auf einer langen eisernen Stange am Herd angebracht war, brannten ein paar harzreiche Knorren von einem Wacholderstumpf; das war die ganze Beleuchtung. Aber abgesehen von dieser dürftigen Helle konnte man auch deshalb schlecht sehen, weil die Spinnrädchen und Spinnerinnen in eine wahre Staubwolke eingehüllt waren, die vom Spinnen aufgewirbelt wurde.

Doch wie es auch sein mochte, so etwas hatte die Kleine jedenfalls noch nie gesehen. Während sie da auf der Schwelle stand und nach den Spinnrädchen, den Trittbrettern und Spindeln sowie auf die flinken Hände und Finger der Spinnerinnen sah, wurde ihr immer schwindliger zumute. Um nun über den Schwindel Herr zu werden, fing sie an, sich selbst Fragen vorzulegen; denn das solle man tun, hatte die Mutter gesagt.

„Wie viele Stränge werden hier in der Küche nur an einem einzigen Morgen gesponnen? Und wie viele Bündel Stränge mögen sie schon droben in der Vorratskammer unter dem Dach hängen haben? Und wie viele Webstühle müssen sie im Frühjahr in Gang setzen, um all dieses Garn zu verweben? Und wie viele Ballen Tuch müssen sie dann auf die Bleiche hinauslegen? Und wie viele — —“

So, jetzt war der Schwindel vorüber, und sie konnte sich zwischen die Spinnrädchen hineinwagen. Es waren gar nicht so unbegreiflich viele, wie sie zuerst gemeint hatte, aber doch auch nicht nur ein paar. In einer langen gebogenen Reihe standen sie vom Herd an ganz bis zur Ausgangstüre hin.

Dicht beim Herd und beim Feuerschein saß die Pfarr-

frau vor einem gelbgebeizten Spinnrädchen und spann feine weiße Baumwolle. Hinter der Pfarrfrau kam, soweit die Kleine erraten konnte, die alte Haushälterin, von der Mutter gesprochen hatte, und die spann Wolle an einem grün und rot angestrichenen Rad. Hinter dieser saßen fünf junge Mägde, die Köchin und das Zimmermädchen, die Kleinmagd, die Wäscherin und die Stallmagd, und diese alle spannen feinen Flachs an gewöhnlichen unangestrichenen Rädchen. Noch weiter hinten saß eine alte bucklige „Einliegerin"[1]) und spann Werg an einem alten schlechten Rad. Und ganz zuletzt, dicht neben der Küchentüre in dem kalten Zug vom Flur her und fast vollständig im Dunkeln, saß noch eine Person und spann. Sie hatte ein Spinnrad vor sich, an dem drei Speichen ausgebrochen, die Treibschnur oft zusammengeknüpft und das Trittbrett ganz ausgeleiert waren, und spann das ganz grobe Werg, das so klumpig und so voller Spelzen war, daß man sich anderswo nicht die Mühe gegeben hätte, es noch auf einen Wocken zu binden. Aber die Spinnerin, die an diesem Rad saß, schien das grobe Werg, ebenso leicht und gewandt zu spinnen, wie die andern den feinen Flachs spannen.

Wer dies sein mochte, konnte sich die Kleine durchaus nicht denken, schließlich meinte sie, es sei wohl ein Mädchen, das zum Spinnenlernen im Pfarrhaus sei.

„Du Arme," dachte sie. „Dir geht es nicht gut. Du stehst offenbar bei der Pfarrfrau nicht hoch in Gunst."

Außer diesen eben Aufgezählten war niemand in der Küche, und jetzt wußte die Kleine gar nicht mehr, wie sie sich zuerst hatte einbilden können, es seien so unendlich viele.

Alle miteinander spannen und spannen. Wenn Mutter

---

[1]) Gemeindearme. In früheren Zeiten, ehe man in Schweden die großen Armenhäuser hatte, die jetzt auf dem Lande ganz allgemein sind, wurden die Armen einer Gemeinde den Höfen zugeteilt. Sie wohnten eine bestimmte Anzahl Wochen auf einem Hofe, dann auf einem zweiten und so fort, bis sie wieder auf dem ersten ankamen. Wenn der „Einlieger" oder die „Einliegerin" noch kräftig genug waren, halfen sie bei der Arbeit auf dem Hofe. Bisweilen wurden sie krank oder bettlägerig, wurden aber trotzdem, wenn ihre Zeit um war, nach dem nächsten Hofe gefahren.

spann, dann sang sie dazu, oder sie erzählte Geschichten, hier aber waren alle mäuschenstill.

Jetzt winkte die Pfarrfrau die Kleine zu sich heran. Sie sollte ihr aus einem Korbe, der auf dem Boden stand, gekardete Baumwolle reichen, damit sie sich nicht mehr zu bücken brauchte.

Damit mußte die Kleine unendlich lang fortmachen; die Räder schnurrten um sie her, die Trittbretter gingen auf und nieder, und die Spindeln schwirrten im Kreise herum; es wurde der Kleinen allmählich wieder schwindlig, und um sich des Schwindelgefühls zu entschlagen, mußte sie sich wieder nützliche Fragen stellen.

„Wie viele Stränge Garn können hier an einem einzigen Morgen gesponnen werden? Und wie viele Bündel Garnstränge mögen sie schon droben hängen haben —."

Aber wie, sie hatte ja die Pfarrerstochter gar nicht gesehen! Diese hätte doch eigentlich ebensogut wie die Pfarrfrau hier sitzen und spinnen sollen! Aber es war vielleicht dumm, wenn sie glaubte, Mamsell Maja Lisa sitze hier und spinne mitten unter den Mägden; dazu war sie natürlich zu vornehm. So ein kleines Prinzeßchen wie diese Pfarrerstochter!

Sie sollte ja Lövdala und das ganze Kirchspiel erben. Ja, die saß wohl auf dem Sofa in der guten Stube und stickte seidene Blumen auf Seidenbrokat.

Aber was war denn das? Jetzt hatte sicher eine von den Spinnerinnen etwas Ungeschicktes gemacht. Die Pfarrfrau drehte einmal ums andere den Kopf nach der Tür.

Indessen war ziemlich viel Zeit vergangen, und der Tag begann zu grauen. Ein blasses Morgenlicht drang durch die kleinen Fensterscheiben herein. Sogar ganz drinnen in der Küche, da, wo die Kleine stand, konnte man jetzt sehen, daß die Spinnerin, die ganz außen an der Türe saß, zu arbeiten aufgehört hatte. Sie schlief nicht, sondern saß mit der Hand auf dem Rad und starrte geradeaus; aber dabei war es doch, als sähe sie von dem, was in der Küche war, gar nichts.

Und soviel war sicher, sie wußte nicht, daß die Pfarrfrau aufmerksam darauf geworden war, daß sie ihr Rädchen stillstehen ließ.

Diese Spinnerin hatte ein besonders sanftes, liebes Gesicht und ein Paar große ernste blaue Augen. Sie sah nicht aus, als hätte sie aus Nachlässigkeit in ihrer Arbeit innegehalten, sondern weil sie eine Weile stillsitzen und nachdenken mußte.

Aber mit jeder Minute, die so verging, kniff die Pfarrfrau die Lippen fester zusammen. Sie sah allmählich ganz hart aus, man konnte sich ordentlich vor ihr fürchten.

Jetzt hielt sie ihr Spinnrad an und stand auf. Die andere aber, die noch immer still dasaß, merkte gar nicht, daß die Pfarrfrau zwischen den Spinnrädern hindurch auf die Türe zukam. Sie rührte sich nicht, bis die Pfarrfrau vor ihr stand und ihr die Hand auf den Nacken gelegt hatte.

Da stieß sie einen kleinen Schrei aus und versuchte sich mit der Hand freizumachen. Aber die Pfarrfrau hielt den schlanken Hals fest umfaßt; mit der einen Hand hob sie der Spinnnerin den Kopf auf, mit der andern riß sie eine Handvoll Werg aus dem Wocken, drückte dieses auf das Gesicht der Spinnerin und fuhr ihr damit rund im Gesicht herum, wieder und wieder.

„Arbeiten wir nicht etwa alle miteinander nur für dich?“ sagte sie mit rauher, harter Stimme. „Und dann sitzest du hier und schläfst!“

Beinahe hätte die Kleine einen Schrei ausgestoßen. Nein, nein, das war unmöglich! War das die Pfarrerstochter? Aber es konnte ja nicht anders sein, für jemand anders konnte hier doch nicht gearbeitet werden!

Schließlich schüttelte sie die Pfarrfrau noch einmal heftig, warf dann das Wergbündel auf den Boden und kehrte wieder an ihren Platz zurück.

Aber in diesem Augenblick stand die Haushälterin und mit ihr die fünf Mägde und die Einliegerin von ihren Stühlen auf und schoben die Spinnräder zurück.

Da wendete sich die Pfarrfrau an die alte Haushälterin und sah sie verdutzt an.

„Ich denke, die Frau Pfarrer weiß, daß das Gesinde während der Weihnachtsfeiertage nicht zu spinnen pflegt,“ sagte die Haushälterin. „Da pflegen wir frei zu haben und dürfen für uns selbst arbeiten. Und die Frau Pfarrer weiß auch, wenn wir zum Herrn Pfarrer gehen und ihn

fragen, so sagt er, wir sollen es so haben, wie es früher gewesen ist. Jetzt haben wir den ganzen Morgen gesponnen, weil Mamsell Maja Lisa uns gebeten hatte, der Frau Pfarrer zu Willen zu sein; aber nun hören wir auf, weil wir sehen, daß die Frau Pfarrer trotzdem gerade wie sonst gegen sie ist."

Als dies gesagt war, hoben die Haushälterin und alle fünf Mägde und die Einliegerin ihre Spinnrocken auf, um sie aus der Küche hinauszutragen.

Aber die Pfarrfrau sprang auf und stellte sich vor die Küchentür.

„Mit meinem Willen kommt kein einziges Spinnrad zur Küche hinaus," sagte sie.

Doch die alte Haushälterin fühlte, daß sie das Recht auf ihrer Seite hatte; ohne Zögern trat sie auf die Pfarrfrau zu, und es sah aus, als sollte sich im nächsten Augenblick etwas Schreckliches ereignen.

Aber siehe! Statt dessen geschah etwas ganz Unerwartetes.

Die Pfarrfrau ließ ihre Augen umherlaufen, wie um zu entdecken, ob ihr jemand zu helfen gewillt sei, und da fiel ihr Blick auf die Kleine. Aber als sie sah, daß das Mädchen sie ganz entsetzt anstarrte, wie wenn sie eine Hexe sähe, war sie plötzlich wie umgewandelt.

Sie trat von der Türe zurück, gerade in dem Augenblick, wo die Haushälterin nur noch einen Schritt von ihr entfernt war.

„Recht soll Recht bleiben," sagte sie. „Wenn es so ist, wie Kajsa sagt und ihr an Weihnachten frei habt, dann soll es jetzt auch so sein. Aber ihr hättet wohl hübsch ordentlich mit mir reden können, anstatt so auf euer Recht zu pochen."

„Wir werden das nächstemal daran denken," versetzte die Haushälterin grimmig.

Aber es kam zu keinem Wortwechsel, denn in diesem Augenblick erklang eine kleine Glocke aus den Zimmern heraus.

„Da klingelt der Herr Pfarrer zum Morgensegen," sagte die Haushälterin; „wir müssen die Spinnräder bis nachher stehen lassen."

Das Gesinde ging auf den Flur hinaus; aber die Kleine

blieb wie angewurzelt stehen und rührte sich nicht. Ja, war es denn möglich? Die Spinnerin, die ganz dort hinten an der Türe saß und das gröbste Werg spann, die sollte die Pfarrerstochter sein! Das war ja ewig Sünde und Schande. Wenn das Mutter wüßte!

In einer langen Reihe verließ das Gesinde die Küche, und es ward leer in dem großen Raum. Da streckte die Pfarrerstochter, die ganz zuletzt hinausging, der Kleinen plötzlich die Hand hin und sagte:

„Du kommst doch auch mit zum Morgensegen, nicht wahr?"

Ach, wie freundlich war diese Stimme, und wie fein und weich die Hand! Die Kleine legte die ihrige zuerst ganz schüchtern hinein; aber während die beiden dann so durch den Flur gingen, schlangen sich die Finger des kleinen Mädchens fester und fester um die Hand der Pfarrerstochter, und als sie unter der Tür von des Pfarrers Studierzimmer standen, beugte sich die Pfarrerstochter zu der Kleinen herunter und sagte:

„Wie ich höre, bist du die Tochter von meinem alten Kindermädchen, der Marit von Koltorp."

„Ja," antwortete die Kleine, „und ich bin gekommen, Euch zu helfen."

Da lächelte die Pfarrerstochter. „O ja, ich brauche allerdings jemand, der mir hilft," sagte sie.

Der Svartsjö

Alle fünf Mägde saßen, mit dem Nähring am Finger, sowie Wachs und Nähgarn neben sich, in der Küche und flickten ihre alten Kleider. Es ging ihnen gewiß wie den Schneidern, die gerne hoch sitzen, wenn sie nähen, denn sie waren alle auf die hohe Tischbank hinaufgekrochen, nur die alte Haushälterin saß auf einem Stuhl.

Die Kleine stand am Fenster und sah hinaus. Vor ihr lag ein weiter Hofplatz mit gebahnten Wegen zwischen hohen Schneewällen. Ringsum standen große Gebäude, und die Kleine versuchte sie nach der Beschreibung, die ihre Mutter davon gemacht hatte, zu erkennen. Das lange niedere Haus, dem Hauptgebäude gerade gegenüber, war

wohl das Wirtschaftsgebäude, auf der Ostseite lagen die Ställe und das Waschhaus mit der Braukammer auf der Westseite. Die Häuser standen nicht alle dicht beieinander; aber es lief ein Zaun dazwischen hin, so daß man nicht anders in den Hof hineinkommen konnte als durch enge Gattertüren, die jetzt im Winter offen standen. Östlich von den Ställen konnte die Kleine die Dächer und Giebel von einer ganzen Anzahl von Gebäuden sehen, die um einen noch größeren Hofplatz her standen. Dort waren die Schweine- und Schafställe, das Vorratshaus und das Magazin; die Kornspeicher, Scheunen und Tennen und Holzschuppen, sowie das Gesindehaus für die Knechte und die Geschirrkammer. Mehrere von den Gebäuden standen auf Pfosten, andre hatten Treppen, die sich außen an der Giebelwand hinaufschlängelten und zu niedrigen Bodenräumen führten. Wohin das Mädchen sah, waren Anbaue und Verbindungsgänge, Bodenkammern mit kleinen dunklen Fenstern und langen, ringsherumlaufenden Altanen. Die meisten dieser Gebäude hatten dicke Stroh- oder Rasendächer, die aber jetzt hoch mit Schnee bedeckt waren. Über dem Ganzen lag ein stiller Friede, als lägen die alten Häuser im Winterschlafe.

Eine der Mägde war erst vor kurzem eingetreten, und sie war überdies aus einem andern Kirchspiel. Diese hätte nun wohl gerne die ruhige Stunde benützt, um etwas über die Herrschaft zu erfahren. Sie hatte eine Frage um die andere über die Pfarrerstochter und die Pfarrfrau und über den Pfarrer laut werden lassen, aber immer keine Antwort erhalten. Alle andern nähten mit festgeschlossenen Lippen und taten, als wüßten sie gar nichts.

Schließlich mußte die neue Magd doch gemerkt haben, daß sie nichts aus ihnen herausbringen konnte, und so begann sie nach anderem zu fragen.

Warum denn das Kirchspiel Svartsjö heiße? Sie könne gar nicht begreifen, wonach es so genannt worden sei. Svartsjö komme doch von einem See her, und sie habe gehört, es gebe außer dem Lövsee noch drei Seen in diesem Sprengel, aber keiner von ihnen heiße Svartsee, soviel wisse sie.

Na, diese Frage wäre nicht gefährlich zu beantworten

gewesen, aber zum Unstern hatte keine von den Mägden je gehört, woher das Dorf seinen Namen hatte, und es sah aus, als sollte die neue Magd auch hier nicht mehr erfahren, als bei ihren andern Fragen.

Doch nun legte die alte Haushälterin ihre Arbeit nieder und nahm die Brille von der Nase.

„Es ist gar nicht so sonderbar, wenn das Kirchspiel Svartsjö heißt," sagte sie, „denn es hat seinen Namen wirklich von einem See, der in früheren Zeiten hier gewesen, jetzt aber ausgetrocknet ist."

Die neue Magd war gewiß außerordentlich froh, daß sie endlich eine Antwort erhalten hatte. Und so fragte sie rasch, wo in dem Sprengel denn der See gelegen habe.

„Nun, gerade dort in der Talmulde vor Lövdala," antwortete die Haushälterin, und dabei wendete sie sich gegen das nach Süden gehende Fenster und deutete hinaus. Sie meinte auch, das Wasser sei bis zu dem Hügel unterhalb des Waschhauses gegangen. Dort sei wenigstens so feiner Sandboden, wie man ihn sonst nur an Seeufern finde.

Die neue Magd wendete den Kopf nun auch dem Fenster zu. Das Wohnhaus lag auf einem so hohen Hügel, daß die andern Gebäude nicht alle Aussicht verdeckten. Über das Scheunendach weg konnte man ein Tal sehen, das sich meilenweit eben und flach hinzog.

Aber sie wollte nicht glauben, was die Haushälterin gesagt hatte. Dieser ebene Boden sollte ein ausgetrockneter Seegrund sein? Wie sonderbar! Sie hatte doch immer gedacht, wo einmal ein See gewesen sei, da müsse es steil und tief hinuntergehen.

Die Haushälterin widersprach ihr nicht. Es war ihr einerlei, was das Waschmädchen glaubte, und sie hatte ja nur gesagt, was sie wußte.

Darauf setzte sich die Haushälterin die Brille wieder auf die Nase und machte sich aufs neue an ihre Arbeit.

Die neue Magd lächelte verächtlich. Es war doch merkwürdig, daß alte Leute keinen Widerspruch vertragen konnten. Was ihnen gerade zu sagen einfiel, das sollte man ihnen aufs Wort glauben.

Keines von den andern Mädchen sagte ein Wort, um der Haushälterin beizustehen, und es war jetzt ganz still

in der Küche. Die Kleine jedoch hatte die größte Lust, zu erzählen, was sie von diesem Svartsee wußte; aber sie war nicht sicher, ob es passend wäre, wenn sie sich in das Gespräch mischte.

Da ging die Türe der Küchenkammer auf, und Mamsell Maja Lisa trat in die Küche.

Zuerst sagte sie nichts, sondern betrachtete still die fleißigen Mägde. Dann ging sie zu der Kleinen hin, die die ganze Zeit am Fenster stehengeblieben war.

„Du, Nora," begann sie, indem sie sich zugleich auf den hölzernen Stuhl am Fenster niederließ und die Hand der Kleinen zwischen ihre beiden nahm, „sag einmal, bist du weit herumgekommen und hast du außer dem Lövsee auch noch andere Seen gesehen?"

Die Kleine wurde blutrot, weil die Pfarrerstochter sie anredete, und sie vermochte nur gerade so laut zu sprechen, daß man es in der Küche vernehmen konnte, als sie antwortete: O ja, sie habe schon sehr viele Seen gesehen, mehr als sie überhaupt zählen könne.

„Dann könntest du mir den Gefallen tun und an einen von ihnen denken," sagte die Pfarrerstochter. „Du darfst denken, an welchen du willst, nur muß er lang und schmal sein und zwischen zwei langen bewaldeten Bergrücken liegen."

Die Kleine drückte das Kinn auf die Brust und starrte auf den Boden. Aber bald sah sie wieder auf; jetzt hatte sie sich einen gedacht.

Die Pfarrerstochter warf ihr einen schelmischen Blick zu, aber ihre Stimme klang noch immer ungeheuer ernst.

„Siehst du ihn auch richtig vor dir?" fragte sie. „Siehst du, wie ein kleiner glänzender Bach von Norden her kommt und sich in den See hineinstürzt, und wie sich dieser weit drunten nach Süden verengert, bis schließlich nicht mehr davon übrigbleibt als ein anderer kleiner Fluß?"

Ja, ja, die Kleine sah es.

„Nun, wenn du so viel siehst, dann siehst du wohl auch, wie sich die Ufer mit großen Buchten und Einschnitten hinziehen," fuhr die Pfarrerstochter fort. „Da und dort springen schmale, schöne Landzungen vor, wo Hängebirken stehen, die sich über das Wasser neigen.

Und draußen im Wasser liegen kleine steinige Holme, die ganz mit Faulkirschenbäumen und Ebereschen bewachsen sind, die im Frühjahr immer über und über im herrlichsten Blütenschmuck stehen, daß sie aussehen, wie junge Bräute im Festgewand."

Ja, ja, die Kleine sah alles, was die Pfarrerstochter von ihr verlangte.

Mamsell Maja Lisa warf einen Blick zum Fenster hinaus und über das lange Tal hin. Dann wendete sie sich wieder dem kleinen Mädchen zu und lächelte; aber ihre Stimme hatte einen besonderen Nachdruck, als sie wieder sprach, wie wenn die Kleine auf das, was sie jetzt sagte, ganz besonders aufpassen sollte.

„Wenn du das alles siehst, dann siehst du wohl auch, daß auf der einen Seite ein sandiges Ufer ist, wo sich viele Kinder tummeln, die den ganzen Sommer lang dort baden, und daß an einer andern Stelle eine hohe Felsenwand aufragt, auf der große dunkle Tannen wachsen mit mächtigen dicken Wurzeln, die wie Schlangen umeinander geschlungen sind. Und wieder an einer andern Stelle siehst du wohl auch ein Sumpfland, wo dichtes Erlengebüsch steht, durch das man kaum hindurchkommen kann, und wieder hinter diesen liegen die schönen ebenen Wiesen, wo das Vieh weidet."

Und die Kleine war nicht ungeschickt, sie sah alles miteinander.

„Wenn du so viel siehst," fuhr die Pfarrerstochter weiter fort, „dann siehst du wohl auch die großen Klippen am Uferrand, wo die Leute sich an den Sonntagen aufstellen und ihre Angeln auswerfen, um Barsche zu fangen. Und ebenso wirst du die kleinen Einbäume sehen, die am Ufer angebunden liegen, und die kleinen Fischerhäuschen, die alt und grau und windschief draußen auf den Landspitzen stehen."

„Ja, ja," sagte die Kleine eifrig; sie sah alles und noch mehr dazu.

„Nun, wenn du so viel siehst, dann siehst du wohl auch, daß rings um den See her gleichsam ein ganzer Ring von Bauernhöfen mit Äckern und Wiesen liegt; aber sie liegen nicht so nahe am See wie die Fischerhütten, sondern ein gutes Stück weiter im Land drinnen. Und

oberhalb der Bauernhöfe liegen Birkengehölze und abgeschwendetes Land; aber dann setzen Tannenwälder ein, und diese klettern an den Bergen hinauf bis zu den höchsten Gipfeln."

Jawohl, auch das sah die Kleine.

Jetzt wurde die Pfarrerstochter auf einmal nachdenklich; dann aber fuhr sie fort:

„Nun kommt das schwierigste. Siehst du, wenn nun eines Tages dieser See, an den du gedacht hast, austrocknen würde, daß sich auch nicht ein Tropfen klares Wasser mehr darin fände, wie würde es dann da aussehen, wo der See vorher war? Sag, wie denkst du dir das?"

Darauf aber konnte die Kleine keine Antwort geben; sie sah nur die Pfarrerstochter starr an.

„Ja, ich weiß es selbst auch nicht so genau," sagte diese. „Aber ich denke mir's so: Nachdem ein paar Jahre vergangen waren, wuchs allmählich Gras auf dem Seegrund, und dann nahmen die Menschen sich seiner an; sie bebauten und verteilten ihn, und er wurde von Zäunen und Wegen durchkreuzt wie anderes Land auch. Im übrigen aber blieb das meiste so ziemlich wie es war."

Die Kleine starrte gerade vor sich hin; sie sah gewiß ganz abwesend aus.

„Du bist gewiß schon in der guten Stube auf Helgesäter gewesen und hast dort den großen goldenen Spiegel gesehen, der zwischen den Fenstern hängt? Das Glas ist vor einigen Jahren in Stücke gegangen, und da der Hauptmann kein Geld hatte, ein neues Spiegelglas einsetzen zu lassen, hat er den Holzboden mit grünem Tuch überzogen, der goldene Rahmen aber blieb wie vorher. Der einzige Unterschied ist, daß jetzt kein Spiegel mehr darin ist."

Die Kleine warf einen hastigen Blick auf die Pfarrerstochter; sie fing an zu verstehen.

„So war es wohl auch mit dem See, von dem wir gesprochen haben," fuhr die Pfarrerstochter fort. „Alles, was am Strand war, blieb ja da, obgleich der Wasserspiegel, der in der Mitte lag, verschwunden war. Die Hängebirken blieben auf den Landzungen, obgleich nichts mehr da war, worin sie sich hätten spiegeln können;

das sandige Ufer blieb liegen, wo es lag, obgleich niemand mehr hinkam, um in den Sommertagen da zu baden; und die Steinblöcke, auf denen die Angler ihre Plätze hatten, sind wohl auch noch da, obgleich niemand mehr darauf steht und Fische herauszieht. Die kleinen Ebereschenholme blieben auch, wo sie sind, obgleich umgepflügte Äcker um sie her liegen, und alle Höfe rings um den See herum stehen auch noch auf dem alten Platz, obgleich die Jugend, die darin wohnt, an den schönen Sommerabenden nicht mehr aufs Wasser hinausrudern kann.."

Ja, auch darin konnte ihr die Kleine folgen.

Aber jetzt wendete sich die Pfarrerstochter rasch dem Fenster zu.

„Sieh nun hinaus, Nora, und ihr andern auch," sagte sie, indem sie auf das Tal hinaus deutete. „Was meint ihr wohl, daß das sei, was ihr da unten sehet?"

Und siehe! als die Kleine jetzt hinausschaute, sah sie mit einem Blick alles, was die Pfarrerstochter beschrieben hatte. Da lag der ebene Seegrund und rings um ihn herum der alte Uferrand, der sich in langen Buchten und Einschnitten hinein und herauszog. Da waren die Landzungen mit ihren Birken, sowie die kleinen Gehölze, die in früheren Jahren Holme gewesen waren, mitten zwischen den Äckern, und da ragte auf der einen Seite der steile Berg mit dem Tannenwalde auf, und auf der andern die dichten Erlengebüsche. Auf halber Höhe des Berges sah die Kleine den ganzen Kreis der Bauernhäuser und den bewaldeten Bergrücken und die abgeschwendeten Plätze — kurz alles war da, nichts fehlte.

Die Mägde standen hinter der Kleinen und schauten auch hinaus, und auch sie sahen alles genau ebenso.

Wie sonderbar, daß sie vorher gar nicht acht darauf gegeben hatten!

Es war doch wohl wahr, daß der Svartsee da gelegen hatte. Das war der alte Seegrund, es war ganz deutlich.

„Jawohl, das ist in der Tat der alte Seegrund," schloß die Pfarrerstochter. „Dies ist der Spiegel, der einstens hier unterhalb Lövdala lag, und der sein Glas verloren hat. Viele, viele denken, es sei sehr schade, daß das Glas

3*

nicht mehr da ist, und daß der Spiegel kein Spiegel mehr ist."

Aber jetzt brannte die Kleine vor Begierde, erzählen zu dürfen, was sie von dem See wußte; sie konnte es nicht länger zurückhalten.

„Mutter sprach auch oft von dem See, der hier unterhalb Lövdala gelegen haben soll," sagte sie.

„Ach so," sagte die Pfarrerstochter. „Ja, du hast wohl von deiner Mutter viel von Lövdala gehört."

„Mutter sagte," fuhr die Kleine fort, und sie sprach sehr schnell, „drei Dinge habe der See damals, als er eintrocknete, zurückgelassen. Das eine sei der kalte Zugwind, der da immer im Tal spiele, das zweite sei der kalte Nebel, der im Herbst aufsteige, und das dritte sei —"

Aber was das dritte war, durfte die Kleine nicht sagen, denn die Pfarrerstochter unterbrach sie rasch.

„Ach, wenn es weiter nichts ist," sagte sie, „das wissen wir schon vorher."

Schneewittchen

1

In der Küchenkammer zu Lövdala wurde so gekichert und geplaudert, daß die Kleine kein Auge schließen und unmöglich einschlafen konnte, obgleich sie in dieser Nacht in einem richtigen kleinen Bett schlief, das ihretwegen hereingestellt worden war.

Anna Brogren, Mamsell Maja Lisas Pflegeschwester, die den Propst Lövstedt in Ransäter geheiratet hatte, war auf Besuch gekommen und wollte über Nacht dableiben. Sie sollte eigentlich droben im Giebelzimmer schlafen; aber kaum waren der Pfarrer und die Pfarrfrau zur Ruhe gegangen, als sie auch schon in die Küchenkammer heruntergeschlichen kam.

Sie hatte wohl allein mit Mamsell Maja Lisa plaudern wollen und war höchst bestürzt, als sie die Kleine in der Küchenkammer in ihrem Bett liegen sah.

Einmal ums andere kam sie herbei, um zu sehen, ob

sie schlafe. Schließlich schloß die Kleine die Augen und lag mäuschenstill, denn es war ihr sehr zuwider, daß sie den andern ein Hindernis sein sollte.

„Jetzt schläft sie ganz bestimmt,“ sagte die Pröpstin, indem sie wieder das Licht ergriff und damit abermals an Noras Bett trat.

„Nein, das tut sie nicht,“ versetzte die Pfarrerstochter. „Wie kannst du dir einbilden, sie habe einschlafen können, während wir immerfort geschwatzt haben?“

„Es wäre vielleicht am besten, wir verhielten uns eine Weile ganz still,“ schlug Anna Brogren vor.

Nachdem sie dann kaum ein paar Minuten geschwiegen hatten, war Anna Brogren ihrer Sache sicher. Sie behauptete, das Mädchen jetzt ganz deutlich schlafen zu hören.

„Und das ist gut,“ fuhr sie fort, „denn ich reise nicht eher von Lövdala weg, bis ich erfahren habe, wie hier alles steht und geht, und sollte ich auch die ganze Nacht wach bleiben müssen.“

„Sie schläft nicht, dessen bin ich ganz sicher,“ sagte Mamsell Maja Lisa. „Aber wir können es auf andere Weise machen. Während wir warten, erzähle ich dir ein Märchen. Du wirst dich wohl noch an viele von den Märchen erinnern, die ich dir in früheren Zeiten erzählt habe.“

„Ich fürchte nur, daß sie dann erst recht wach wird,“ erwiderte Anna Brogren; „aber mach es nur, wie du willst. Was für ein Märchen soll es denn sein?“

„Ich glaube, ich will dir das Märchen vom Schneewittchen erzählen.“

„Ach ja, erzähle mir das!“ rief die Pröpstin, und sie sah durchaus nicht unbefriedigt aus. „Es ist lange lange her, seit ich es zum letztenmal gehört habe.“

„Du weißt, es war einmal eine Pfarrfrau,“ begann die Pfarrerstochter, „die war tiefbetrübt, weil sie keine Kinder hatte.“

„Nein, da täuschst du dich sicher,“ warf die Pröpstin ein. „Es war ja eine Königin.“

„Ich habe immer gehört, es sei eine Pfarrfrau gewesen, und ich kann das Märchen nicht anders erzählen, als es lautet,“ beteuerte Mamsell Maja Lisa.

Und dann erzählte sie weiter von der Pfarrfrau, die sich so sehr ein Töchterchen gewünscht hatte, das rot wie Blut und weiß wie Schnee sein sollte, die aber dann starb, sobald ihr großer Herzenswunsch in Erfüllung gegangen war.

„Ich meine aber doch, wir könnten von etwas Fröhlicherem sprechen," sagte die Pflegeschwester.

„Ich nehme an, daß dir das Märchen wohl noch im Gedächtnis ist, deshalb spreche ich nicht weiter davon, wie es Schneewittchen in ihrer Kindheit gegangen ist. Du weißt ja, daß es ihr an nichts gebrach und sie keine Not litt, obgleich ihre Mutter tot war, denn sie hatte eine gute Muhme, die das Haus versorgte, und eine liebe Pflegeschwester und einen guten Bruder, obgleich dieser zu der Zeit meist auswärts war und studierte, und überdies auch eine liebe alte Großmutter. Wer aber am allergütigsten gegen sie war, war ihr Herr Vater. Er war Schneewittchens zärtlichster Spielkamerad, und ihm vertraute sie alle ihre Sorgen an. Er erlaubte nicht, daß sie wie andere Kinder unter strenger Aufsicht stand, sondern sie durfte tun, was ihr beliebte. Die Leute meinten natürlich, er verwöhne das Kind, aber davon wollte er nichts hören."

„Schneewittchen war vielleicht ein besonders artiges Kind, das gar nicht verwöhnt werden konnte," sagte die Pröpstin, und ihre Stimme klang jetzt auf einmal außerordentlich ernst.

„Auf der ganzen Welt war niemand glücklicher als Schneewittchen," fuhr die Pfarrerstochter fort. „Ganz besonders befriedigt fühlte sie sich, als sie, nachdem die Muhme weggezogen war, ganz allein die Wirtschaft führen und für ihren geliebten Vater sorgen durfte. Ich glaube, sie hatte mehrere Jahre lang keinen anderen Kummer als die Trennung von ihrer Pflegeschwester, die sich verheiratete und in ein anderes Kirchspiel zog. Und wenn ihr damals jemand gesagt hätte, ihr Vater würde einmal sein Herz von ihr wenden, hätte sie hell hinausgelacht. Wie hätten sie sich entzweien sollen, sie und der geliebte Vater? Nicht einmal im Schlaf wäre ihr ein so unsinniger Gedanke gekommen."

„Und überdies hätte auch niemand anders geglaubt,

daß es je so ginge," versicherte Anna Brogren mit derselben ernsten Stimme wie zuvor.

„Und niemals dachte Schneewittchen weniger daran, daß ihr ein so großes Unglück widerfahren könnte, als an einem schönen Sommermorgen im vorigen Jahre, wo sie mit ihrem Herrn Vater zu den Mähern hinausging."

„War das im vorigen Sommer?" fiel Anna Brogren rasch ein. „Ich glaubte, Schneewittchen habe vor tausend Jahren gelebt."

„Ich aber habe nie anders gehört, als daß Schneewittchen heute noch lebt," erwiderte die Pfarrerstochter, „und an jenem Tag, wo sie mit ihrem Vater zur Heuernte hinausging, war sie eben neunzehn geworden; ihr Vater aber war fünfzig Jahre alt, obgleich man ihm das kaum ansehen konnte. Er trug eine Perücke, ging aber ohne Hut, hatte eine weiße Hemdenbrust mit einer Busenkrause und große Schnallen auf den Schuhen. Schneewittchen dachte in ihrem Herzen, er sehe außerordentlich vornehm aus. Sie selbst trug ein altes Kattunkleid und einen großen Schutenhut. Neben ihrem Vater sah sie gar nichts gleich."

„Ich habe jedoch immer gehört, Schneewittchen sei schöner gewesen als alle andern im ganzen Land," warf die Pröpstin ein.

Aber die Pfarrerstochter erzählte weiter, ohne sich um die Unterbrechung zu kümmern.

„Der Schutenhut war jedenfalls recht am Platz, denn er verdeckte das Gesicht. Sonst hätte der Vater gesehen, daß sie mißvergnügt aussah. Ach, ach! Schneewittchen hatte wohl Grund, mißvergnügt zu sein, weil sie um diese Zeit mit ihrem Vater spazieren gehen sollte; wo sie doch viel lieber an ihrem Webstuhl sitzen geblieben wäre, um ihre Leinwand fertig zu weben. Aber da ihr Vater selbst von außen ans Küchenkammerfenster getreten war, ihr geklopft und gerufen hatte, war es ihr nicht möglich gewesen, nein zu sagen."

„Ich glaube, sie konnte ihrem Vater niemals etwas abschlagen," sagte die Pflegeschwester.

„Sie gingen an den Ställen und an der Viehweide vorüber, denn sie wollten nach dem südlichen Anger, wo

der lange Bengt und die beiden Vettersbuben beim Mähen waren. Es war gerade kein weiter Weg, aber es kostete doch immer viel Zeit, wenn Schneewittchen mit ihrem Vater ausging.

Er blieb stehen und sah sich das Getreide an, und er blieb stehen und unterhielt sich mit der Stallmagd. Als sie den Hügel mit dem Birkengehölz erreicht hatten, hielt er wieder an, schaute zurück, um das neue Wohnhaus zu betrachten, das er selbst hatte bauen lassen. Und noch weiter hin gab es wieder einen neuen Aufenthalt, weil er eine junge Tanne aufrichten mußte, die umgestürzt am Wege lag.

Aber jetzt muß ich etwas einfügen; Schneewittchen konnte in Gesellschaft ihres Vaters nie lange verdrießlich sein, denn wenn sich ihr so seine ganze Art und Weise offenbarte, wurde ihr Herz immer von Bewunderung für ihn erfüllt.

Und ich meine auch, Schneewittchen habe ganz und gar nicht unrecht gehabt, es schön und rührend zu finden, daß ihr guter Vater sein Leben lang als Hilfsgeistlicher in einer kleinen armen Gemeinde weit droben in Wermland geblieben war. Er, der so hochgelehrt und von unwiderstehlicher Beredsamkeit war, und überdies so stattlich und liebenswürdig, wäre gewiß Dompropst oder Bischof geworden, wenn er nur gewollt hätte. Glaubst du das nicht auch?"

„Für mich ist es nicht leicht, etwas über Schneewittchens Vater zu sagen," antwortete die Pröpstin; „aber ich bin überzeugt, er hätte alles erreichen können, was er nur gewollt hätte."

„Ich kann es nicht so genau ausdrücken, wie Schneewittchen es fühlte. Aber ich glaube, sie sagte in ihrem Herzen: ‚Du, Schneewittchen, du bist nichts und kannst nichts und hast nichts erlebt, schämst du dich nicht, schlechter Laune zu sein? Denk an deinen guten Vater, der nie klagt und sich nie etwas wünscht und der der Welt immer ein freundliches Gesicht zeigt!' — Vor sich selbst entschuldigte sich Schneewittchen indes damit, daß sie eben gar zu gern die Leinwand am Webstuhl fertig gebracht hätte, ehe sie vom Hause wegreiste; denn sie sollte mit der Großmutter diesen Sommer nach Loko

ins Bad gehen, das war fest ausgemacht. Großmutter hatte im letzten Winter schrecklich an Gicht gelitten, diese hatte ihr die Hände zum Erbarmen zugerichtet. Nun hatte sie das ganze Frühjahr hindurch versprochen, diese Reise zu machen; aber Schneewittchen wußte wohl, daß die Großmutter nicht fortkam, wenn sie nicht mitging.

Jetzt dachte sie daran, den Vater zu bitten, den Tag der Abreise zu bestimmen. Aber wie merkwürdig, sie hatte gar nicht das Herz dazu! Fühlte sie, wie schwer es ihrem Vater würde, sein Kind sechs Wochen lang entbehren zu müssen, und wollte er es deshalb so weit wie möglich hinausschieben? Während sie nun so dahinwanderte, beschloß sie in ihrem Herzen: Wenn das Gras auf dem südlichen Anger so prächtig stand, daß Vater recht befriedigt war, dann wollte sie sich ein Herz fassen und von der Reise anfangen.

Und wirklich, es sah nicht danach aus, als sollte sie nicht bald auf die Reise dürfen, denn als sie den südlichen Anger erreichten, gab es da eine ganz außerordentlich gute Heuernte. Schneewittchen merkte bald, wie hochbefriedigt ihr Vater war, denn er neckte den langen Bengt, der der größte Mann im ganzen Kirchspiel war, und sagte, er müsse noch ein wenig wachsen, er sei gar nicht groß, das Gras schlage ihm ja über dem Kopf zusammen.

Der lange Bengt war nicht faul zu antworten. Er sagte, wenn der Herr Pfarrer seine Länder noch weiter so gut bebaue, so werde er bald niemand mehr bekommen, der ihm sein Heu mähe. Es sei eine wahre Not, bis man sich durch solch einen Wall hindurchgeschafft habe. Und die beiden Vettersbuben hielten es natürlich mit Bengt und versicherten auch, lieber wollten sie es auf dem Brobyer Markt mit allen Westgöten aufnehmen, als in einem andern Jahr wieder solches Gras mähen.

Darauf mußte Vater natürlich eine ebenso höfliche Antwort geben; alle standen schweigend um ihn her und warteten darauf. Ach! ich glaube, Schneewittchen wird immer an ihren Vater denken, gerade wie er jetzt so vergnügt und freundlich mitten unter seinen Leuten stand und tat, als sinniere er über die Antwort nach, damit sie, wenn sie erfolgte, einen um so größeren Eindruck mache.

Aber wie es gehen kann! Diese Antwort bekamen sie niemals zu hören, denn jetzt geschah etwas Unerwartetes, das aller Gedanken nach einer andern Seite hinlenkte.

Wer war denn das, der da durch das hohe Gras auf sie zukam? Wer konnte es sein, der nicht ging, sondern taumelte, und der nicht einen Augenblick schwieg, sondern die ganze Zeit schrie und laut vor sich hin redete?

Ich muß gestehen, Schneewittchen war nie Zeuge von etwas so Aufregendem gewesen. Wie schrecklich, ein Frauenzimmer so furchtbar zugerichtet zu sehen! Die Kleider hingen ihr naß und lehmig um den Körper. Das Haar hatte sich vom Kamm gelöst und fiel ihr in Strähnen den Rücken hinab. Aber am schrecklichsten war doch, daß ihr Gesicht und ihre Hände ganz blutrünstig waren.

Der lange Bengt und die Knechte wendeten sich ab und spuckten dreimal aus, als sähen sie eine Hexe, und es fehlte wohl nicht viel, so hätte der Herr Vater dasselbe getan.

Aber plötzlich glaubte Schneewittchen zu erkennen, wer es war; sie eilte zum Vater hin und flüsterte ihm ins Ohr, es müsse die Jungfer sein, die der Gräfin auf Borg die Wirtschaft führte.

Der Vater gab ihr recht in dieser Annahme. Er trat zu der Jungfer und fragte sie, was ihr denn geschehen sei, daß sie sich so früh am Morgen nach seinem Haus auf den Weg gemacht habe? Aber sie war ganz verwirrt und erkannte den Pfarrer gar nicht. Sie rief nur, sie könne es bei der Gräfin nicht mehr aushalten und sie sei auf dem Wege nach der Pfarrei, damit man ihr helfe.

Da nahmen sie der Pfarrer und Schneewittchen mit nach Hause, und nach einiger Zeit war sie wieder so weit vernünftig, daß sie erzählen konnte, was ihr geschehen war. Sie war von der Gräfin gehetzt und geplagt worden, bis sie es nicht mehr aushalten konnte, und so war sie nachts um zwei Uhr von Borg auf und davon gegangen. Sie war ganz verwirrt gewesen und hatte noch gar nicht überlegen können, wohin sie sich wenden wollte, als sie auch schon auf der Landstraße stand.

Da hatte sie gedacht, sie wolle nach der Pfarrei gehen, weil sie gehört hatte, wie barmherzig die Familie dort sei. Aber die Ärmste hatte den Feldweg durch die Wiesen eingeschlagen und konnte nicht über den Steg wegkommen, sondern stürzte in den Bach, stieß mit dem Kopf an einen Stein und zerriß und beschmutzte sich ihre Kleider. Danach war sie wie nicht recht bei sich gewesen, hatte den Weg nicht mehr finden können und war dann den ganzen Morgen auf den Getreideäckern und auf den Wiesen umhergeirrt.

Nun bat sie flehentlich, man solle sie doch im Pfarrhaus behalten, bis das Blut gestillt und ihre Kleider trocken seien und sie ein wenig überlegt habe, wohin sie sich wenden wollte.

Natürlich hieß es, sie solle nur dableiben. Ach, wer hätte wohl das Herz gehabt, eine so notleidende Person hinauszuweisen!

Aber wie empört waren auch Schneewittchen und ihr Vater über die Gräfin! Sie war so schön und heiter, und nun sollte sie so grausam gegen ihre Untergebenen sein! Nicht zum ersten Male hörten sie so etwas über sie. Was soll ich sagen? Ja, es war gut für die Gräfin, daß sie an diesem Tage nicht mit Schneewittchen zusammenkam. Diese hätte sie gestellt und kein Blatt vor den Mund genommen. Diese Jungfer — ja, wie soll ich sie nun nennen?"

„Du kannst sie ja Vabitz nennen," schlug die Pröpstin vor.

„Gut, also diese Jungfer Vabitz war eine überaus wohlbeleumdete, ausgezeichnete Person, und die Gräfin hätte wohl etwas Besseres tun können, als sie zu plagen, bis sie den Verstand verlor.

Aber siehe! Noch am selben Tage kam Schneewittchen auf einen Gedanken, der sie ganz beglückte. Sie wollte Jungfer Vabitz bitten, im Pfarrhaus zu bleiben und für den Vater zu sorgen, während sie selbst mit der Großmutter im Bad war. Wenn sich das einrichten ließ, konnte sie ruhig fort sein, dann ging alles in schönster Ordnung und ebensogut, wie wenn sie selbst zu Hause wäre."

„Ach, du lieber Gott!" rief die Pflegeschwester. „Bist

du es gewesen, die — — das heißt, ich meine, ist es Schneewittchen selbst gewesen?"

„Ja, ja, die selbst war's, niemand anders; und sie war überaus glücklich über diesen Einfall. Sie fragte gleich die Jungfer, ob sie bei ihnen bleiben wolle. Die Jungfer zierte sich auch keinen Augenblick, sondern sagte, jawohl, sie tue ihr gerne den Gefallen. Aber das wolle sie gleich feststellen, wenn sie indessen eine Stelle bei einer Herrschaft finde, dann reise sie sofort ab. Sie sei eine arme Person, die in erster Linie an sich selbst denken müsse.

Wer aber nur schwer zu überreden war, das war Schneewittchens Vater. Sollte er die Jungfer volle sechs Wochen lang da haben und überdies gezwungen sein, die Mahlzeiten mit ihr einzunehmen?

Du kannst dir nicht denken, wie schwer es war, bis Schneewittchen und die Großmutter endlich fortkamen. Mit dem Vater und Jungfer Vabitz wollte es absolut nicht gehen. Der Vater scherzte und neckte sich mit allen Menschen; die Jungfer aber war streng und ernst und nur immer darauf bedacht, ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Meistens gelang es Schneewittchen auch, es so einzurichten, daß sie nur bei den Mahlzeiten zusammentrafen; aber kaum hatte sich der Vater zu Tische gesetzt, als er auch schon von etwas zu reden anfing, womit er, wie er wußte, bei der Jungfer Anstoß erregte. Und am komischsten deuchte es ihm, mit ihr von Liebe und Heirat zu sprechen.

Er sei sehr froh, daß er die Jungfer ins Haus bekommen habe, denn jetzt könne sie ihm einen guten Rat geben. Er habe schon lange daran gedacht, sich wieder zu verheiraten. Was würde sie wohl zur Gräfin auf Borg sagen?

Aber kaum hatte der Vater das gesagt, als die Jungfer ganz starr vor Schrecken wurde. Sie legte Messer und Gabel nieder und sah ihn sprachlos an."

Die Pflegeschwester lachte hell hinaus. „Denk dir, wie lustig er es da gehabt hätte!" sagte sie.

„Ja, das ist klar, der Herr Vater fuhr ordentlich ins Zeug. Es passierte ihm nicht alle Tage, daß er mit

jemand zusammen kam, der es nicht verstand, wenn er scherzte. Jetzt erklärte er, er könne absolut nicht begreifen, warum Jungfer Babitz so erstaunt aussehe. Ob sie meine, die Gräfin werde ihn nicht haben wollen? Aber er wisse ganz bestimmt, daß ihn die Gräfin für einen schönen Mann halte. So lange sie auf Borg sei, besuche sie die Kirche jeden Sonntag, und sie habe selbst einmal gesagt, einen häßlichen Pfarrer könnte sie nicht predigen hören.

Das war doch zu komisch! Als Schneewittchens Vater dieses sagte, zeigten sich auf Jungfer Babitz' Wangen zwei brennend rote Flecken. Sie hatte gewiß, so lange als es ihr möglich war, geschwiegen, aber jetzt mußte sie ihrem Zorn Luft machen.

‚Und das will ein Pfarrer und ein Diener Gottes sein!' brach sie los.

Aber die Jungfer hatte eine sehr scharfe, rauhe Stimme. Sie war klein von Gestalt und hatte ein kleines feines Gesicht und ganz kreideweiße Haare, obgleich sie kaum in den Vierzigern war. Auch sah sie sanft wie eine Taube aus. Aber gerade deshalb erschrak man, wenn sie zu sprechen anfing.

Nachdem die Jungfer mit dieser tiefen Grabesstimme ihr Urteil über den Vater gefällt hatte, brach er in helles Lachen aus; da sprach die Jungfer während des ganzen Essens kein einziges Wort mehr."

Die Pflegeschwester lachte auch; aber die Pfarrerstochter seufzte nur, ehe sie fortfuhr.

„Ich brauche wohl kaum zu sagen, wie sehr Schneewittchen ihren Vater anflehte, das Necken zu lassen, und wie betrübt sie war, als alles nichts half. Sie lebte in beständiger Angst, die Jungfer werde aus dem Pfarrhaus auf und davon gehen, wie sie von Borg auf und davon gegangen war."

„O, sie wird schon geblieben sein," sagte die Pflegeschwester.

„Allerdings, sie blieb, und darüber war Schneewittchen unbeschreiblich froh. Überdies machte sich die Jungfer nun auch im Haushalt nützlich. Sie wolle nicht da sein, ohne etwas zu arbeiten, erklärte sie. Hast du je so was gehört?

Ganz natürlicherweise begnügte sich auch so eine wie diese Jungfer nicht damit, die gewohnte einfache Hausmannskost zu kochen, sondern sie richtete nach französischer Art an, wie es in einem Grafenhaus verlangt wurde. Und der Vater, der mehrere Jahre Hauslehrer in vornehmen Familien gewesen war, lebte wieder in seiner Jugendzeit, wo er Fleischfarcen und Pasteten und gewürzte Saucen zu essen bekommen hatte. So viel war gewiß, während Schneewittchens Abwesenheit würde er sicherlich keine Not leiden. Auch war es der Tochter eine Beruhigung, als sie merkte, daß ihr Vater die Jungfer mit seinen Neckereien nicht so scharf aufs Korn nahm, wenn sie ihm ein besonders gutes Gericht vorgesetzt hatte. Und etwas anderes war noch befriedigender: der Vater und die Jungfer hatten nämlich alle beide besonders große Freude am Gartenbau. Der Vater konnte, so lange er wollte, über die Archiater Linné und Hummarby und den Botanischen Garten in Upsala reden, nie wurde es die Jungfer müde, ihn anzuhören.

Der Gartenbau war es auch sicherlich, der den Vater mit dem Dableiben der Jungfer aussöhnte. Sonst wäre es niemals gegangen. Diesem Umstand hatte es Schneewittchen zu verdanken, daß sie ohne Sorge abreisen konnte. Nun hoffte sie fast sicher, Jungfer Vabitz und ihr Herr Vater würden es miteinander aushalten, bis sie wieder zurückkam.

Und doch! Obgleich sie jetzt wirklich beruhigt war, weilten ihre Gedanken während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit doch alle Tage daheim bei dem geliebten Vater, und sie fragte sich oftmals, ob er die arme Vabitz nicht doch ab und zu mit seinen Neckerein plagte.

Als Schneewittchen vierzehn Tage abwesend war, erhielt sie von ihrem Vater einen unbeschreiblich komischen Brief, der von Anfang bis zu Ende davon handelte, wie es ihm und Jungfer Vabitz miteinander ging. Eines Abends seien Leutnant Bergh und Patron Julius zu Besuch gekommen, da hätten sie Karten gespielt und Bellmansche Lieder gesungen. Und siehe! am nächsten Tag habe die Jungfer gar nicht mit ihm sprechen wollen, und die ganze Woche hindurch habe er nur Blutklöße mit Speck oder Meerrettich mit Hering zu Mittag bekom=

men. Gestern jedoch seien Krustaden und gebratener Lachs aufspaziert, nun sei er also wieder zu Gnaden angenommen.

Schneewittchen mußte hell auflachen; das gute Väterchen war ganz närrisch. Doch beruhigte sie dieser Brief nicht vollständig. Der nächste dagegen klang besser. Da berichtete der Vater, der lange Bengt habe erklärt, er wolle seine alte Liebste, die lustige Maja, heiraten. Und wer habe ihn dazu gebracht? Niemand anders als Jungfer Babitz; die hätte ihm vorgepredigt, wie unrecht es sei, daß er ein Frauenzimmer vierzehn Jahre lang auf sich warten lasse; und schließlich habe das gewirkt.

Schneewittchen konnte wohl merken, wie vergnügt der Vater war. In diesem Brief schrieb er auch nicht von der ‚Babitza', sondern von Jungfer Babitz. Das war ein sicheres Zeichen, daß der gute Vater jetzt herausgebracht hatte, welch vorzügliches Frauenzimmer sie war. Danach bekam Schneewittchen keinen Brief mehr von ihrem Vater, sondern nur noch kurze Billette, in denen er sagte, er habe sehr viel zu tun und deshalb keine Zeit zum Briefschreiben. Von der Jungfer stand kein Wort mehr darin. Er hatte sich also jetzt wohl an sie gewöhnt und beschäftigte sich in seinen Gedanken mit ihr nicht mehr als mit den andern Dienstboten.

Aber ein Rest von Besorgnis war doch immer noch vorhanden; und ich will gar nicht erst versuchen, dir zu beschreiben, wie froh Schneewittchen war, als sie sich endlich in den Wagen setzen und nach Hause reisen durfte. Sie hatte rechtzeitig geschrieben, wann der Vater sie zu Hause erwarten könnte, und in demselben Briefe hatte sie ihn auch gelobt, daß er es mit der Jungfer Babitz so lange ausgehalten habe. Von nun an werde er sich indes nie wieder mit Fremden behelfen müssen, nun würde ihn seine Tochter nie mehr verlassen."

„Ach so, das schrieb sie auch?" fragte die Pflegeschwester. „Es muß ihr eine Befriedigung sein, wenn sie jetzt daran denkt."

„O ja, vieles ist äußerst komisch in dieser Geschichte," sagte die Pfarrerstochter. „Wenn man bedenkt, wie froh Schneewittchen war, als sie endlich auf der Straße dahinfuhr, so ist das eigentlich auch zum Lachen. Ja, sie

war glückselig; alle Menschen, die ihr begegneten, leuchteten bei ihrem Anblick ordentlich auf. So war es wenigstens im Anfang der Reise. Als sie dann ihrem Heimatsdorfe näher kam, wo die Leute schon von weitem den Wagen und die darin saß erkannten, meinte sie freilich, es sei fast, als falle allen, denen sie begegnete, plötzlich etwas Trauriges ein, denn ihre Gesichter wurden auf einmal ganz lang und ernst.

Ich muß sagen, Schneewittchen wurde es allmählich ganz unbehaglich zumute. Als sie an das letzte Gasthaus kam, wo sie mit den Wirtsleuten bekannt war, fragte sie nach ihrem Vater. Sie antworteten, er sei gesund und frisch wie bei ihrer Abreise. Schneewittchen hörte aber doch ihrer Stimme an, daß sie aus irgendeinem Grund doch nicht so recht mit der Sprache heraus wollten. Fragen wollte sie indes nicht; es war wohl irgend etwas Unangenehmes passiert, ja am Ende war die Jungfer doch auf und davon gegangen. Jedenfalls aber wollte sich Schneewittchen die Freude an ihrer Heimkehr nicht mit dem Gedanken an die Jungfer Babitz verderben."

„Es wäre rasend komisch, wenn es nur nicht so schrecklich betrübend wäre," warf die Pflegeschwester mit einem kurzen Auflachen ein.

„Am letzten Halteplatz kam ihr der lange Bengt mit den Pferden des Pfarrhauses entgegen. Und da konnte sie sich nicht täuschen, auch er war sonderbar. Sonst mußte man jedes Wort aus ihm herauspressen, jetzt aber schwatzte er in einem fort. Und Schneewittchen merkte wohl, daß er von allem möglichen sprach, aber kein Wort von ihrem Vater und Jungfer Babitz. Und jetzt wagte sie nicht mehr zu fragen. Wenn irgend etwas schief gegangen war, würde sie es von ihrem Vater selbst hören."

„Und so wußte sie gar nichts, bis sie daheim ankam?" rief die Pflegeschwester.

„Nein, sie wußte nichts, gar nichts. Und nun will ich dir sagen, was ihr am schwersten dabei war. Ach, das schwerste war, daß ihr guter Vater meinte, er habe unbeschreiblich verständig gehandelt, und erwartete, sie solle sich auch noch darüber freuen.

Und er mußte es ja auch glauben. Denn wer anders als Schneewittchen hatte die Jungfer über die Maßen

gelobt und zu ihm gesagt, er müßte sich glücklich preisen, eine so ausgezeichnete Person im Hause zu haben. Ach, sie selbst war es vielleicht gewesen, die ihm den ersten Gedanken eingegeben hatte, die Jungfer — —

Du wirst vielleicht gar nicht verstehen, wie vergnügt der Vater aussah, als er auf der Freitreppe stand, um sie zu bewillkommnen, und wie vergnügt auch Jungfer Vabitz aussah, die da neben ihm stand. Der gute Vater konnte es fast nicht mehr erwarten, die große Neuigkeit mitzuteilen.

Aber ihr Vater brauchte gar nichts zu sagen, denn Schneewittchen sah es selbst. Sie wußte es schon, ehe sie aus dem Wagen gestiegen war. Und nun muß ich erzählen, wie schlimm es ihr ging. Sie wurde so zornig, daß sie sich nicht beherrschen konnte. Noch nie in ihrem Leben war sie so aufgeregt gewesen; sie fuhr zwar nicht auf die beiden los und schlug und kratzte, aber in Wirklichkeit hatte sie die größte Lust dazu.

Ihre Zunge konnte sie indes doch nicht ganz beherrschen, und so sagte sie das schlimmste, was sie finden konnte. Nie, nie würde sie die Vabitz Mutter nennen, das war das erste; und das zweite war, daß dies eine höchst unpassende Heirat für ihren Vater sei. Die Vabitz sei die Tochter eines armen deutschen Trompeters, das wisse sie wohl, aber Schneewittchens Vater hätte die vornehmste Dame haben können, wenn er nur gewollt hätte. Und schließlich sagte sie auch noch, die beiden fühlten wohl, daß sie unrecht gehandelt hätten, sonst hätten sie nicht so im geheimen geheiratet.

Aber jetzt trat die Großmutter dazwischen. Sie ergriff Schneewittchen bei der Hand und befahl ihr in strengem Ton, mit ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Schneewittchen weigerte sich auch nicht, wendete sich aber vorher noch einmal an die Vabitz und sagte, diese habe sich bei ihrem Vater nur durch das gute Essen eingeschmeichelt, und er habe sie nur um dieser feinen Gerichte willen geheiratet.

Dann erst ging sie mit der Großmutter."

„Das war schade," sagte die Pflegeschwester. „Man hätte sie ruhig weiter machen lassen sollen."

„Nein, Großmutter führte sie fort, und sobald Schneewittchen in deren Zimmer angekommen war, brach sie

in Tränen aus. Das war wieder etwas Neues. Noch nie hatte sie so bitterlich geweint. Sie weinte stundenlang ununterbrochen fort, und die ganze Zeit hatte sie das Gefühl, als sei etwas Fremdes, das sie in allen den Jahren, die sie bisher gelebt hatte, im tiefsten Herzen verborgen getragen, nun erwacht und habe Gewalt über sie bekommen. Ja, sie fühlte es ganz deutlich: tief in ihrem Herzen wohnte ein alter Drache oder ein unheimliches Raubtier. Ach, ach! Sie fürchtete sich vor diesem Ungeheuer so sehr, daß sie das andere Unglück fast darüber vergaß. Die Erkenntnis, daß etwas so Ungezähmtes und Gefährliches in ihrem Herzen wohnte, jagte ihr einen furchtbaren Schrecken ein; das heißt, eigentlich konnte sie ja nichts dafür, daß es da war; sie durfte es nur nie, nie wieder zum Vorschein kommen lassen."

„O du grundgütiger Himmel!" rief die Pflegeschwester mit zärtlicher Stimme. „War denn das Schneewittchen noch nie so zornig gewesen?"

„Schließlich sank sie in einen tiefen Schlaf," fuhr die Pfarrerstochter fort, „der ihr Vergessen brachte, und aus dem sie erst am nächsten Morgen erwachte, als die Sonne hinter dem Berg aufging und ihr ins Gesicht schien. Da fiel ihr das ganze Unglück wieder ein, und sie wußte nicht, was sie tun sollte.

Aber sie brauchte sich nicht lange zu besinnen, denn ein paar Minuten später trat das Zimmermädchen herein und richtete von der Frau Pfarrer aus, das Fräulein solle aufstehen und sich an den Webstuhl setzen.

Es war noch nicht einmal ganz vier Uhr, so früh war Schneewittchen sonst nie aufgestanden. Sie hatte freilich früher auch gearbeitet, aber nur nach ihrem eigenen Gutdünken, und wie es ihr selbst beliebte. Schon wollte sie wieder zornig werden; aber dann mußte sie an die Wildheit in ihrem Herzen denken, und sie bekam Angst, diese könnte wieder losbrechen.

Nachdem sie ein paar Stunden am Webstuhl gesessen hatte, verstand sie besser, wie alles gekommen war. Nicht eingeschmeichelt hatte sich Jungfer Babitz bei ihrem Vater, sondern sie hatte ihm so lange die Wahrheit gesagt, bis ihm die Augen dafür aufgegangen waren, welch eine unschätzbare Stütze sie ihm und seiner Tochter sein würde.

Und da ihr guter Vater nun hatte sehen müssen, wie wenig die Tochter sein kluges Vorgehen zu schätzen gewußt hatte, war er gewiß jetzt sehr empört über sie.

Als es sieben Uhr war, wurde Schneewittchen zu ihrem Herrn Vater hineingerufen, um verwarnt und ermahnt zu werden; und etwas anderes hatte sie ja auch nicht erwartet. Der gute Vater war indes schrecklich unbehilflich, als er sie ermahnte, und so wäre Schneewittchen fast aufs neue zornig geworden. Sie ließ es aber nicht soweit kommen, sondern bat die beiden herzlich um Verzeihung und küßte beiden, der Vabitz und dem Vater, die Hand. Ach, sie sah wohl, wie leicht es dem Vater ums Herz wurde, als dieses geordnet war, und er wieder Frieden im Hause hatte!"

„Und so etwas kann geschehen, während andere Leute nur ein paar Meilen entfernt sind und nichts davon wissen!" rief die Pflegeschwester mit tränenerstickter Stimme. „Da hätte ich dabei sein sollen!"

„O, es war recht gut, daß niemand da war, der Schneewittchen aufstachelte," versetzte die Pfarrerstochter. „Sie war recht froh, sich so versöhnlich gezeigt zu haben, denn als sie die beiden zusammen sah, wurde ihr bald klar, wer am meisten zu bedauern war. Nein, nicht sie war am unglücklichsten dran, denn sie war jung, sie konnte sich verheiraten und eine eigene Heimat bekommen; aber bei dem Vater war das ganz anders, er konnte Jungfer Vabitz jetzt nie wieder loswerden, sondern mußte sie bis ans Ende seines Lebens behalten. Das bedeutete so viel, als immerfort in grauem Winter ohne Sommersonnenschein leben zu müssen. Ja, ihr Vater war zu bedauern, nicht sie!

Aber so versöhnlich sie auch sein wollte, so konnte sie doch wieder nicht anders, als sich über ihren Vater ärgern, als dieser nach einer Weile ans Küchenkammerfenster kam und sie fragte, ob sie mit ihm spazieren gehen wolle. Sie antwortete, es sei ihr unmöglich, weil die Mutter befohlen habe, es müßten vor dem Frühstück so und so viele Ellen Tuch fertig gewoben sein.

Im ersten Augenblick wollte der Vater sagen, sie solle trotzdem nur mitkommen. Aber dann überlegte er sich wohl, daß es nicht anging, schon am ersten Morgen

4*

die Befehle der Mutter umzustoßen. Und so ging er vom Fenster weg und ließ Schneewittchen am Webstuhl sitzen. Das aber hatte sie nie und nimmer erwartet! Ach, es war ihr, als müßte ihr das Herz aufhören zu schlagen! Nun hatte sie ihren Vater verloren, das fühlte sie deutlich."

Hier wurde die Stimme der Pfarrerstochter von Tränen erstickt, und sie verstummte. Auch Anna Brogren sagte nichts mehr, aber sie weinte ganz vernehmlich. Und die Kleine hätte auch geweint, wenn sie nicht so große Angst gehabt hätte, die andern würden es hören.

2

In der nächsten Nacht erging es der Kleinen kein bißchen anders als in der vorigen. Anna Brogren war nicht abgereist, wie es ihre Absicht gewesen war, sondern hatte ihre Heimreise verschoben. Und kaum hatten der Pfarrer und die Pfarrfrau am Abend gute Nacht gesagt, als Anna Brogren auch schon aus dem Gastzimmer in die Küchenkammer heruntergeschlichen kam, um mit ihrer Pflegeschwester zu plaudern.

Diesmal gaben sie sich gar nicht erst Mühe, zu warten, bis die Kleine eingeschlafen war. Die Pröpstin sagte sofort, sie sei nur dageblieben, um die Fortsetzung des schönen Märchens vom Schneewittchen zu hören, das Maja Lisa ihr in der vergangenen Nacht erzählt habe. Und zugleich sagte sie auch, Maja Lisa solle nur ohne Verzug anfangen, damit sie heute nacht gewiß fertig würden, denn länger als bis morgen könne sie durchaus nicht dableiben.

Dann erzählte die Pfarrerstochter weiter.

„Wenn ich mich recht erinnere," sagte sie, „so war Schneewittchen noch nicht länger als acht Tage wieder daheim, als der Küster Moreus und seine Frau Ulla zu Besuch kamen. Ich kann gar nicht sagen, wie vergnügt Schneewittchen war, als sie ankamen. Es stand allerdings jetzt alles wohl und gut zwischen ihr und der Stiefmutter, aber sie mußte immerfort arbeiten. Den ganzen Tag hindurch trat sie den Webstuhl und ließ das Schiff-

lein an einem groben Drillgewebe hin und her fliegen, und wenn sie sich am Abend zu Bette legte, tat ihr der Rücken bitter weh. Da war es gut, wenn jemand zu Besuch kam, weil sie dann einige Stunden von der Arbeit befreit war.

Ach, ach! Schneewittchen dachte im stillen, sie werde sicherlich niemals solche Lust zum Arbeiten bekommen wie die Stiefmutter. Auch würde sie wohl nie so fingerfertig und geschickt werden wie diese. Die Stiefmutter konnte wundervollen Damast weben, mit einer Bordüre, auf der die ganze Arche Noah abgebildet war. Schneewittchen merkte wohl, daß die Stiefmutter sie für eine rechte Stümperin hielt; aber sie hoffte trotzdem, die Mutter werde verstehen, wie sehr sie sich Mühe gab, es ihr recht zu machen.

Ulla Moreus kannte die Stiefmutter schon von der Zeit her, wo diese noch Haushälterin auf Borg gewesen war, und die beiden verstanden sich gut miteinander. Außerdem war Ulla mit ihrer Schwiegermutter vor ganz kurzem zur Herbstbäckerei auf Borg gewesen, da hatte sie viel von der gnädigen Frau Gräfin zu berichten! Schneewittchen merkte auch wohl, wie sehr sich die Stiefmutter freute, von allen den tollen Streichen zu hören, die die Gräfin wieder ausgeheckt hatte.

Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, so glaube ich: wer am vergnügtesten über den Besuch war, war doch ihr Herr Vater. Schneewittchen sah mit Freude, wie er das würdevolle Benehmen, das er seit seiner Verheiratung angenommen hatte, abwarf und wieder ganz wie früher wurde. Und sie sagte sich: ‚Ich weiß nicht, wo sich mein Väterchen in der letzten Zeit aufgehalten hat, denn ich bin nicht mehr mit ihm zusammen gewesen, seit wir miteinander nach dem südlichen Anger gingen, um nach den Mähern zu sehen.‘

Ach, Schneewittchen wußte es nur zu gut! Um ihretwillen wagte der Vater nicht mehr zu lachen oder zu scherzen. Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, weil er ihre Erziehung bisher so schlecht geleitet hatte. Siehst du, er dachte, Schneewittchen wäre bei ihrer Rückkehr niemals so auf ihn und die Mutter losgefahren, wenn er sie nicht verwöhnt gehabt hätte; darum sollte sie von

jetzt an streng gehalten werden, das hatte er sich fest vorgenommen, und es war ihm so bitter ernst damit, daß er, wenn sich die Tochter jetzt im Zimmer befand, nie anders als streng und ernsthaft zu sein wagte.

Noch vor wenigen Monaten dachte der Vater nicht anders, als seine Tochter sei geradeso, wie sie sein sollte, jetzt aber taugte sie ganz und gar nichts mehr, und der Vater wurde gewiß nicht wieder wie früher, bis sie ein ganz neues Wesen bekommen hatte.

Als nun Küster Moreus kam, vergaß der Vater seine schwere Last und war ganz wie früher. Da stieg in Schneewittchen unwillkürlich der Gedanke auf, der Vater müsse sie doch recht lieb haben. Denn welchen Zwang legte er sich ihretwegen alle Tage auf! Nein, sie war ihm gar nicht so dankbar, wie sie es eigentlich hätte sein sollen.

Die Stiefmutter wollte das Abendessen selbst kochen, denn sie wollte Ulla Moreus zeigen, daß man früher auf Lövdala nie so gut gespeist hatte wie jetzt. Ulla war die geschickteste Kochfrau im ganzen Kirchspiel, das wußte die Pfarrfrau wohl. Und da Ulla überdies beständig unterwegs war, um bei Hochzeiten und Begräbnissen zu kochen, dachte die Mutter, es lohne sich wohl, aufmerksam gegen Ulla zu sein. Während nun die Pfarrfrau am Herd stand, schlug Ulla vor, sie und Schneewittchen könnten indessen eine Weile zur Großmutter gehen.

Drüben bei der Großmutter machte Ulla ein Paket auf, das sie mitgebracht hatte, um den andern ein Vergnügen zu bereiten. Es sei ein prachtvolles Geschenk, das sie von der gnädigen Frau Gräfin erhalten habe, sagte sie. Ach, nie mußte man so herzlich lachen, als wenn Ulla erzählte, wie wohl angeschrieben sie bei der Gräfin sei und welche schönen Geschenke sie von ihr erhalte. Einmal hatte sie ihr einen Schoßhund verehrt, der nur mit Sahne ernährt werden durfte. Ja, ja, das könnte man gutherzig nennen, wenn man ein solches Tier einer Küstersfrau schenkte, die gewißlich nicht immer eine Kuh zum Melken hatte!

Ich weiß nicht, ob es Ulla nicht geradezu leid getan hätte, wenn ihr von der Gräfin einmal etwas Nützliches geschenkt worden wäre. Ach, wie übermütig war sie, als sie das neue Geschenk auspackte!

‚Da seht einmal her!' rief sie. ‚So ausstaffiert werde ich künftig auf die Bauernhöfe kommen, wenn ich zur Hochzeit koche.'

Die Gräfin dachte wohl, sie habe etwas ganz Besonderes getan, als sie Ulla diesen Reitanzug schenkte. Es war der englische, den sie in den letzten Jahren immer getragen hatte, ein langer schwarzer Rock, eine enganliegende mit Zobel verbrämte Jacke nebst einem kleinen Zylinderhut. Der Anzug war aus ausgezeichnetem Stoff gearbeitet und sicher noch nicht vertragen, aber es war doch ein ganz verrücktes Geschenk. Der Rock war übermäßig lang, Ulla konnte keinen Schritt darin machen, und in der roten Jacke sah sie rasend komisch aus. Doch nun verlangte Ulla, Schneewittchen solle das Kleid jetzt auch anprobieren. Und als sie es angezogen hatte, waren Großmutter und Ulla ganz entzückt.

‚Ach, wie schade,' rief Ulla, ‚daß nicht du dieses großartige Geschenk bekommen hast! Das Kleid sitzt dir ja wie angegossen, gerade als sei es für dich gemacht.'

Schneewittchen mußte sich vor den Spiegel setzen, Ulla lockerte ihr das Haar ein wenig und drückte ihr den Hut darauf.

‚Seht sie nur an,' sagte sie zur Graßmutter. ‚Sieht sie nicht ganz aus wie eine kleine gnädige Gräfin? Habt Ihr sie je so niedlich gesehen?'

Aber nun sagte Ulla, Schneewittchen dürfe das Reitkleid ja nicht wieder ausziehen, bis sie ihr Vater und Moreus darin gesehen hätten.

Und nun muß ich eins sagen: Schneewittchen hätte sich nicht verkleiden sollen; sie wurde jetzt gleich sehr ausgelassen und meinte, sie sei nun jemand ganz anderes. Großmutter und Ulla lachten sich fast krank über sie, als sie vollends anfing, die gnädige Gräfin im Sprechen und im Gehen nachzuahmen.

Ulla sagte noch einmal, sie würde es ihr nie verzeihen, wenn ihr Mann das Fräulein nicht als Gräfin sehen dürfte, und sie bestand darauf, Schneewittchen müsse jetzt gleich ins Wohnhaus mit ihr hinübergehen.

Schneewittchen dachte wohl im stillen: ‚Vielleicht hat Vater jetzt, wo er so ernst geworden ist, keinen Gefallen daran, daß ich mich verkleide. Früher durfte ich es tun,

so oft ich Lust dazu hatte, aber jetzt ist alles anders geworden.'

Jedoch sie war mutig, weil Ulla dabei war, und so redete sie sich selbst zu und sagte: ‚Es geht doch wirklich nicht an, daß du dich so ganz unterdrücken läßt. Heute ist ja der Herr Vater wieder ganz wie früher, und er kann doch nichts Unpassendes darin finden, wenn du das Kleid der Gräfin angezogen hast.'

Außerdem hatte Schneewittchen noch einen weiteren Trost. Sie glaubte, der Stiefmutter werde es nicht mißfallen, wenn sie sich auf Kosten der Gräfin ein wenig ergötzten.

Als sie die Treppe hinuntergingen, kam Ulla ein neuer Gedanke. Sie nahm Schneewittchen mit nach dem Stall und überredete da den langen Bengt, den Rappen zu satteln. Der Rappe war ein dickes kleines Pferd, das den großen Reitpferden auf Borg ganz und gar nicht glich; auch sahen die Sättel des Pfarrhauses mit ihren gepolsterten Sitzen und Lehnen denen der Gräfin Märta durchaus nicht ähnlich.

Als der Rappe gesattelt und Schneewittchen aufgestiegen war, lief Ulla voraus. Mit lauter Stimme rief sie zur Saal- und zur Küchentür hinein, die Gräfin Märta komme durch die Allee dahergeritten.

Ei, ei, ei! Welcher Aufruhr entstand im Pfarrhaus! Die Pfarrfrau riß sich die Küchenschürze so hastig vom Leib, daß der Bund abriß, und eilte auf die Freitreppe hinaus. Der Pfarrer lief mit solcher Geschwindigkeit herbei, daß ihm die Perücke ganz schief auf dem Kopf saß, und stellte sich neben seine Frau. Ulla und der Küster Moreus pflanzten sich hinter dem Pfarrpaar auf, und auf der untersten Stufe stand das Zimmermädchen und knickste.

Nun hatte Schneewittchen allerdings eine Reitgerte in der Hand, und sie gebrauchte sie auch tüchtig; aber deshalb ließ sich der Rappe doch nicht aus seinem gemächlichen Schritt bringen, und Schneewittchen dachte, das sei recht gut, denn dadurch würden ja Vater und Mutter sofort erkennen, wer dahergeritten kam.

Aber war es nicht zu komisch! Die Stiefmutter war wohl von dem roten Leibrock, in dem die Gräfin nun

seit mehreren Jahren immer ausgeritten war, ganz geblendet und merkte nichts. Kaum aber hatte Fräulein Schneewittchen mit der Reitgerte gegrüßt und gerufen: ‚Bon jour, monsieur le pasteur!‘ wie die Gräfin es zu tun pflegte, als die frühere Jungfer Babitz auch schon alle Stufen heruntereilte und eine Verbeugung machte, als wollte sie in den Boden sinken.

Ach, wie soll ich alles beschreiben? Die Mutter war etwas kurzsichtig, das wußte Schneewittchen wohl; überdies war es auch Abend und ein wenig dämmerig, aber das konnte sie sich doch unmöglich denken, daß sie nicht erkannt worden sein sollte.

Da dachte sie: ‚Der Stiefmutter gefällt es, daß ich mich über die Gräfin lustig mache;‘ denn sie wußte ja, wie erbost sie auf ihre frühere Herrin war. Nie, nie, nicht mit einem Gedanken fiel es Schneewittchen ein, daß die Mutter sich vor ihr verneigen könnte. Und sie stand ja da und strahlte mit dem ganzen Gesicht. So glücklich hatte sie noch niemals ausgesehen.

Schneewittchen sprang ohne Hilfe aus dem Sattel, ganz wie die gnädige Gräfin, und warf die Zügel dem langen Bengt zu. Dann wandte sie sich an die Pfarrfrau, reichte ihr die Hand und sagte:

‚Eh bien, Raclitz, wie geht es Ihr in der neuen Stellung?‘

Aber denk dir, kaum hatte Schneewittchen das gesagt, als sich die Mutter auch schon niedergebeugt und ihr die Hand geküßt hatte!

Da endlich begriff Schneewittchen! Die Mutter hatte sich täuschen lassen und glaubte, die Gräfin selbst sei gekommen, sie zu besuchen. Durch diese Erkenntnis wurde Schneewittchen so bestürzt, daß sie ausrief: ‚Aber Frau Mutter, ich bin es ja nur!‘

Da richtete sich die Mutter blitzschnell auf und schleuderte Schneewittchens Hand weg. Noch einen einzigen Blick warf sie der Stieftochter zu, dann wendete sie sich jäh um, stürmte die Treppe hinauf und eilte in die Küche hinein.

Nun versammelten sich die andern, der Vater, der Küster Moreus und Ulla um Schneewittchen, und alle lachten herzlich über die Verkleidung. Ach, ach! Ein klei-

nes Weilchen noch mußte sie ihre Rolle weiterspielen, weil ihr guter Vater so erfreut aussah. Aber eigentlich war sie wie versteinert; der Blick der Stiefmutter hatte ihr eine furchtbare Angst eingejagt und sie dachte: ‚Nun habe ich mir die Mutter zum Feind gemacht. Sie macht sich zwar nichts daraus, wenn man sie ein bißchen neckt, wenn sie aber jemand geradezu zum Narren hält, wird sie es ihm nie verzeihen.'"

Hier machte die Pfarrerstochter eine Pause, wie um zu hören, was die Pflegeschwester über die Geschichte denke.

„Eigentlich sollte man nur herzlich darüber lachen," sagte Anna Brogren, „aber ich kann es doch nicht, es wird mir im Gegenteil angst und bang dabei. Erzähle nur rasch weiter, damit ich erfahre, wie schlimm es dir — nein, ich meine, wie es Schneewittchen ergangen ist."

Und die Pfarrerstochter erzählte weiter:

„Ja, ich muß dir wirklich erzählen, was sich Ende September Sonderbares ereignete. Es ist zwar gar nichts Wichtiges, das wirst du gleich merken; aber ich glaube, es hat Schneewittchen doch den Mut etwas gestärkt. So oft ihr nämlich dieses Erlebnis wieder in den Sinn kam, sagte sie sich: ‚Es ist doch gut, daß noch jemand auf dem Hofe ist, der keine Angst vor der Stiefmutter hat.'

Denn alle andern, ihr Herr Vater nicht ausgenommen, hatten ja Angst vor ihr, das sah sie nur zu deutlich, und eins mußte sie auch zugeben: die Stiefmutter war wirklich äußerst besorgt um den Vater und bewachte ihn so sehr, daß er sich kaum noch zu rühren wagte. Aber ach, wie ängstlich hütete sich der gute Vater auch, nein zu sagen, wenn die Stiefmutter etwas wollte.

Ja, das war alle Tage deutlich zu erkennen, aber nie deutlicher als damals, wo er ihr die Erlaubnis zum Branntweinbrennen gab. Jedermann auf dem Hofe sagte, wenn jemand anders als die Stiefmutter ihn darum angegangen hätte, würde er niemals eingewilligt haben, denn er sei von jeher dagegen gewesen. Wenn ihm in früherer Zeit jemand mit diesem Vorschlag gekommen sei, habe er immer ganz verdrießlich gesagt: ‚In einem Pfarrhaus solle man die Feldfrüchte zum Brotbacken

und Grützekochen verwenden, aber nicht zu diesem unglückseligen Getränke, das nur allen Menschen zum Verderben erfunden worden ist.'

Der gute Vater hatte sicher dasselbe auch zu der Pfarrfrau gesagt, sie aber hatte sich nicht abschrecken lassen. Sie sagte, wenn der Pfarrer den Branntweingenuß in seinem Hause ein für allemal abschaffen wollte, dann würde sie ihm gewiß beistimmen, da er nun aber doch Branntwein im Hause habe, sowohl für die Gäste, als auch fürs Gesinde, könnte man ihn doch ebensowohl selbst herstellen, denn wenn man ihn zu Hause brenne, koste er nur die Hälfte. So sprach sie, und sie quängelte so lange darum, bis der Vater nachgab.

Als nun zum erstenmal Branntwein gebrannt werden sollte, entlehnte die Pfarrfrau von einem Nachbarhof einen Kessel mitsamt Hut und Rohr, und sobald er da war, machte sie sich an die Arbeit.

Während das Maischen und Gären im Gang war, ließ sie der Braumagd keinen Augenblick Ruhe, und als destilliert wurde, stand sie die ganze Zeit selbst im Brauhaus drüben. Nein, sicher hätte ihr niemand vorwerfen können, sie schone sich in irgendeiner Weise!

Der Vater dagegen saß die ganze Zeit, solange die Branntweinbrennerei dauerte, in seinem Zimmer und tat seiner Frau nicht ein einziges Mal die Ehre an, den Kopf zur Brauhaustür hineinzustecken und um eine Probe von dem Getränke zu bitten.

Daran merkte die Pfarrfrau wohl, daß er noch immer gegen die Sache war. Und über etwas anderes war sie auch nicht im Zweifel: sobald nur ein einziger Mensch auf dem Hofe nur im geringsten beduselt wäre, würde er sofort kommen und das ganze Verfahren einstellen und verbieten. Deshalb wachte die Mutter mit Argusaugen darüber, daß keines von denen, die ihr halfen, zu oft eine Kostprobe bekam; und da alle Leute einen Riesenrespekt vor ihr hatten, gelang es ihr auch, die Ordnung die ganze Zeit über aufrecht zu erhalten.

Nur ein einziges kleines Mißgeschick ereignete sich.

Die Mutter war mit der Klärung schon ganz fertig und hatte nichts mehr zu tun, als den Branntwein in große Flaschen und Krüge zu füllen. Außerdem wollte

sie auch noch den ‚Nachtropfen‘ versorgen; da er aber noch warm war, füllte sie ihn in einen Eimer und stellte diesen zum Abkühlen vor die Brauhaustüre.

Gleich darauf kam der lange Bengt am Brauhaus vorüber. Es zog ihn mit aller Macht zu dem Eimer hin; aber sofort stand die Mutter unter der Tür.

‚Lieber Bengt,‘ sagte sie. „Ihr werdet doch davon nicht trinken wollen? Das ist nicht für Menschen, es ist nur das Spülicht.‘

Der lange Bengt machte ein einfältiges Gesicht und ging weiter, indem er sagte, er sei eben auf dem Wege nach dem Stall, und es sei doch wohl nichts Strafbares, wenn er am Brauhaus vorbeigehe.

Danach ging er auch richtig in den Stall und holte eine Heugabel, die die Stallmagd von ihm entlehnt hatte. Diese Heugabel wollte er in die Scheune zurücktragen. Als nun aber der lange Bengt das Gittertor zum Wirtschaftshofe öffnete, traf er mit dem großen Bock zusammen, der, die Nase zwischen den Gitterstäben, nach dem Brauhaus hinüber schnupperte. Es war ein schöner Tag, alle Ziegen waren im Freien, und die ganze Schar hielt sich in der Nähe eines Reisighaufens auf, nur der große Bock stand an dem Gatter.

Aber es ist ein wahres Rätsel, wie der lange Bengt so ungeschickt sein konnte! Er machte das Gittertor gerade so weit auf, daß der große Bock sich neben ihm durchdrängen konnte, und danach gab er sich gar keine Mühe, ihn wieder zurückzutreiben, was er doch eigentlich hätte tun müssen, sondern er sah nur nach, ob die andern Türen geschlossen waren, damit der große Bock nicht in Vaters Obstgarten und nicht auf der Mutter Kohlbeete kommen könnte. Wahrscheinlich dachte er, es könnte nichts schaden, wenn der Bock ein bißchen auf dem Rasen im Hof weidete.

Und nun sollst du hören! Der große Bock würdigte das Gras nicht eines einzigen Blickes, sondern sprang in kurzem Trab geradeswegs auf das Brauhaus zu. Und er kam so leicht und elegant dahergetrippelt, daß die Mutter ihn gar nicht hörte, obgleich die Brauhaustüre angelehnt war.

Dieser Bock war von jeher ein richtiger Schlauberger

gewesen. Beim Saufen schlapperte er weder wie ein Hund, noch schlürfte er wie ein Pferd, sondern er trank so leise, daß niemand merkte, was er tat. Auf diese Weise hatte er manche Kanne Milch hinter dem Rücken der Viehmagd ausgetrunken, und jetzt gelang es ihm, den ganzen ‚Nachtropfen' in aller Ruhe auszutrinken, ohne daß die Pfarrfrau auch nur eine Ahnung davon hatte, was geschah.

Als er jedoch den ganzen Eimer ausgetrunken hatte, fing er nach seiner Gewohnheit zu meckern an; denn wenn er einen losen Streich ausgeführt hatte, dann wollte er auch sehen, wie ärgerlich und aufgebracht die andern über das, was er angestellt hatte, waren, sonst machte es ihm keine Freude. So meckerte er also lustig drauf los, und im nächsten Augenblick stand die Mutter auf der Schwelle und sah, daß der Eimer leer war.

Da ergriff sie eine lange schwarze Backschaufel, die immer in der Ecke hinter der Brauhaustüre stand, und wollte den großen Bock damit züchtigen. Aber nach der großartigen Bewirtung, die diesem zuteil geworden war, meinte er gewiß, die Mutter könnte nicht im Ernst böse sein, und so stellte er sich auf die Hinterbeine vor ihr auf und begann zu tanzen. Nun war ja der große Bock ein altes großes Tier, und es war nicht immer so angenehm, wenn man mit ihm zusammentraf. Die Mutter schlug mit der Backschaufel nach ihm, und wer den großen Bock kannte, mußte nun glauben, die Sache würde kein gutes Ende nehmen. Auch eilten nun alle, der Vater und Schneewittchen mitsamt den Mägden, eiligst aus dem Wohnhaus herbei, um der Pfarrfrau beizustehen. Der große Bock tat ihr indes nichts zuleide, sondern tanzte nur vor ihr auf und ab, und da machte der Vater den andern ein Zeichen, sie sollten zurückbleiben und sich nicht in das Spiel mischen. Zugleich rief er der Mutter zu, sie solle sich rasch ins Brauhaus zurückziehen, solange der Bock noch in seiner guten Laune sei.

Aber die Pfarrfrau kümmerte sich nicht um diese Warnung, und schließlich gelang es ihr, dem Bock einen recht harten empfindlichen Schlag zu versetzen. Da ließ er sich auf alle viere nieder; aber damit war nicht viel gewonnen, denn im nächsten Augenblick sprang er mit

einem Satz ins Brauhaus hinein und benützte da seine Hörner dazu, so viele von den mit Branntwein gefüllten Flaschen und Krügen umzustoßen, als er nur erreichen konnte. Und kaum war die Mutter hinter ihm hereingekommen, als er auch schon wieder hinauswitschte.

Und der große Bock war schlau! Er wußte recht wohl, nun hatte die Mutter mit dem Aufrichten aller der umgestoßenen Gefäße sehr viel zu tun, da war er eine Weile sicher vor ihr und konnte in aller Ruhe seiner guten Laune die Zügel schießen lassen. Zuerst blieb er vor der Brauhaustüre ein paar Sekunden lang ruhig stehen und schaute sich um, dann schritt er langsam und ernst die Anhöhe zum Wohnhaus hinauf.

Der große Bock hatte meistens ein würdiges und feierliches Benehmen, und das kam ihm wohl zustatten, denn man hätte von einem so stattlichen Tier ja nie geglaubt, daß es je daran dächte, einen losen Streich auszuhecken. Aber noch nie hatte man ihn so großartig gesehen wie jetzt. Er hob einen Fuß um den andern langsam hoch auf, trug den Kopf stolz zurückgelegt, streckte die Nase in die Luft und protzte gleichsam mit seinem langen Bart und seinen großen Hörnern. Es blinkte allerdings etwas unruhig in seinen Augen, und der hintere Teil seines Körpers schlenkerte hin und her.

Der Vater glaubte, der Bock sei auf dem Wege zu seinen Ziegen im Wirtschaftshof; deshalb rief er Schneewittchen und den andern Frauenzimmern zu, sie sollten dem Bock aus dem Wege gehen und ihn nicht scheuchen. Wenn aber der große Bock diese Absicht gehabt hatte, dann änderte er sie jedenfalls, denn als er an der Freitreppe des Wohnhauses vorüberkam, sah er, daß der, der zuletzt herausgeeilt war, um ihn fortzujagen, die Haustüre offen stehen gelassen hatte. Und war er eben noch ganz ernsthaft dahingeschritten, so machte er jetzt plötzlich einen Satz und sprang die Stufen hinauf geradeswegs ins Haus hinein.

Sofort stürzte die ganze Schar der Mägde hinter ihm drein, um ihn hinauszujagen. Da floh der Bock die Bodentreppe hinauf; als sie ihn aber auch auf den Bodenraum verfolgten, sprang er zum Bodenfenster hinaus. Und als er diesen Sprung machte, gab er sich gar nicht

erst Mühe, zu sehen, wie weit es von da auf die Erde hinunter ging. Aber dieses Tier hatte immer Glück, und so war es auch gerade an das Fenster gekommen, das direkt über dem Dach des Hauseingangs war.

Es war ein kleines steilabfallendes Dach mit einem ganz schmalen Giebelspieß in der Mitte, und auf diesen kam der Bock in seinem Sprung zu stehen. Er konnte von da keinen Schritt machen, ohne herunterzufallen, weder nach rechts noch nach links, und ebenso unmöglich schien es auch, daß er wieder auf den Bodenraum zurückgelangen könnte.

„Rasch hinein mit dir!" rief der Pfarrer und drohte ihm mit dem Stock.

Aber der Bock blieb da stehen, wo er stand. Die Mägde waren voller Schrecken darüber, wie es nun gehen würde, wieder aus dem Haus herausgelaufen. Aber der große Bock sah ganz vergnügt aus; er drehte nur den Kopf und zwinkerte ihnen zu, und man konnte wohl sehen, wie sehr er sich über ihr Entsetzen freute.

Indessen hatte die Pfarrfrau ihre Flaschen wieder aufgerichtet und trat nun, mit der Backschaufel in der Hand, heraus, um den Bock zu vertreiben. Aber als dieser sie sah, zwinkerte er nur noch lustiger als zuvor; in diesem Augenblick hatte er nicht den geringsten Respekt vor ihr.

Sie aber schwang die Backschaufel noch einmal gegen den Bock; in demselben Augenblick zog dieser die Beine an, flog wie ein Pfeil durch die Luft und landete dicht vor der Pfarrfrau auf dem Boden.

Kaum war er drunten angelangt, als er sich auch schon auf die Hinterbeine aufrichtete und der Mutter einen Stoß versetzte, daß sie umfiel. Darauf sprang er nach dem Wirtschaftshof davon, war mit einem Satz übers Gatter weg und tanzte dann seinen Ziegen noch mehrere Minuten lang etwas vor.

Aber im ersten Augenblick dachte niemand mehr an den Bock. Alle rannten herbei, der Mutter aufzuhelfen. Und wer von allen zuerst zur Stelle war, das war Schneewittchen. Aber die Mutter stieß sie heftig zurück und rief:

„Verstelle dich nur nicht! Ich weiß wohl, wie du gegen mich gesinnt bist, denn ich sehe, daß du dich über

meinen Unfall freust! Ja, lache nur, so lange du kannst, ich weiß jemand, der dich zum Weinen bringen wird!'

Und es ist allerdings wahr, Schneewittchen sah nicht so schrecklich ängstlich aus. Sie hatte ja über den Bock lachen müssen, und da war ihr Gesicht noch nicht wieder ganz ernsthaft geworden.

Aber die Worte ihrer Stiefmutter genügten, sie für den ganzen übrigen Tag betrübt zu machen.

Und du, meine liebe Pflegeschwester, wirst wohl verstehen, daß dieses dem Schneewittchen nicht gerade neuen Mut einflößte. Nein, das tat ein Traum, den sie in der folgenden Nacht hatte.

Da sah Schneewittchen wieder den Bock vor sich, wie er da droben auf dem Dachfirst des Hauseingangs stand; aber jetzt war es kein wirklicher Bock mehr, sondern alle Freudigkeit und aller Humor, die von jeher in diesem Hause gewohnt hatten, waren da auf das Dach hinausgestiegen und machten sich über die Stiefmutter lustig. Und der Bock in Schneewittchens Traum konnte sprechen, und er sagte zu der Stiefmutter, es werde ihr nicht gelingen, dieses Haus zu einem kalten, harten Gefängnis zu machen, wie sie es gerne möchte, denn es sei zu viel von dem alten Geiste da, der leiste ihr Widerstand.

Und als Schneewittchen dann erwachte, dachte sie, das sei ganz wahr, und nun war es ihr, als sei sie nicht mehr so ganz allein in ihrem Kampf gegen die Stiefmutter."

„Und du kannst dich darauf verlassen, sobald ich Schneewittchen wieder besuche, werde ich dem großen Bock ein paar Brotlaibe mitbringen!" sagte Anna Brogren, als die Pfarrerstochter eine Pause machte.

„Ach, ich fürchte, dieser Schmaus kommt zu spät," versetzte die Pfarrerstochter; „denn im letzten Brief, den ich von Schneewittchen bekam, berichtete sie gerade, die Stiefmutter habe den großen Bock schlachten lassen."

„Ei, sieh, ei, sieh!" sagte die Pröpstin nachdenklich. „Aber tat denn Schneewittchens Vater gar nichts dagegen und ließ den Bock einfach schlachten? Ich sage dir, jetzt bekomme ich wirklich Angst, diese Stiefmutter werde Schneewittchen noch einmal Böses antun."

Aber da entgegnete die Pfarrerstochter rasch: „Ach nein, dem Schneewittchen tut sie wohl nichts zuleid; sie

meint im Gegenteil, Schneewittchen denke an nichts anderes, als wie sie die Stiefmutter recht ärgern könnte."

„Das müßte sie doch besser wissen."

„Ach, es trifft sich auch immer so schlimm für Schneewittchen; und ich will dir gleich noch eine Geschichte erzählen, damit du siehst, wie unglücklich es Schneewittchen immer geht."

„Ja, ich will die Geschichte bis zu Ende hören," versetzte die Pröpstin; „aber ich sehe eben doch, daß Schneewittchen in Gefahr ist und nicht ihre Stiefmutter."

„Du weißt doch," fuhr die Pfarrerstochter fort, „daß Schneewittchens Vater selbst den ganzen Garten des Pfarrhofs angelegt hat. Ihm allein hatte man die Stachelbeeren und Johannisbeeren und die herrlichen Erdbeerländer und die Gewürzbeete, sowie auch den Rosengarten auf der Westseite des Hauses zu verdanken.

Aber das prächtigste von allem waren doch die Apfelbäume. Der Vater hatte alle selbst gepflanzt und gepfropft, und weit und breit gab es gewiß keine so herrlichen Äpfel wie die des Pfarrgartens. Wenn Schneewittchen von diesen Äpfeln aß, meinte sie immer, sie seien aus lauter Sonnenschein und Sommerwärme bereitet.

So schöne Äpfel wie in diesem Sommer hatte Schneewittchen noch nie in ihres Vaters Garten gesehen. Ach, die herrlichen Paradiesäpfel, die Astrachaner und Goldparmänen, die Renetten und Winteräpfel! Die Bäume hingen zwar vielleicht nicht ganz so voll wie sonst, aber die Früchte waren darum um so schöner. Nicht ein einziger Apfel war wurmig; alle waren gleich groß und schön geformt. Alle Astrachaner leuchteten durchsichtig hell, alle Goldparmänen glänzten goldgelb, alle Paradiesäpfel schimmerten dunkel grünlichrot, und alle Winteräpfel hatten glühend rote Bäckchen.

Ja, wirklich, die Äpfel waren so wundervoll, daß man in der ganzen Gegend davon sprach. Groß und schön glänzten sie bis auf die Straße hinaus, und die Vorübergehenden kamen oft in den Hof herein und baten, ob sie nicht in den Garten hineingehen und die Äpfel ansehen dürften.

Aber nun muß ich etwas sagen. So schön und gut die Äpfel auch waren, so hatten die Pfarrleute doch auch

ihren Ärger damit, und in den andern Jahren war immer eine große Menge von den Äpfeln des Pfarrgartens gestohlen worden. In diesem Jahr jedoch kam kaum ein einziger Apfel weg, denn die Pfarrfrau hielt unermüdlich Wache darüber. Von Ende August an, wo die Äpfel allmählich reif wurden, war sie immer draußen im Obstgarten, und sie wachte auch jede Nacht dort.

Ja, sie tat sogar noch mehr als das. Sie hütete die Äpfel auch vor den Hausbewohnern. Die Gattertüren wurden mit Vorlegschlössern versehen, und die Schlüssel dazu verwahrte die Pfarrfrau in ihrer eigenen Tasche. Wenn sie dann einen recht süßen schimmernden Astrachaner fand, brach sie ihn wohl für den Vater; aber weder Großmutter Beata noch Schneewittchen bekamen je auch nur einen einzigen Apfel zu kosten.

Ach, in den andern Jahren hatte man zwar keine so schönen Äpfel, aber mehr Freude davon gehabt! Da war niemand auf den Hof gekommen, der seine Lust nach einem Apfel nicht hätte stillen dürfen. Und man gab nicht nur den eigenen Hausbewohnern, sondern wer nur zu Besuch kam, durfte die Äpfel versuchen, und die meisten erhielten auch ein Bündelchen mit auf den Weg.

Aber nicht einmal dann bekam irgend jemand einen davon zu essen, als die Äpfel von den Bäumen gebrochen wurden, denn diese Arbeit besorgte die Pfarrfrau ganz allein. Sie zog Handschuhe an und brach jeden einzelnen Apfel sehr fürsorglich von seinem Ast, damit keiner angestoßen oder verletzt wurde.

Schneewittchen kam es freilich ein wenig bitter vor, daß sie gar keine von den Äpfeln bekam, während sie noch die erste Sommersüße hatten; aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, wie schön es dann sein würde, wenn sie im Spätjahr und den ganzen Winter hindurch Äpfel zu essen hätten. Die Stiefmutter verstand sie auch sicher so gut aufzubewahren, daß sie nicht faulten.

Aber die Mutter hatte andere Pläne mit den Äpfeln, das mußte Schneewittchen bald merken. Nein, nicht im Pfarrhaus sollte all das schöne Obst gegessen werden, daran dachte die Pfarrfrau keinen Augenblick.

Der Pfarrer hätte gewiß auch seine Äpfel gerne daheimbehalten, wie in den andern Jahren. Aber die Pfarr-

frau hatte ausgerechnet, daß man Geld damit verdienen könnte, und so wollte sie die ganze schöne Obsternte auf dem Brobyer Markt verkaufen.

Und es geschah, wie die Mutter es wollte. Mit zwei schwerbeladenen Wagen voll Äpfeln nebst einem Knecht und einer Magd, die ihr beim Verkauf helfen sollten, fuhr sie zu Markte.

Als sie auf dem Marktplatz angekommen war, stellte sie einen Tisch auf, öffnete die Kisten und Fässer und legte die Äpfel zum Verkauf aus. Nein, sie fürchtete sich wirklich vor keiner Arbeit! Grobe Handschuhe an den Händen und einen großen Schal umgebunden, stand sie hinter dem Tisch und bot die Äpfel feil. Sie konnte sich einfach nicht dazu entschließen, jemand anders mit dieser Sache zu betrauen. Und ich muß sagen, die Ware konnte sich sehen lassen, und die Pfarrfrau konnte stolz darauf sein. Wundervoll im herrlichsten Rot und Grün und Gelb und Weiß leuchtete es von ihrem Stand, und die Leute strömten schon der Augenweide wegen herbei. Auf den großen Brobyer Markt kamen immer die Gärtner von den sörmländischen Schlössern und von den großen Herrenhöfen von Näs}, aber keiner von allen konnte so schönes Obst auslegen wie die Pfarrfrau.

Sobald sie alles zum Verkauf bereit hatte, eilte auch gleich eine Menge Leute herbei und fragte nach dem Preise der Äpfel. Aber da verlangte sie einen so hohen Preis, daß die Leute ganz bestürzt wurden und nicht kaufen wollten.

Und siehe, schließlich mußte die Pfarrfrau wirklich trotz ihrer wundervollen Auslage sehen, wie die Marktbesucher ihre Einkäufe bei ihren Nachbarn machten! Aber sie gab nicht nach und setzte ihren Preis nicht um einen einzigen Heller herunter, ja sie verlangte gerade doppelt so viel wie alle andern. Sie dachte wohl, später am Tage, wenn die Fremden ihr Obst verkauft hätten, würden ihre Äpfel schon an die Reihe kommen.

Vielleicht rechnete sie auch noch mit etwas anderem. Sie wußte wohl, wieviel Branntwein immer auf dem Brobyer Markt getrunken wurde, und daß mittags um zwölf Uhr kaum noch ein nüchterner Mann da zu finden war, und so meinte sie, die Bauersleute würden es am

5*

Nachmittag nicht mehr so genau mit dem Geld nehmen.

Und es sah auch aus, als sollte Schneewittchens Stiefmutter recht behalten. Je später es wurde, desto mehr Leute versammelten sich um ihren Stand. In erster Linie alle Kinder, Jungen und Mädchen, die auf dem Markt waren. Diese standen um den Tisch herum, mit einem Finger im Mund, und schauten gar sehnsüchtig nach den Äpfeln hinüber, es hätte einem wirklich das Herz rühren können. Die Kinder hatten natürlich nichts, um zu kaufen, aber es standen auch Erwachsene herum, die ihre Augen nicht von dem schönen Obst abwenden konnten.

Immer wieder trat der eine oder der andere näher und fragte nach dem Preis. Aber die Pfarrfrau blieb dabei und verlangte ebensoviel wie am Morgen. Jetzt, wo alle andern Äpfel verkauft waren, wollte sie nicht abschlagen, denn sie war fest überzeugt, daß sie nun doch noch an die Reihe käme.

Schneewittchens Stiefmutter sah wohl, wie aller Gesichter um sie her vor Verlangen nach den Äpfeln glühten, und jeden Augenblick dachte sie: ‚Jetzt können sie nicht mehr widerstehen, es muß nur erst einer anfangen.'

Aber es währte länger und immer länger, und schließlich glaubte sie selbst, sie müsse am Ende doch mit ihren schönen Äpfeln wieder heimfahren.

Doch nun wollte sie einen letzten Versuch machen, und so trug sie der Magd auf, Fräulein Schneewittchen zu holen, die zwischen den Marktbuden umherging, um für alle daheim, die nicht mit auf den Jahrmarkt gedurft hatten, kleine Geschenke einzukaufen.

Als Schneewittchen zu ihrer Stiefmutter hinkam, sagte diese, Schneewittchen solle jetzt eine Weile ihre Stelle einnehmen und die Äpfel verkaufen; sie habe nun so lange auf einem Fleck gestanden und ganz kalte Füße bekommen, sie müsse sich deshalb ein wenig Bewegung machen.

Ach, Schneewittchen war es außerordentlich zuwider, da auf dem Brobyer Markt verkaufen zu sollen! Aber sie wagte sich der Mutter nicht zu widersetzen. So zog sie denn deren Handschuhe an, band sich den Schal um und nahm den Platz hinter dem Tisch ein. Und nach vielen

Ermahnungen, sich streng an den festgesetzten Preis zu halten, durchaus nicht mit sich handeln zu lassen und auch selbst keine Äpfel zu essen, ging die Stiefmutter ihres Wegs.

Aber wenn die Mutter gedacht hatte, die Leute würden von ihrer Stieftochter eher kaufen als von ihr, dann hatte sie sich verrechnet.

Das Fräulein mußte hinter ihrem Tisch stehen und ihre Äpfel bewachen, konnte jedoch nicht einen einzigen davon verkaufen. Es ging ihr genau wie der Mutter; der dichte Kreis von großen und kleinen Leuten verringerte sich zwar nicht, aber niemand kaufte.

Doch nun kamen zwei halbbetrunkene Bauernburschen mit ihren Mädchen am Arm daher und drängten sich durch den Haufen der Herumstehenden vor. Es war eine laute, ausgelassene Gesellschaft, die Burschen hatten Geld in der Tasche, mit dem sie klimperten, und sie waren in der richtigen Laune, etwas draufgehen zu lassen. Schneewittchen bekam zwar Angst vor ihnen und wäre am liebsten davongelaufen, blieb dann aber doch stehen in der Hoffnung, nun endlich etwas zu verkaufen.

Die jungen Leute drängten sich auch ganz bis zum Tisch hin, und der vorderste fragte gar nicht nach dem Preis, sondern legte sofort seine große Faust auf einen Haufen der schönsten Äpfel. Zugleich sah er die Pfarrerstochter an und versuchte so nüchtern und bieder wie nur möglich auszusehen.

‚Woher sind denn diese Äpfel?‘ fragte er.

Und die Pfarrerstochter antwortete, sie seien aus ihres Vaters Garten.

‚Ja, da bin ich schon oft gewesen, ich kenne Euren Vater und auch Euch recht wohl. Das ist ein guter Mann, Euer Vater.‘

Schneewittchen erwiderte einige freundliche Worte, denn es gefiel ihr, daß der Bursche so gut von ihrem Vater sprach.

‚Ja, Ihr und Euer Vater seid alle beide gute Leute,‘ fuhr der Bursche fort. ‚Ja, Ihr seid so gut, daß Ihr es einem armen Burschen wohl gönnet, Eure Äpfel zu versuchen, ohne dafür zu bezahlen.‘

Und ehe Schneewittchen recht begriff, was er im

Schilde führte, hatte er eine Handvoll der schönen Äpfel ergriffen und war auf und davon gelaufen.

Und das Mädchen, das er am Arm gehabt hatte, packte auch rasch ein paar Äpfel und lief hinter ihm drein. Ganz ebenso machte es dann auch das nächste Paar.

Aber Schneewittchen war auf so etwas natürlich gar nicht gefaßt gewesen. Wie hätte sie sich das denken können! Sie war ganz außer sich, als diese Burschen und Mädel sich mit so vielen Äpfeln, für die sie kein Geld bekommen hatte, aus dem Staube machten. Im ersten Augenblick wollte sie ihnen nachlaufen, um ihnen die Äpfel wieder abzujagen; sie wagte es aber doch nicht, sondern schickte den Knecht und die Magd nach, die hinter ihr standen. Zugleich aber sah sie, daß der ganze Volkshaufen sich noch näher an den Tisch herandrängte.

‚Jetzt kaufen sie doch noch,' dachte sie, und ihr gesunkener Mut hob sich wieder.

Aber die und kaufen! O, kein Gedanke, sondern sie sprangen vor, packten so viele Äpfel, als sie konnten, und riefen zugleich, sie und ihr Vater seien ja so gut, da verlangten sie sicher nicht, daß arme Leute so ein paar Äpfel bezahlten. Und alle die kleinen Jungen, die sich den ganzen Tag lang an den Äpfeln fast blind gesehen hatten, rissen ihre Mützen herunter und füllten sie sich; und alle die kleinen Mädchen, denen vor lauter Begierde das Wasser im Munde zusammengelaufen war, stürzten auch vor und strichen sich die Äpfel ungezählt in ihre Schürzen.

Schneewittchen legte sich weit über die Äpfel vor, um sie mit ihrem Körper zu beschützen. Aber was half das? Sie weinte und bat und rief, sie machten sie unglücklich. Aber wer fragte danach? Es waren nicht nur kleine Buben und Mädel, die die Äpfel an sich rissen, sondern auch Erwachsene, und alle lachten vergnügt und hielten die ganze Sache nur für einen kleinen Jahrmarktsscherz. Und so oft wieder jemand einen Apfel packte, rief er ihr zu, sie und ihr Vater seien ja so gute Leute, daß sie ihnen wohl ein paar Äpfel gönnten.

Schneewittchen schlug um sich, und Schneewittchen rief nach Hilfe, aber die Äpfel waren verloren. Die Marktleute stülpten den Tisch um, wälzten die Kisten und Fässer herbei und rissen die Äpfel an sich. Es waren auch

viele Raufbolde auf dem Markt, die sich nun mit in den Tumult mischten. Da gab es Streit und eine wilde Schlägerei, und Schneewittchen mußte sich zurückziehen und ihre Äpfel im Stich lassen, sonst wäre sie zertreten worden.

Gerade da kam die Mutter zurück und fand die Stieftochter ausgeplündert, verlassen und vor Zorn und Entsetzen laut weinend. Die Stiefmutter faßte sie am Arm und schüttelte sie. ‚Warte nur, bis wir heute abend nach Hause kommen,' sagte sie, ‚da werde ich dich lehren, meine Äpfel zu verschenken!'

Und man konnte sich ja über den Ärger der Stiefmutter nicht wundern; aber Schneewittchen war es doch recht schwer, daß die Mutter glaubte, sie habe es mit Absicht getan.

Ach, war das eine schwere Heimfahrt vom Markte! Sie saßen miteinander im Wagen, der Vater, die Mutter und Schneewittchen. Im Anfang versuchte der Vater, die andern wie sonst freundlich zu unterhalten. Aber die Mutter saß stocksteif mit fest zusammengekniffenen Lippen in der Wagenecke und erwiderte kein Wort. Schneewittchen aber weinte nur immerfort. Der gute Vater konnte sich gar nicht einmal so sehr grämen; auch ergötzte er sich wohl ein wenig darüber, daß die Leute gerufen hatten, er sei gar so gut und gönne ihnen die Äpfel gewiß auch ohne Bezahlung. Außerdem versuchte er wohl auch, sich den Mut aufrechtzuerhalten, indem er alle Marktleute, an denen sie vorüberfuhren, anredete und sie fragte, ob sie ihre Kühe gut verkauft, was sie für ihre Schafe bekommen, und ob sie nicht auch einige von seinen Äpfeln gesehen hätten.

Aber nach einiger Zeit wurde Vater sonderbar still; er wendete sich nach der Mutter um und sah sie lange unverwandt an. Dann starrte er wieder lange vor sich hin, und da sah er plötzlich alt und müde aus.

Wieder nach einer Weile merkte ich, daß Vater jetzt auch mich lange und betrübt ansah. Es war, als wolle er mir ganz bis auf den Grund meines Herzens sehen.

Dann sagte er plötzlich: ‚Du wirst deiner Mutter sehr ähnlich;' und er nahm meine Hand zwischen seine beiden und streichelte sie ganz sachte.

Es war, als wollte mich der gute Vater beruhigen und mich fröhlich machen. Und ich dachte: ‚Der Herr Vater versteht, daß ich es nicht mit Absicht getan habe; er weiß, daß ich nicht so bin.'

Er behielt meine Hand in der seinigen, bis wir zu Hause ankamen. Aber er beugte sich immer weiter vor, und als wir daheim waren, sank er ganz zusammen und machte keinen Versuch, auszusteigen, als Mutter und ich aufstanden. Ich glaubte, er sei tot.

Aber so schlimm war es doch nicht, obgleich es wohl nahe genug daran gewesen war."

Hier machte die Pfarrerstochter eine Pause. Ihre Stimme bebte, und sie brauchte Zeit, sich zu beruhigen, ehe sie weiter sprechen konnte.

„So, nun weißt du, wie es mir hier geht," sagte sie dann. „Die Stiefmutter mag mit mir machen, was sie will, ich kann bei Vater nicht klagen, denn ich fürchte, der Schlag könnte ihn dann wieder treffen wie damals, als er vom Brobyer Markt nach Hause fuhr und an unseren Unfrieden dachte."

„Aber sieht er es denn nicht selbst?"

„Das ist wohl möglich, aber er kann nichts mehr tun. Es sieht jetzt aus, als sei er wieder gesund, aber ich weiß wohl, wie schwach er ist. Niemals kann Vater wieder so werden wie er an jenem Morgen war, als wir miteinander zu den Schnittern auf den südlichen Anger hinausgingen."

Der Pfarrer von Svartsjö

Der Silvesterabend war herangekommen, und am Vormittag steckte der Pfarrer den Kopf durch die Küchentüre herein und fragte:

„Was ist denn aus dem kleinen Sausewind geworden? Ich habe sie nicht auf der Schlittenbahn gesehen. Sie wird doch nicht mit euch andern Frauenzimmern vom Morgen bis Abend daheim sitzen sollen?"

Nach der Kleinen fragte er. Gleich am ersten Tage nach ihrer Ankunft auf Lövdala hatte er sie mit sich ge-

nommen und ihr in der Geschirrkammer einen Schlitten hervorgesucht, und seither kam er jeden Vormittag und ermahnte sie, doch hinauszugehen und Schlitten zu fahren.

Jetzt nahm er gleich auch die Gelegenheit wahr, die Haushälterin und die Mägde ein wenig zu necken, indem er sagte, sie wollten offenbar am liebsten den ganzen Tag in der Küche schmoren.

Da erhielt er zur Antwort, die Kleine wäre sicherlich wie gewöhnlich mit dem Schlitten draußen, wenn nicht heute ihre Mutter gekommen wäre, um zu sehen, wie es ihr gehe. Marit sei hinüber in den Stall zu den Kühen gegangen, und die Kleine habe sie begleitet.

Darauf zog sich der Pfarrer zurück und machte die Türe hinter sich zu. Er überlegte ein paar Augenblicke, dann schlug er den Weg nach dem Stalle ein.

Die in der Küche versammelten Mägde folgten ihm mit den Augen: seit seiner Krankheit im Herbst sah er alt und schwach aus; aber so viel war sicher, er mußte mit jedem Menschen, der auf den Hof kam, ein bißchen plaudern.

Es dauerte indes eine gute Weile, bis der Pfarrer Marit von Koltorp aufsuchen konnte. Denn zuerst kam der lange Bengt daher und rief ihm zu, es sei ein Mann mit einem kranken Pferd da, der den Herrn Pfarrer fragen wolle, ob er nicht helfen könne.

Und nachdem er sich mit dem kranken Pferd beschäftigt hatte, kamen zwei Bauern, die in Erbstreitigkeiten miteinander lagen und verlangten, der Herr Pfarrer solle ihnen sagen, wie viel jeder von ihnen von Rechts wegen bekomme, damit sie die Sache nicht vors Gericht bringen müßten.

Es verging dann wenigstens eine Stunde, bis er die beiden endlich so weit gebracht hatte, daß er sie zum Friedensbecher einladen konnte.

Indessen saß die Kleine drüben im Stalle in einem dunklen Winkel und schwatzte mit ihrer Mutter. Jedes hatte sich auf einen Melkschemel gesetzt, und Bubi saß auf dem Schoß seiner Schwester. Er war glückselig über das Wiedersehen und wollte sie keinen Augenblick loslassen.

Mutter und Bubi waren bis heute bei dem Oheim auf dem Nyhof gewesen. Jetzt gingen sie wieder heim, hatten aber den längeren Weg über Lövdala genommen, um zu sehen, wie es der Kleinen ginge.

Die Kleine war gewiß noch nie so froh gewesen, als da sie ihre Mutter in die Küche hereinkommen sah. Sie kam gerade recht, um ihr in ihrem großen Kummer beizustehen.

Als sie im Stall angekommen waren, hatte die Mutter ihr zuerst erklären müssen, wie es sich denn mit dem neuen Märchen vom Schneewittchen verhalte, das die Kleine in zwei Nächten hintereinander mitangehört hatte, und sie fragte, ob es denn möglich sei, daß die Pfarrerstochter von sich selbst gesprochen habe.

Nachdem sie dann alles, so gut sie konnte, erzählt hatte, schwieg die Mutter zuerst eine gute Weile, schließlich sagte sie: „Sie trauten dir wohl nicht so viel Verstand zu, daß du verstehen würdest, was sie sagten. Wenn du es nun aber doch begriffen hast, mußt du deinen Verstand auch dadurch beweisen, daß da darüber schweigst."

Aber dies war nicht alles, was die Kleine auf dem Herzen hatte.

Gestern vormittag war die Pfarrfrau zu ihr hergekommen. Sie hatte gar sanft und freundlich ausgesehen und sie gefragt, wie es ihr hier gefalle, und ob sie kein Heimweh habe.

Jawohl, es gefalle ihr hier, und es gehe ihr gut, und die Hühner habe sie besonders gern.

„Ach so," hatte die Pfarrfrau erwidert und ein wenig gelacht; „und ist sonst niemand auf dem Hofe, den du gern hast?"

„Doch," hatte sie gesagt, „Mamsell Maja Lisa auch."

Da hatte die Pfarrfrau wieder ein wenig gelacht und gefragt, warum sie denn gerade Mamsell Maja Lisa so gern habe.

Weil sie ihr so viel Schönes erzähle.

„Ei sieh," hatte die Pfarrfrau gesagt, „und kannst du begreifen, woher sie das alles weiß, was sie dir erzählt?"

„Es wird wohl in den Büchern stehen, die sie bei Nacht liest," hatte die Kleine geantwortet.

„Ach so, sitzt sie bei Nacht auf und liest?“ hatte die Pfarrfrau entgegnet. „Dann zündet sie sich wohl einen Kienspann an?“

„Nein, nein, sie liest bei einer Kerze, das weiß ich,“ lautete die Antwort der Kleinen.

Als es nun Nacht wurde und die Pfarrerstochter und die Kleine wie gewöhnlich schlafen gegangen waren, war die Pfarrfrau, sobald sie in ihren Betten lagen, wie gewöhnlich hereingekommen und hatte das Licht mitsamt dem Leuchter weggenommen.

Aber als es still im Hause geworden war, stand die Pfarrerstochter wieder auf, holte ein Talglicht herbei, das sie unten in der großen Kastenuhr verborgen hatte, schlich damit in die Küche hinaus, blies eine Kohle auf dem Herd an, um ihr Licht anzuzünden, und begann zu lesen. Die Pfarrerstochter hatte einen Bruder in Upsala, der ihr öfters Gedichte machte und sie ihr schickte, weil er wußte, daß sie so etwas über alle Maßen liebte. Und diese Gedichte lernte sie bei Nacht auswendig.

Es war wohl etwas sehr Schönes, was sie eben las, denn sie hörte nicht, daß die Saaltüre aufgemacht wurde, und schaute nicht auf, bis die Pfarrfrau vor ihr stand, eine Hand ausstreckte und das Licht aus dem Leuchter nahm.

„Du willst uns wohl alle miteinander an den Bettelstab bringen,“ grollte die Pfarrfrau, „daß du hier aufbleibst und die ganze Nacht Licht brennst. Woher hast du das Licht?“

„Es sind nicht deine Lichter,“ antwortete die Pfarrerstochter.

„Ob sie mein sind oder nicht, so werde ich doch acht geben, daß du nicht hier sitzst und uns alle an den Bettelstab bringst,“ entgegnete die Stiefmutter. „Ich werde dich lehren, die Kerzen zu verschwenden, ja, das werde ich.“

Darauf ging die Pfarrfrau hinaus, kam aber gleich wieder mit einem Stück Leinwand zurück.

„Da du nun doch einmal bei Nacht aufsitzen willst, so sollst du wenigstens etwas Nützliches tun,“ sagte sie. „So, hier der Hohlsaum an diesem Leintuch muß bis morgen früh fertig sein.“

Dann ging sie, und Mamsell Maja Lisa mußte die ganze Nacht an ihrer Arbeit sitzen.

Wer aber kein Auge zutrat, das war die Kleine. Ach, sie war tief unglücklich, weil sie es gewesen war, die verraten hatte, daß die Pfarrerstochter bei Nacht zu lesen pflegte.

Und deshalb war sie so froh, als ihre Mutter kam.

Ach, wenn nun die Pfarrerstochter erführe, was sie getan hatte! Etwas Schrecklicheres konnte sie sich gar nicht denken, und so flehte sie die Mutter an, sie doch mit nach Hause zu nehmen, sie wolle nicht im Pfarrhaus bleiben.

Die Mutter redete ihr zu, so gut sie konnte; aber die Kleine nahm keine Vernunft an und sagte nur immer wieder, es sei ihr einerlei, ob sie auch hungern und frieren müsse, wenn sie nur fortkomme, ehe die Pfarrerstochter böse auf sie geworden sei.

Aber die Mutter blieb fest dabei, sie müsse bleiben, wo sie sei. „Und ich sage dir, die Raclitza wird es auch nicht mehr lange so weitertreiben. Ich selbst werde mit dem Pfarrer reden, denn mich kennt er ja aus alter Zeit, und mir wird er wohl glauben."

In diesem Augenblick deutete Bubi nach der Stalltüre. „Dort drüben steht jemand," sagte er.

Mutter und die Kleine drehten sich zugleich um. Ja, dort im tiefen Schatten stand der Pfarrer, nur ein paar Schritte von ihnen entfernt. Er lehnte sich an die Wand und rührte sich nicht.

Beide erschraken über die Maßen, und keines wagte aufzustehen, ihn zu begrüßen. Wann mochte er gekommen sein, und wie viel mochte er gehört haben?

„Marit, bring mir deinen Melkschemel her," sagte er mit schwacher Stimme.

Rasch eilte Marit mit dem niederen Stühlchen zu ihm hin, und er sank schwer darauf nieder.

„Ruf niemand herbei," sagte er. „Es ist nur ein Schwindel. Du weißt, ich habe von jeher daran gelitten."

Marit und die Kleine standen ratlos vor ihm, und Marit verwunderte sich sehr, wie alt er geworden war. Bei dem Weihnachtsessen auf dem Nyhof hatte sie es nicht so gemerkt; aber jetzt fiel es ihr auf, wie mager und zusammengefallen er war.

„Nein, es ist nichts Gefährliches, aber es überfällt mich jetzt recht oft," sagte er. „Es ist aus mit mir, Marit, verstehst du?"

Doch schon nach einem ganz kleinen Weilchen stand er wieder auf.

„Sag drüben nichts davon," gebot er; und dann ging er langsam und gebückt zum Stalle hinaus.

Der Traumpfannenkuchen

Am Silvesterabend ging die Pfarrerstochter ganz spät die Anhöhe hinunter, die zum Brauhaus führte, wo die Großmutter, Frau Beata Spaak, seit vielen Jahren wohnte. Maja Lisa führte die Kleine an der Hand, und man konnte schon von weitem hören, daß sie unterwegs waren, denn so oft sie den Weg verfehlten und in den Schneewall einsanken, schrien sie laut auf.

Es war neblig und stockdunkel, und am Himmel leuchtete weder Mond noch Stern. Hätte es nicht hinter der Großmutter Fensterläden hell hervorgeschimmert, dann hätten sich die beiden wohl kaum bis zum Brauhaus zurecht finden können.

In dieser Weihnachtszeit wurden unbeschreiblich viele Gesellschaften gegeben, sowohl bei den Bauern als bei den Herrschaften, so viele, daß die Tage fast nicht ausreichten, und so war den Pfarrleuten schließlich nichts anderes übriggeblieben, als auch am Silvesterabend fortzufahren. Aber Mamsell Maja Lisa war wie gewöhnlich zu Hause gelassen worden. Es hieß, sie müsse daheim bleiben und dafür sorgen, daß das Gesinde eine ordentliche Mahlzeit mit Fisch und Grütze ganz wie am heiligen Abend bekomme. Als ob die alte Haushälterin das nicht ebensogut hätte besorgen können!

Aber die Pfarrerstochter war deshalb doch in ausgezeichneter Laune. Am Vormittag hatte sie der Kleinen Märchen erzählt und Lieder vorgesungen, und die Kleine war sicherlich noch niemals so vergnügt gewesen.

Nach dem Abendbrot hatte Mamsell Maja Lisa erklärt, sie habe noch ganz und gar keine Lust, schlafen zu

gehen; heute am Silvesterabend wolle sie wenigstens, ehe sie zu Bett gehe, einen Versuch machen, etwas von der Zukunft zu erfahren. Und dann hatte sie die Kleine gefragt, ob sie einen Traumpfannenkuchen mit ihr backen wolle.

Die Kleine wußte absolut nicht, was ein Traumpfannenkuchen war, hatte aber sofort ja gesagt; und sie würde selbstverständlich auch ja gesagt haben, wenn Mamsell Maja Lisa gefragt hätte, ob sie eine Suppe aus Kreuzottern mit ihr kochen wolle.

„Aber du darfst die ganze Zeit über, während wir den Traumpfannenkuchen machen, weder lachen noch sprechen," sagte die Pfarrerstochter. „Und du darfst auch nicht das kleinste bißchen davon auf den Boden fallen lassen, weder vom Wasser noch vom Mehl, noch vom Salz."

Ach, wenn das alles sei, meinte die Kleine, sie könne schweigen und ernsthaft sein, so lange man es verlange.

Dann aber waren sie in großer Not gewesen. Denn der Traumpfannenkuchen mußte von drei Personen gemacht werden, sonst war es nichts, und die Pfarrerstochter wußte nicht, wo sie eine dritte Person dazu herbekommen sollte.

Sie gingen in die Küche und fragten, ob eine von den Mägden einen Traumpfannenkuchen mit ihnen backen wolle. Aber die Mägde schlugen nur die Hände über dem Kopf zusammen und sagten rundweg nein, sobald sie hörten, um was es sich handelte. Dieses Zeug hätten sie früher schon probiert; aber wenn man diesen Pfannenkuchen gegessen habe, könne man weder schlafen noch träumen; niemand solle sie verführen, ein solches Gericht je wieder zu versuchen.

Die Pfarrerstochter überlegte eine Weile, dann sagte sie:

„Wir müssen zu Großmutter hinüber und sie bitten, uns zu helfen."

Und aus diesem Anlaß waren die beiden in der finstern Neujahrsnacht draußen und suchten den durch die Schneewehen geschaufelten Weg zu finden.

Die Pfarrerstochter meinte, diese Nacht sei gerade so, wie sie sein solle; eine Neujahrsnacht müsse dunkel und

unergründlich sein, sie sei wie die Zukunft, in die man auch nicht hineinsehen könne.

Großmutter wohnte in einer Giebelstube oben im Brauhaus. Das schwierigste für die beiden war, sich die Treppe hinaufzutasten, die mit schmalen, ausgetretenen, dicht beschneiten Stufen in Absätzen außen an der Mauer hinaufführte; es war fast lebensgefährlich.

Aber auf Lövdala mußte man sich an das Gehen in der Dunkelheit gewöhnen; ausgenommen für Stall und Scheune durften für Laternen keine Kerzen von der Pfarrfrau gefordert werden.

Großmutter mußte indes die Gäste gehört haben; denn als diese die Treppe halb droben waren, kam sie heraus und machte die Tür auf. Und drinnen brannte der dreiarmige Leuchter auf dem Tisch vor dem Sofa, und im Ofen flackerte ein lustiges Feuer.

Die Großmutter war groß und mager und sah gebrechlich aus. Die Pfarrerstochter sah ihr gar nicht ähnlich, und das war auch nicht möglich, denn Großmutter war nur die Stiefmutter von Maja Lisas verstorbener Mutter; aber sie hätte die Pfarrerstochter nicht lieber haben können, wenn sie ihr eigenes Fleisch und Blut gewesen wäre.

Es war, als verstehe sich Frau Beata auf ganz besondere Künste, denn wie es auch anderswo sein mochte, hier in ihrem Zimmer war es immer warm und behaglich und immer wie ausgeblasen. Sie hatte nur ein Zimmer, in dem sie schlief und auch kochte; aber ihr Bett mit dem weißen Vorhang, der von einer vergoldeten Stange herunterhing, war nur ein weiterer Schmuck für das Zimmer, und dasselbe konnte man auch von ihren glänzenden Kupferkasserollen und Porzellantellern auf dem Geschirrbort sagen.

Und sie selbst sah auch zierlich und vornehm aus; aber ihre Hände hatte die Gicht arg mitgenommen, die Finger waren gekrümmt, und sie konnte sie nicht biegen. Wenn man ihr die Hand reichte, war das eine schwierige Sache, und man wußte nicht recht, wie man es angreifen sollte.

Als die Pfarrerstochter ihr Anliegen vorbrachte, lachte die Großmutter sie ein wenig aus, sagte aber doch gleich, ja, sie wolle mittun, sie warte allerdings auf jemand

und möchte wohl wissen, ob er in diesem neuen Jahre komme.

Da war es natürlich am besten, sie blieben gleich bei der Großmutter und backten da den Traumpfannen-kuchen.

Zuerst nahmen sie von dem kleinen Bort hinter dem Herd eine Schüssel herunter; alle drei hielten die Schüssel am Rand fest und stellten sie so auf den kleinen Küchentisch.

Dann mußten sie einen hölzernen Löffel haben; und alle drei gingen miteinander an das Eckschränkchen, das Großmutter als Speisekammer diente, um den Löffel zu holen. Und alle drei hielten den Löffelstiel fest, als sie ihn zum Tisch hintrugen und auf die Schüssel legten.

Dann gossen sie drei Löffel Wasser in die Schüssel; und alle drei holten das Wasser aus Großmutters Kupfergelte, und keines sprach ein Wort, keines lachte, während sie das taten.

Als dies getan war, schütteten sie drei Löffel voll Mehl in das Wasser; dabei hielten alle drei den Löffel und steckten ihn miteinander in die Mehltonne, alle drei hoben das Mehl heraus und schütteten es auch in das Wasser. Keines ließ den Löffel los, keines sprach, keines lachte und keines ließ auch nur das kleinste Stäub-chen Mehl auf den Boden fallen.

Dann schöpften sie drei Löffel voll Salz hinein.

Und auch jetzt sprach keines ein Wort, keines lachte und keines verstreute auch nur das kleinste Körnchen Salz.

Aber ist es zu glauben? Als sie so weit gekommen waren, fragte Großmutter, ob man Schmalz in die Pfanne tun solle.

Im selben Augenblick jedoch, wo sie das sagte, schleu-derte die Pfarrerstochter den Löffel weg, warf sich auf einen Stuhl und brach in lautes Lachen aus. Die Kleine hielt zwar den Löffel fest, bekam aber einen so fürchter-lichen Lachkrampf, daß sie nicht mehr stehen konnte, sondern sich auf dem Boden kugelte und gar nicht wieder zu lachen aufhören konnte.

Großmutter verzog nur den Mund ein wenig. Sie hätte sich vielleicht nicht zu versprechen brauchen; aber

sie dachte an alte Zeiten und wußte, wenn beim Backen des Traumpfannenkuchens nicht irgendein kleines Mißgeschick passierte, dann war kein Spaß dabei.

Ach, und es war ihr so lieb, wenn die Pfarrerstochter ihren Kummer vergaß und ein wenig lachte.

Als die beiden sich endlich gefaßt hatten, beschlossen sie, wieder von vorne anzufangen; denn jetzt taugte das, was bisher geschehen war, nichts mehr, und sie mußten alles ganz von vorne an noch einmal machen.

Aber jetzt war es nicht mehr so leicht, denn nun waren sie schon in lächeriger Laune.

Zuerst gossen sie drei Löffel Wasser in die Schüssel.

Weiter kamen sie nicht, schon mußten sie wieder lachen. Und die Pfarrerstochter war am schlimmsten; bei der Kleinen war es lange nicht so gefährlich wie bei Maja Lisa.

Gute fünf Minuten lang konnte sie sich gar nicht wieder fassen.

Doch dann sagte die Pfarrerstochter, jetzt müßten sie aber ordentlich sein, sonst würden sie mit dem Pfannenkuchen vor Mitternacht nicht fertig.

„O, es würde ganz gut gehen, wenn nur du ernsthaft sein könntest," sagte die Großmutter.

Zuerst gossen sie das Wasser hinein, dann das Mehl, dann das Salz, und dann rührten sie alles gut durcheinander. Und alle drei hielten den Löffel, als sie alles umrührten, und keines lachte, keines sprach ein Wort, keines verschüttete das kleinste bißchen auf den Boden.

Als nun der Teig gut verschafft war, legten sie ihn in die Bratpfanne. Aber der Pfannkuchen sah nicht appetitlicher aus als der Mischmasch, den man den Hühnern und Schweinen zusammenrührt. Überdies war er ganz steif und hart und glitzerte von dem vielen Salz, das darinnen war.

Nun stellten sie die Pfanne aufs Feuer und ließen den Pfannenkuchen auf der einen Seite backen, dann wurde er umgedreht. Und immer hielten alle miteinander den Löffel, alle drei halfen den Kuchen umwenden, und keines ließ den Löffel fallen.

Dann war der Traumpfannenkuchen fertig und sollte gegessen werden.

Jetzt waren die Pfarrerstochter und die Kleine im höchsten Eifer, und es war keine Gefahr mehr, daß sie losplatzen würden. Sie dachten nur noch daran, daß sie vielleicht in die Zukunft sehen durften, und diese große Gelegenheit wollten sie gewiß nicht verscherzen.

Der Traumpfannenkuchen glänzte vor lauter Salz, und es gehörte ordentlich Mut dazu, hineinzubeißen. Aber sie teilten ihn in drei Teile, und dann aßen sie, so gut es eben ging.

Die Kleine aß ihren Teil auf, weil sie begriff, daß es sein mußte, und sie alle Vorschriften genau befolgen wollte. Großmutter nahm nur ein ganz kleines Stückchen, und es ist nicht sicher, ob sie selbst dieses hinunterwürgte. Die Pfarrerstochter aß einen Mundvoll. Aber so gerne sie auch in die Zukunft sehen wollte, sie war nicht imstande, noch einen einzigen weiteren Bissen hinunterzubringen.

Die beiden jungen Menschenkinder waren wie ein wenig enttäuscht von dem Traumpfannenkuchen, aber jedenfalls sprach keines ein Wort. Sie winkten der Großmutter nur gute Nacht zu, und diese stand schweigend oben an der Tür und leuchtete ihnen die Treppe hinunter.

Die paar Schritte über den Hof liefen sie, so rasch sie konnten, denn jetzt war es, als sei die Nacht gar nicht mehr so dunkel und unergründlich. Sie war bereit, ihren Vorhang wegzuziehen und ihnen ihre Geheimnisse zu zeigen; aber sie wagten nicht, stehen zu bleiben, um zu sehen.

Als die beiden sich durch die Küche schlichen, waren die Mägde schon zu Bett; aber selbstverständlich riefen ihnen alle miteinander zu, wie es gegangen sei: ob sie schon geträumt hätten, und wer ihnen im Traum erschienen sei? Aber sie brachten kein Wort aus ihnen heraus, weder aus Mamsell Maja Lisa, noch aus der Kleinen.

Die Kleine schlief ein, sobald sie den Kopf aufs Kissen legte, und schlief bis zum nächsten Morgen. Als sie erwachte, hatte sie einen scharfen Geschmack im Munde; aber so große Mühe sie sich auch gab, sie konnte sich doch nicht erinnern, ob sie etwas geträumt hatte.

Großmutter hatte die ganze Nacht nicht geschlafen,

war aber dann das ganze Neujahrsfest hindurch still und schweigsam und wie in einem Traum befangen; es war, als habe jedenfalls sie etwas erfahren.

Die Pfarrerstochter konnte lange nicht einschlafen, weil sie brennenden Durst litt; aber etwas trinken, ehe man geschlafen hatte, das durfte man doch beileibe nicht, sonst war alles umsonst gewesen.

Als sie am Morgen erwachte, konnte sie sich zuerst nicht klar darüber werden, ob ihr etwas geträumt hatte.

Aber später am Tage ging sie zufällig einmal durch den Flur und trat auf die Freitreppe hinaus.

Und da hielt sie plötzlich an; denn nun fiel ihr ein, daß sie in der Nacht im Traume ganz auf demselben Platz gestanden hatte. Und da waren in ihrem Traume zwei Fremde, ein junger und ein alter, auf dem Sandweg dahergekommen. Und der Alte hatte gesagt, er sei der Propst Liljecrona und komme mit seinem Sohne, um sie zu fragen, ob sie durstig sei und gerne einen Trunk Wasser wolle.

Und sofort war der junge Mann mit einem Glas hellem frischem Wasser in der Hand vorgetreten und hatte es ihr angeboten.

Als aber die Pfarrerstochter sich daran erinnerte, erschrak sie, und sie zitterte am ganzen Leibe.

Denn das ist sicher und gewiß: wer einem, nachdem man einen Traumpfannenkuchen gebacken hat, im Traum ein Glas Wasser anbietet, den heiratet man.

Der Brauttanz

Am Erscheinungsfest waren der Pfarrer und die Pfarrfrau in die Kirche gefahren; jetzt nach Schluß des Gottesdienstes befanden sie sich auf dem Heimweg. Die Pfarrfrau fror im Schlitten, nachdem sie zwei Stunden lang ruhig in der kalten Kirche gesessen hatte, und mit Befriedigung dachte sie daran, daß sie nicht gleich bis Lövdala fahren mußten, sondern die Fahrt schon in Loby unterbrechen durften; denn dort sollten sie an einer großen Bauernhochzeit teilnehmen, und sie hatten dadurch mindestens eine Viertelmeile weniger vor sich.

6*

Die Pfarrfrau mußte immer daran denken, wie ungeschickt es doch war, daß das Pfarrhaus eine volle Meile von der Kirche entfernt ganz an der Grenze des Kirchspiels lag. Die Kirche dagegen hatte eine sehr gute Lage mitten im Dorfe, sie war von allen Seiten leicht zu erreichen. Beim Pfarrhaus dagegen war es ganz anders; von den südlichst gelegenen Höfen hatte man wohl ein paar Meilen bis zum Pfarrhaus zu fahren.

Und wie schwer war es für die Pfarrfrau, jeden Sonntag in die Kirche zu kommen, wie es doch die gute Sitte verlangte. Vier Stunden gingen drauf, bis man wieder daheim war, ja an dem Abendmahlsonntag zog sich die Fahrt oft fünf bis sechs Stunden hinaus.

Wenn sie dann heimkam, hatte gewiß die alte Haushälterin das Essen zu früh gekocht, das dann schon mehrere Stunden gestanden hatte und ganz trocken und verbrannt war.

So oft die Pfarrfrau so frierend und hungrig von der Kirche heimfuhr, kam sie immer wieder auf dieselben Gedanken: Wenn man doch irgendeine Möglichkeit ausfindig machen könnte, den Weg nach der Kirche zu verkürzen.

Auch wenn es sich nur darum gehandelt hätte, die Dorfbewohner zu überreden, den alten Pfarrhof zu verkaufen und einen neuen zu erwerben, der etwas näher bei der Kirche lag, so wäre das schon an und für sich recht schwierig gewesen; aber die Sache war noch viel verwickelter.

Liebster Himmel, wie verdrießlich war es doch! Fürs erste war Svartsjö nur ein Annex des großen Broer Pastorats. Schon von alten Zeiten her war der Propst in Bro der erste Geistliche von Svartsjö, und die halbe Besoldung fiel von vornherein an ihn. Daran konnte natürlich nichts geändert werden. Sonst hätte man es ja nur recht und billig finden können, daß ihr Mann, der die ganze Arbeit versah, auch das ganze Gehalt bekomme. Aber er war nur ein Hilfsgeistlicher und mußte sich mit der Besoldung begnügen, die die Hilfsgeistlichen im allgemeinen bekamen.

Überdies war es auch eine kleine und arme Gemeinde, und wenn der Pfarrer nur von dem hätte leben sollen,

was er von der Gemeinde erhielt, wäre er längst ein richtiger Herr von Habenichts geworden.

Nein, wenn der Pfarrer von Svartsjö es ein wenig besser hatte als andere Hilfsgeistliche, kam dies daher, daß er außer seiner Amtswohnung noch einen eigenen Hof besaß, von dem er seinen Unterhalt bezog. Wenn er den nicht gehabt hätte, wäre es längst schief bei ihm gegangen.

Sie, die Pfarrfrau, mußte natürlich sehr froh über den Besitz von Lövdala sein. Und sie war auch die letzte, die sich darüber beklagte. Es war ein prächtiger Hof mit einem schönen Haus und gutem Ackerboden. Das einzige, was sie daran auszusetzen hatte, war eben der weite Weg zur Kirche.

Aber einen anderen Fehler hatte Lövdala außerdem auch noch. Wer immer da wohnte, hielt sich stets für besser als andere Leute. Sie konnte allerdings nur darüber lachen, sie, die wirklich vornehme Häuser gesehen hatte! Aber hier im Kirchspiel hielt man es tatsächlich für vornehm, wenn man auf Lövdala wohnte. Ja sogar die Gräflichen auf Borg standen nicht in so hohem Ansehen wie die Pfarrleute.

Was sie, die Pfarrfrau selbst, betraf, so hatte sie nie begreifen können, woher das kam. Noch vor hundert Jahren war ganz Lövdala nichts anderes als ein Bauernhof gewesen, allerdings vielleicht ein recht großer und reicher, denn die prächtigen Felder auf dem alten Seegrund gehörten ja dazu; aber es war eben doch nur ein echter und gerechter Bauernhof gewesen, und sie konnte ihn auch heutigentages kaum für etwas anderes erklären. Aber hier oben in Wermland fand sich natürlich niemand, der gewußt hätte, wie ein richtiger Herrenhof aussah.

Besonders merkwürdig war es auch nicht, daß ein Bauernsohn aus diesem reichen Hofe studiert hatte, daß er dann ein ärmliches Pfarrerexamen machte und Hilfsgeistlicher in Svartsjö wurde. Und wenn er schließlich die Tochter eines Propstes geheiratet hatte, so war das wirklich noch nichts so Unerhörtes, mit dem man sich so schrecklich zu haben brauchte. Weiter als bis zum Hilfsgeistlichen in Svartsjö hatte er es trotzdem nicht gebracht,

sondern er war seiner Lebtage dageblieben. Es hieß zwar, er sei ein tüchtiger Mann gewesen, aber das konnte man nur schwer begreifen.

Er hatte es allerdings gut gehabt, weil er Lövdala von seinen Eltern geerbt hatte und da wohnen konnte. Da hatte er nicht den Bauern schön tun müssen, um seine Abgaben oder die opferwilligen Beiträge zu bekommen; er saß auf seinem eigenen Hof, tat, was er wollte, und war so gut wie einer von ihnen — und gerade das hatte ihnen wohlgefallen, den Bauern und ihm!

Zur Zeit des ersten Lövdaler Pfarrers hatte die Gemeinde wahrscheinlich noch kein eigenes Pfarrhaus für den Hilfsgeistlichen besessen; jetzt aber war eines da, ein kleiner Hof, der dicht neben Lövdala lag.

Sie, die Pfarrfrau, dachte, die Bauern hatten so recht ihre bekannte Bauernschlauheit bewiesen, als sie das Pfarrhaus da hingestellt hatten, denn sie hatten ganz und gar nichts danach gefragt, wie weit der Pfarrer da von der Kirche entfernt war. O nein, etwas ganz anderes hatten sie dabei im Auge gehabt, und das war ihnen ja auch geglückt! Der zweite Lövdaler Pfarrer hatte nämlich eine Tochter des ersten geheiratet, dadurch Lövdala geerbt und dann da gewohnt. Auf diese Weise wurde auch er ein Großbauer, der sein eigner Herr war und nicht nur ein ärmlicher Hilfsgeistlicher. Und auch dieser war sein Leben lang in Svartsjö geblieben. Er sollte indes ein außerordentlich guter Prediger gewesen sein; aber auch das konnte sie, die Pfarrfrau, nicht glauben. Sie dachte, nur weil er eine von ihren Pfarrerstöchtern geheiratet und auf Lövdala gewohnt hatte, behaupteten die Svartsjöer, er habe ein großes Talent zum Predigen gehabt.

Die Pfarrfrau hob den Muff in die Höhe und drückte ihn vors Gesicht. Der Weg führte mitten durch den Seegrund, und der kalte Blasewind, der da immer wehte, fegte ihr um die Ohren.

Aber dadurch kreisten ihre Gedanken nur noch schneller.

Ja, gerade das, daß die Pfarrer in diesem Dorfe notwendigerweise auf Lövdala wohnen mußten, war der Grund, warum man unmöglich einen kürzeren Weg zur Kirche bekommen konnte.

Der jetzige Pfarrer war nun in dieser Reihe der dritte, der da wohnte. Er hatte es genau so gemacht wie seine Vorgänger, nämlich die Pfarrerstochter geheiratet und dadurch den Hof geerbt. Auch dieser ließ sich auf Lövdala nieder; die Amtswohnung lag ja ganz in der Nähe, da konnte er allen seinen Pflichten leicht nachkommen, und mit seinen beiden Höfen war er ein reicher Mann. Dies war eine ausgezeichnete Einrichtung, und im ganzen Dorfe gab es niemand, der nicht wünschte, daß es immer so bleibe, so lange es einen Svartsjöer Pfarrer und eine Svartsjöer Gemeinde gab.

Sie, die Pfarrfrau, wollte ja nicht leugnen, daß es für die andern Pfarrer ganz gut so gewesen sein mochte, denn diese waren wohl nicht mehr wert gewesen, als ihr Leben lang dazubleiben. Aber ewig schade war es, daß sich ihr eigener Mann in den Hof und die Gemeinde verliebt hatte und dageblieben war. Denn darauf wollte sie ihren Kopf zum Pfande setzen, ihrem Manne wäre das größte Pastorat in der ganzen Diözese sicher gewesen, sobald er nur gewollt hätte.

O, sie wußte wohl, warum es ihm hier gefiel! Nachdem ein und dasselbe Pfarrergeschlecht seit so vielen Jahren in demselben Dorfe war und die Pfarrer sowie auch deren Frauen äußerst beliebt gewesen waren, hatten sie da große Macht erlangt. Auch nicht das geringste wurde von den Leuten allein getan oder beschlossen, immer mußten sie vorher ins Pfarrhaus laufen und fragen, was man dort darüber dachte. Sie, die Pfarrfrau, hatte schon einmal bei ihrem Manne darauf angespielt und gesagt, er hätte doch wohl auch eine größere Pfarrei bekommen können, und da hatte er geantwortet, ja, das glaube er auch, aber dort hätte er dann vielleicht nicht so viel zu sagen gehabt, während er hier eigentlich das ganze Dorf regiere.

Ja, das war sicher und gewiß, leicht war es nicht, hier eine Änderung eintreten zu lassen. Für einen jungen Pfarrer war es ja überaus vorteilhaft, wenn er eine Pfarrerstochter von Lövdala heiratete. Da bekam er gleich sein gutes Auskommen und eine leichte Pfarrei dazu, und in Beziehung auf die Frau sagten ja alle wie aus einem Munde, die Pfarrerstöchter von Lövdala seien wun-

derschön und würden ausgezeichnete Hausfrauen, und wer eine von ihnen heirate, ziehe das große Los.

Ja, von denen, die vor ihrer Zeit dagewesen waren, wollte es die Pfarrfrau gerne glauben. Aber diese Maja Lisa, an der konnte sie gar nichts Besonderes finden. Sie hielt sie nicht einmal für schön mit ihrem länglichen Gesicht und konnte auch durchaus nicht von ihr sagen, daß sie irgend etwas leistete.

Jetzt war sie, die Pfarrfrau, wohl hinter ihr her und paßte ihr auf; aber niemand half ihr dabei, kaum der Vater, der doch wohl in erster Linie den Wunsch haben sollte, daß aus seiner Tochter ein gesetztes Frauenzimmer würde, die an anderes dachte, als allerlei Unsinn und Kurzweil zu treiben. Aber sie wollte ihrer Pflicht trotzdem nachkommen; es gab nicht viele, die es wagten, derjenigen, die Lövdala und das ganze Dorf erben sollte, ordentlich Bescheid zu sagen. — —

Heute tönte lautes Schellengeklingel durch die Luft. Von vier Seiten kamen die Wagen dahergefahren, und von allen Seiten auch Schlitten, dichtbesetzt mit Gästen, die alle zu der Hochzeit geladen waren. Ja, es wurde sicherlich eine großartige Hochzeit, das war nicht anders zu erwarten. Welch ein Glück, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatte und die Pfarrerstochter daheim hatte bleiben müssen! Gerade auf diesen alten Bauernhöfen machte man am meisten Wesens aus ihr.

Da war es gar kein Wunder, wenn das Mädchen faul und hoffärtig wurde und meinte, sie dürfe tun und lassen, was ihr beliebte. O, sie wußte wohl, was für die Stieftochter am zuträglichsten wäre, aber vorderhand wollte sie es nicht einmal in Gedanken aussprechen!

Vielleicht konnte sie auch zwei Fliegen mit einem Schlag treffen. Vielleicht konnte sie einen kürzeren Kirchenweg herausschlagen und zugleich der Stieftochter zeigen, daß sie nicht eine Prinzessin war, sondern nur eine simple Pfarrmamsell — — —

Na ja, das hätte sie sich denken können, daß sie das durchmachen müßte! Sie war noch nicht zur Türe hereingetreten, als auch schon alle Leute anfingen zu fragen, ob denn die Pfarrerstochter nicht mitgekommen sei.

Ehe sie den Pelzmantel aufknöpfen konnte, hatte sie

schon zehnmal erklären müssen, wie bedauerlich es sei, daß Maja Lisa die alte Großmutter nicht habe allein lassen wollen.

Die meisten gaben sich mit diesem Bescheid zufrieden. Aber die Familie der Braut beruhigte sich nicht damit und wollte genauere Auskunft haben.

Der alte Björn Hindriksson und seine Frau hatten mehrere Jahre gebraucht, bis sie endlich ihre jüngste Enkelin, die den Hof erben sollte, überreden konnten, den Mann zu heiraten, den sie für sie ausgewählt hatten. Und zur Belohnung für ihre Nachgiebigkeit wollten sie ihr nun eine so prächtige Hochzeit ausrichten, wie es ihnen überhaupt möglich war.

Björn Hindriksson war ein sehr alter Mann, der sich noch an Herrn Olavus, den ersten Lövdaler Pfarrer, sowie an dessen Gattin Frau Katrina Hesselgren erinnern konnte; und die große Verehrung, die er für sie empfunden hatte, war nie aus seinem Herzen verschwunden. So lange ein Nachkomme von Herrn Olavus im Dorfe war, mußte er mit bei der Hocheit sein, sonst ging es nicht nach Björn Hindrikssons Wunsch und Willen.

Deshalb wollte er auch gar nicht als Grund gelten lassen, daß die Pfarrerstochter der Großmutter wegen daheimbleiben müsse, und er fragte sogleich, ob denn nicht an diesem Tag eine von den Mägden nach der Goßmutter hätte sehen können.

Man konnte seiner Stimme anhören, daß er wirklich betrübt war und seine Worte nicht nur höfliche Redensarten waren. Er freute sich ja wohl, die neue Pfarrfrau zu sehen, aber sie war eben nicht aus dem alten Pfarrergeschlecht, das ließ sich nicht leugnen.

Die Pfarrfrau antwortete ihm, sie habe ganz dasselbe gedacht und es auch ausgesprochen; aber Maja Lisa sei so sehr besorgt um die Großmutter, man bringe sie nicht von ihr weg, sobald der alten Frau nur das allergeringste fehle.

Jetzt hatte die Pfarrfrau ihren Pelz abgelegt, und sie war sich wohl bewußt, daß sie nicht allein stattlich aussah, sondern auch vornehm gekleidet war, und daß man landauf und landab keine tüchtigere Pfarrfrau finden

könnte, ob man noch so lange suchte; aber es war, als sähen die Bauersleute einfach über sie weg.

Björn Hindrikssons Frau fragte überdies, ob denn Frau Beata nicht selbst gewollt hätte, daß die Enkelin zur Hochzeit komme. Die Großmutter wisse doch wohl, wie es zu ihrer Zeit gewesen sei. Da sei keine Hochzeit auf diesem Hofe gefeiert worden, ohne daß jemand aus dem alten Pfarrergeschlecht mit der Braut getanzt hätte.

Da richtete sich die Pfarrfrau gerade auf, und ihre Stimme war rauh und hart, als sie erwiderte, sie habe nicht gewußt, daß dies gar so wichtig sei, sonst wäre sie selbst zu Hause geblieben. Aber sie könne ja wieder zurückfahren, jetzt gleich in der Minute, damit Maja Lisa noch zu rechter Zeit da sein könne.

Mit diesen Worten gewann die Pfarrfrau die Oberhand. Die Bauersleute gerieten in große Verlegenheit, und schließlich baten sie die Pfarrfrau inständig, doch ja dazubleiben.

Darauf ging die Pfarrfrau hinauf in den Festsaal. Aber auch da mußte sie immer wieder dieselben Fragen hören und dieselbe Antwort geben, während sie herumging und die Gäste begrüßte, die sich die Wände entlang aufgestellt hatten und auf die Trauung warteten.

Da wurde es ihr plötzlich sehr heiß, nachdem sie den ganzen Tag gefroren hatte. Erst als sie auf dem Sofa saß, bekam sie Ruhe vor allen den Fragen nach Maja Lisa.

Zu ihrer Rechten und Linken saßen die beiden vornehmsten Bauernfrauen des Kirchspiels; aber beide verhielten sich mäuschenstill. Wenn man auf etwas so Feierliches wie eine Trauung wartet, ist es nicht passend, sich zu unterhalten, das wußten sie wohl.

Die Pfarrfrau fühlte, daß ihr zwei rote Flecken auf den Wangen brannten. War es nicht sonderbar? Alle hatten sich an sie gewendet, der Pfarrer aber war mit allen diesen Fragen verschont geblieben. Meinten denn diese Leute, er habe gar nichts mehr zu sagen?

Jetzt zeigte sich Ulla Moreus, die Frau des Küsters, in der Tür. Sie trat näher, um die Pfarrfrau zu begrüßen. Na, nun kamen natürlich wieder dieselben Fragen aufs Tapet, Ulla gehörte ja zu Maja Lisas besten Freunden. Aber sie schien gar nicht an Maja Lisa zu denken, sondern

sagte, sie und ihre Schwiegermutter hätten die Braut angekleidet. Jetzt seien sie fertig, und sie möchten wissen — Ja, es wäre ihnen eine Beruhigung, wenn Frau Raclitz ins Giebelzimmer kommen wollte, um zu sehen, ob der Brautstaat ganz in Ordnung sei.

Nun war der Pfarrfrau recht wohl bekannt, daß in ganz Wermland niemand besser wußte, wie eine Braut aus einem Bauernhofe gekleidet sein sollte, als Ulla Moreus und ihre Schwiegermutter. Aber die Aufforderung, auch noch ein Urteil abzugeben, war eine Artigkeit, die der Pfarrfrau erzeigt wurde.

Sie ging also mit in das Zimmer, wo die Braut fertig angekleidet stand und nur noch auf den Hochzeitszug wartete, der sie abholen sollte. Hier dachte man nur an Schmucksachen und Blumen, und es war eine wahre Erleichterung für die Pfarrfrau, die Fragen, die hier an sie gestellt wurden, zu beantworten. Ob die goldene Kette richtig sitze? Ob sie der Braut noch mehr Perlenschnüre umhängen sollten? Und ob die hohe Brautkrone aus Pappe, derentwegen Ulla Moreus die ganze Nacht aufgeblieben war, um sie mit rotem und grünem Seidenzeug und Goldpapier zu überkleben, eine schöne Form habe? Sie habe bis zuletzt geglaubt, sie könnten die alte Krone noch benützen; aber dann sei ihr gestern ganz spät noch eingefallen, daß dies doch die größte Hochzeit sei, die in diesem Winter gefeiert werde, und so habe sie ein neues Gestell ausgeschnitten und überzogen.

Die Pfarrfrau lobte sowohl die Krone als auch alles übrige.

Aber die alte Mutter Moreus hatte einen bekümmerten Ausdruck, und nach einer Weile vertraute sie der Pfarrfrau an, was sie bedrückte.

Sie sagte, es sei ja sehr schön, daß sich die liebe Frau Raclitz mit der Braut zufrieden zeige, sie selbst aber habe das Gefühl, es werde alles mißglücken, wenn man die Braut nicht dazu bringen könne, ein anderes Gesicht aufzusetzen. Wenn die Braut aussehe, als müsse sie zum Schafott schreiten, dann sei es wirklich keine Freude, sie zu putzen.

Da wandte sich die Braut heftig ab und sagte ein paar Worte, die man kaum verstehen konnte. Aber sie laute-

ten: Wenn Mamsell Maja Lisa nicht auch bei der Hochzeit sei, mache sie sich gar nichts aus all dem Putz, den man ihr anziehe. Tausendmal habe Maja Lisa ihr versprochen, zur Hochzeit zu kommen, um sie in ihrem Brautstaat zu sehen.

Jetzt mischte sich Ulla Moreus darein; sie hatte eine frohe, frische Stimme, wie die Leute sie zu haben pflegen, die gerne eingreifen und alles gut machen wollen.

Sie sagte, Maja Lisa werde die Großmutter wohl eine Weile allein lassen können, man könnte ja leicht einen Wagen nach ihr schicken, es sei gar nicht so weit.

Ja, auch die alte Mutter Moreus legte ein bittendes Wort ein.

„Maja Lisa und Britta sind miteinander in den Konfirmationsunterricht gegangen und seither immer innig befreundet gewesen," sagte sie.

Die Antwort der Pfarrfrau fiel nicht allzu freundlich aus.

„Na ja, meine Liebe," versetzte sie. „Es gibt gewiß im ganzen Kirchspiel nicht ein einziges Mädchen, mit dem Maja Lisa nicht innig befreundet wäre."

Damit warf sie den Kopf in den Nacken und verließ die Giebelstube, und die andern wagten nichts mehr zu sagen.

Der Pfarrfrau war das Blut wieder in den Kopf gestiegen. Diese Leute sollten doch nicht glauben, sie habe nicht gemerkt, warum man sie in die Giebelstube gelockt hatte! Aus keinem andern Grund, als um von Maja Lisa anfangen zu können. — —

Die Trauung war vorüber, und es war alles gut gegangen. Die Braut aber wußte wohl, daß jetzt alle Leute miteinander darüber flüsterten, wie sie während der Trauung ausgesehen hatte, und jetzt hätte sie sowohl ihrer Eltern als auch der Großeltern wegen gewünscht, ihr Gesicht wäre weniger verweint gewesen.

Wenn Mamsell Maja Lisa zur Hochzeit gekommen wäre, dann hätte sie alles mit einem frohen Gesicht durchgemacht. Die Pfarrerstochter hatte gar so oft gesagt, wie sehr sie sich freue, sie als Braut sehen zu dürfen. Ach, vielleicht hatte sie es nur gesagt, um ihr ein wenig Mut zu machen! Aber jetzt hatte sie das Gefühl, als sei

ihr der einzige Grund zur Freude, den sie gehabt hatte, entrissen worden.

Während der Trauung hatte sie mehrere Male den Kopf gewendet und nach der Türe hingesehen. Sie hatte ja noch immer gehofft, Mamsell Maja Lisa würde sicher im letzten Augenblick noch erscheinen, und so hatte sie es nicht lassen können, sich immer wieder nach ihr umzusehen.

Ach, daß die Menschen so hart sein und ihr an einem solchen Tage das einzige, was ihr Herz begehrte, verweigern konnten! Die Tränen traten ihr in die Augen, so oft sie daran dachte.

Als der große in Hufeisenform aufgestellte Tisch gedeckt war, nahmen die Leute Platz und fingen an zu essen. Da entwickelte sich plötzlich eine frohe, lustige Stimmung ringsumher. Alle tranken und scherzten miteinander: nur die junge Braut fühlte immerfort dieselbe Beklemmung, und es war ihr unmöglich, auch nur einen Bissen hinunterzubringen. Langsam zerschnitt sie ein paar Brotscheiben, um sich doch den Schein zu geben, als esse sie.

„Wenn Mamsell Maja Lisa nur heute gekommen wäre," dachte sie, „dann wäre alles ganz anders! Sie hätte mir diesen Tag leicht gemacht."

Plötzlich warf sie einen verwirrten Blick auf ihren Bräutigam an ihrer Seite, und sie fragte sich, ob er am Ende etwas gehört habe. Es war ihr, wie wenn sie laut gedacht hätte.

Und nach einer Weile ging es ihr wieder geradeso. Sie merkte, daß sie vor sich hinmurmelte: „Ach, ach, ach! Daß Maja Lisa nicht zu meiner Hochzeit kommen durfte!"

„Was sagst du denn vor dich hin?" fragte jetzt der Bräutigam.

Da wiederholte sie fast gegen ihren Willen.

„Ach, ach, ach! Daß Mamsell Maja Lisa nicht zu meiner Hochzeit kommen durfte!"

Der Bräutigam wußte wohl, wie sehr er hatte bitten und betteln müssen, ehe die reiche Bauerntochter sich hatte entschließen können, ihm ihr Jawort zu geben.

Es war auch da und dort getuschelt worden, die Groß-

mutter hätte sie schließlich gezwungen; und wenn sie jetzt mit diesem Gesicht an der Hochzeitstafel saß, mußte ja das Gerücht wie ein Lauffeuer um sich greifen.

So begann er denn, sie zu ermahnen, und sagte, es gehe doch wirklich nicht an, daß sie so verdrießlich dasitze, sie könne ja an einem andern Tag mit der Pfarrerstochter zusammen sein.

Aber die Braut hörte nicht auf ihn. Sie schnitt wieder an ihrem Stück Brot herum, und nach einer Weile seufzte sie abermals: „Ach, ach, ach! Daß mich Maja Lisa nicht als Braut sieht!"

Noch einmal versuchte der Bräutigam, sie zur Vernunft zu bringen.

„Daß du dich deswegen zum Gespött der Leute machen willst!" sagte er. „Meinst du denn, Mamsell Maja Lisa mache sich soviel aus dir? Man weiß doch, wie wenig die Herrschaften nach uns Bauern fragen."

Doch diesmal wendete sich die Braut hastig an ihren Bräutigam.

„So würdest du nicht sprechen, wenn du etwas wüßtest. Du würdest nicht da sitzen, wo du jetzt sitzest, wenn die Pfarrerstochter nicht für dich eingetreten wäre und gesagt hätte, sie glaube, du werdest gut gegen mich sein."

Jetzt schwieg der Bräutigam, und zwar ganz beharrlich. Wenn die ihm Gegenübersitzenden mit ihm reden wollten, mußten sie laut rufen, bis er sie hörte.

Das konnte von den Hochzeitsgästen nicht unbemerkt bleiben. Auch sie wurden still und verschüchtert und sahen nur noch verstohlen nach dem Brautpaar hinüber.

Aber gerade als alles am betrübtesten aussah, wendete sich der Bräutigam an die Braut.

„Wenn du nur darüber unglücklich bist, so kann abgeholfen werden," sagte er. „Mamsell Maja Lisa soll dich als Braut sehen, ich bin Manns genug, das einzurichten."

Die Braut richtete ihre Augen erstaunt auf sein Gesicht, und da sah sie, daß es ihm ernst war.

„Das werde ich dir nie vergessen," sagte sie, „du mußt mich wirklich lieb haben, wenn du mir in dieser Sache helfen willst."

In demselben Augenblick klärte sich auch ihr Gesicht auf, und sie war ganz wie ausgetauscht.

— — — — — — — — — — — —

Die Pfarrerstochter saß daheim auf Lövdala in der Küchenkammer und weinte.

Die Tränen liefen ihr in Strömen die Wangen herab, und sie konnte sie nicht zurückhalten. Sie gab sich zwar alle Mühe, denn es war ihr höchst widerwärtig, zu denken, daß die Dienstboten glauben könnten, sie weine nur, weil sie allein daheim bleiben mußte, während die Eltern auswärts waren und sich vergnügten.

Aber das war es nicht, was sie so unglücklich machte. Nein, was sie so sehr bekümmerte, war, daß sie Britta ihr Wort nicht halten konnte. Wenn sie bedachte, wie oft sie miteinander von dieser großen Hochzeit gesprochen hatten! Es war ihr ja nicht möglich gewesen, die Braut ganz mit dem ihr vorgeschlagenen Bräutigam auszusöhnen; aber es hatte sie doch immer aufgemuntert, wenn Maja Lisa gesagt hatte, sie freue sich, Britta im Hochzeitsstaat zu sehen.

Ja, Maja Lisa hatte Grund zu weinen, sie hatte Britta ihr Wort brechen müssen; das war ihr zu schwer.

Plötzlich horchte sie auf! Wie sonderbar, es war ihr gewesen, als höre sie Schellengeklingel! Ja und auch Geigenspiel! Sie konnte sich nicht täuschen.

Deutlicher und deutlicher hörte sie es. Soviel war sicher, irgend etwas hörte sie. Aber woher in aller Welt mochte es kommen? Sie stand auf und trat an das nach Osten gehende Fenster, wo sie auf die zum Pfarrhaus führende Allee hinaussehen konnte.

Als sie vor etwa einer Stunde Feuer im Ofen angezündet hatte, war es draußen schon dunkler Abend gewesen; jetzt war das Feuer niedergebrannt, und es war dunkel in der Kammer, während es draußen heller geworden war. Nun leuchtete eine klare, sternhelle Nacht draußen, der Schnee auf dem Boden und der Rauhreif auf den Bäumen hatten von selbst zu leuchten angefangen, und als die Pfarrerstochter ans Fenster trat, war es gerade, als schaue sie in einen hellerleuchteten Raum hinein.

Jetzt sah sie ganz deutlich, daß ein Hochzeitszug durch

die Allee und zwischen den alten Wirtschaftsgebäuden des Hinterhofs dahergefahren kam. Im ersten Schlitten saßen die Musikanten mit den Geigen unter dem Kinn und fiedelten aus Leibeskräften auf den Saiten herum. Im nächsten saßen Braut und Bräutigam; und die Braut hatte sich nicht einmal einen Schal über den Kopf geworfen, sondern ließ die Krone im weißen Schneelicht schimmern. Darauf kam Schlitten um Schlitten mit Hochzeitsgästen. Maja Lisa erkannte den Schimmel des Küsters Moreus, den roten Schlitten des Kirchenvorstehers und — —

Es schwindelte ihr vor den Augen, und sie mußte sich auf einen Stuhl neben dem Fenster niederlassen. Sie konnte nicht begreifen, was das bedeuten sollte. Warum fuhr die Hochzeitsgesellschaft von Loby hierher ins leere Pfarrhaus?

Aber vielleicht war es nur ein Wahngebilde, das vor ihr auftauchte, weil sie den ganzen Tag hindurch mit allen ihren Gedanken bei der Hochzeit gewesen war.

Jetzt hielt der Zug vor der Freitreppe; sie hörte es deutlich. Die Haustür ging auf, und die ganze Gesellschaft drängte in den Flur herein. Sie aber blieb unbeweglich sitzen.

Nicht etwa, weil sie sich gefürchtet hätte! O nein, aber wie jammerwürdig wäre es, wenn sie nun hinausginge, die Gäste zu begrüßen, und dann niemand draußen vorfände!

Jetzt waren sie im Saal, und jetzt rissen sie die Küchenkammertüre weit auf.

Die Spielleute voran. Dann Küster Moreus mit seiner Ulla am Arm. Dann Braut und Bräutigam, von zwei Brautführern mit dreiarmigen Leuchtern hell beleuchtet, und hinter diesen eine ganze Schar Jugend, Burschen und Mädel.

Als alle hereingekommen waren, hörten Jan Öster und sein Kamerad auf zu geigen. Der Küster Moreus trat vor die Pfarrerstochter und hielt eine kleine Rede. Er sagte, Britta von Loby habe ausdrücklich verlangt, daß die Pfarrerstochter sehe, wie schön sie als Braut sei; sie und ihr Mann hätten allein hierher fahren wollen, aber dann hätte er und die andern gedacht, die Freude

sei nicht so groß für Mamsell Maja Lisa, wenn sie nur die Braut und nicht auch den übrigen Hochzeitszug zu sehen bekäme, deshalb hätten sich jetzt alle angeschlossen, die nach dem Hochzeitsschmaus nicht zu schläfrig dazu gewesen wären.

Die Pfarrerstochter war, seit sie eine Stiefmutter hatte, immer ärmlich angezogen. Aber daran zu denken, vergaßen sie und die Hochzeitsgäste vollständig, denn die Freude über dieses unerwartete Kommen hatte ihr Gesicht so verklärt, daß sie ganz unwiderstehlich liebreizend aussah.

Ja, es war ganz wahr, was man von den Pfarrerstöchtern von Lövdala sagte: sie seien imstande, alle Menschen zu bezaubern. Es war unbegreiflich, wie sie es machte; aber als sie die Braut umarmte, und dann dem Bräutigam und den andern die Hand drückte, da war es allen, als sei jetzt erst die rechte Hochzeitsfreude angebrochen.

Ja, die Pfarrerstochter konnte ihre Sorgen ganz abwerfen und so froh werden, daß alle andern Menschen auch dachten: „Es gibt doch nichts Schönres, als zu leben! Es ist nicht wahr, wenn es heißt, das Leben sei schwer und traurig. Nur schön ist es.“

Die Pfarrerstochter brauchte die Braut nur anzusehen, ihre Brautkrone und ihr Hochzeitskleid zu loben, da wurden aller Augen aufgetan. Vorher hatten sie gar nicht gemerkt, wie schön sie in ihrem Staat war.

Als Maja Lisa sich dann auch an den Bräutigam wendete und ihm dankte, daß er mit Britta gekommen sei, und ihn zugleich zu seiner Frau beglückwünschte, da ging auch ihm gleichsam ein Licht auf, und nun verstand er, daß er nicht allein den größten Hof in Loby, sondern auch die beste Bauerntochter geheiratet hatte.

Was sie zu Britta sagte, konnte niemand verstehen; aber man sah Britta nachher an, daß es gerade das gewesen war, was sie gebraucht hatte, um den ganzen Tag froh und glücklich zu sein.

Sie hatten „Hochzeitsversucher“ mitgebracht, die jetzt aufgedeckt wurden, denn Maja Lisa mußte auch das Hochzeitsessen versuchen. Und man sah ihr wohl an, wie sehr ihr alles gefiel; aber sie durfte nicht essen, ehe die an=

dern wieder fortgefahren waren. Lange könnten sie nicht wegbleiben, das werde sie verstehen, es sei merkwürdig, daß sie überhaupt fortgekommen wären.

Nun erzählte Ulla Moreus, wie sie sich gleich nach dem Essen davongeschlichen hätten. Die Alten hätten ein bißchen ermattet dagesessen und sich nach einem Mittagsschläfchen gesehnt. Sie hätten auch gar nichts von der ganzen Sache gemerkt, bis die Jugend auf und davon gegangen war; aber sie müßten natürlich gleich wieder zurückfahren, sobald die Braut mit Maja Lisa getanzt hätte.

Darauf gingen sie in den Saal hinaus, und die Leute stellten sich den Wänden entlang auf, um dem Tanz zuzusehen. Der Spielmann Jan Öster stimmte eine Polka an, und die Braut tanzte mit der Pfarrerstochter im Saal herum.

Aber während die beiden noch zum ersten Male im Saal herumtanzten, wurde die Pfarrerstochter ängstlich. Sie hatte vor lauter Freude noch gar nicht an das übliche Tanzgeld gedacht. Am Hochzeitstag mußten alle Menschen, große und kleine, mit der Braut tanzen, und wer immer mit ihr tanzte, war verpflichtet, ihr das „Tanzgeld" zu geben. Aber sie armes Mädchen besaß nicht einmal eine einzige Scheidemünze!

Die Braut dagegen hatte nichts vergessen. Drüben auf dem Tisch in der Ecke des Saals stand die Flasche mit Riechwasser und der Brautschrein mit Pastillen und Rosinen, die Brautgewürze, die die Braut nach dem Tanze anbieten mußte.

Ach, das war das schwerste, was Maja Lisa durchmachen mußte! Die alten Bräuche durften nicht gebrochen werden. Die Leute hätten geglaubt, das bringe Unglück.

Britta mußte indes ihre Angst geahnt haben, denn sie flüsterte ihr während des Tanzes zu, Mamsell Maja Lisa solle nur so tun, als lege sie ihr etwas in die Hand. Wenn man sie so unerwartet überfalle, könne sie selbstverständlich kein Tanzgeld bereit haben.

Die Pfarrerstochter besaß ein Paar goldene Ohrringe und eine goldene Brosche, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Sie hätte Britta gerne eines von diesen beiden Schmuckstücken gegeben, wußte aber nicht, ob sie

durfte. Wie sollte es gehen, wenn es der Stiefmutter nachher zu Ohren kam!

Es war nicht Sitte, mehr als einmal mit der Braut im Saal herumzutanzen, aber die Pfarrerstochter machte, während sie so überlegte, zweimal, ja dreimal die Runde durch den Saal. Eigentlich ist es indes unrichtig, wenn man sagte, sie habe überlegt; sie war in zu großer Not, die Gedanken wirbelten ihr nur so durch den Kopf.

Sie tanzte so langsam, als sie konnte, und jetzt dachte sie an einen silbernen Löffel, den sie als Patengeschenk erhalten hatte. Aber wenn sie so etwas Kostbares verschenkte, war Raclitza am Ende imstande, am nächsten Tag ins Hochzeitshaus zu gehen und es zurückzufordern.

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, als Britta zu sagen, sie werde ihr Tanzgeld ein anderes Mal bekommen," dachte sie.

Aber plötzlich fuhr sie zusammen, und darauf tanzte sie das letzte Stück rasch und vergnügt. Irgend jemand hatte die Gelegenheit wahrgenommen, als sie an ihm vorübergetanzt war und ihr ein Geldstück in die Hand gedrückt.

Und siehe! Als sie zu tanzen aufhörte, konnte sie einen ganzen blanken Speziestaler in Brittas Hand legen.

Die Braut war darüber so verdutzt, daß sie ganz und gar vergaß, ihr die Brautgewürze anzubieten, und die Pfarrerstochter mußte sie erst fragen, ob sie nichts bekommen solle.

Während sie dann von dem Riechwasser nahm, ließ sie rasch ihren Blick im Saal umherschweifen, um herauszubringen, wer ihr den Speziestaler zugesteckt hatte.

Sie wußte, sie hatte ihn erhalten, als sie eben am Ofen vorbeigekommen war; dann war es wohl der große dunkle Mann, der dort drüben zwischen dem Ofen und dem Schrank stand, gewesen, der ihr geholfen hatte.

Jetzt beugte sie sich vor und nahm einige Pastillen aus der Lade. Zugleich flüsterte sie der Braut zu, sie habe geglaubt, sie kenne jeden Menschen im Dorfe, aber an den Mann, der dort drüben am Schranke stehe, könne sie sich absolut nicht erinnern.

7*

Die Braut antwortete halblaut, das sei nicht merkwürdig, denn dieser Mann sei gar nicht aus dem Dorfe; es sei ein Schmied vom Henriksberger Hüttenwerk in Västmarken, der gerade heute nach Loby gekommen sei, um von ihrem Großvater Heu zu kaufen. Sie wisse nicht, warum er mit hierhergekommen sei, er gehöre nicht zur Hochzeitsgesellschaft und sei ja auch nicht im Hochzeitsstaat.

Und wirklich, — trug dieser Fremde nicht einen Rock aus schwarzem Schaffell mit einem Ledergürtel um den Leib! Die Pfarrerstochter wußte nicht recht, ob sie zu ihm hingehen und sich bedanken sollte; aber jedenfalls fand sie keine Gelegenheit mehr dazu, denn jetzt brach die Gesellschaft auf und verabschiedete sich. Maja Lisa dankte allen für ihr Kommen, half ihnen in die Mäntel hinein, ging mit ihnen hinaus und winkte ihnen dann noch von der Freitreppe aus zu.

Als sie darauf wieder eintrat, erschrak sie doch ein wenig, als sie den großen fremden Mann noch mitten im Saal stehen sah.

Aber sie fand bald eine Erklärung, warum er zurückgeblieben war. Er wollte wohl wissen, wann er den Speziestaler, den er ihr geliehen hatte, wieder bekommen könnte. Wer weiß, vielleicht hatte er ihn von dem Gelde genommen, das der Verwalter ihm zum Bezahlen des Heus mitgegeben hatte!

Offenbar hätte er indes am liebsten ganz abgeleugnet, was er getan hatte. Und als die Pfarrerstochter darauf bestand, äußerte er, es sei nicht der Mühe wert, davon zu reden.

Aber sie konnte doch wirklich nicht einen ganzen Speziestaler von einem Fremden annehmen. Deshalb sagte sie, gleich morgen werde sie ihren Vater um das Geld bitten und es nach dem Hochzeitshaus schicken, damit er das Heu bezahlen könne.

Da flog ein gütiges Lächeln wie heller Sonnenschein über sein Gesicht.

Er sagte, sie solle es nur ganz so einrichten, wie es ihr am besten passe, er habe Geld genug und könne auch ohne den Speziestaler auskommen.

Die Pfarrerstochter sah ihn fragend an.

Ach so, fuhr er fort, sie meine wohl, er sei wegen des Geldes zurückgeblieben?

Ja, warum denn sonst?

Da strich er sich eine lange Haarlocke aus der Stirn und sah an ihr vorbei nach der gegenüberliegenden Wand.

„Ach, ich weiß es selbst nicht," sagte er. „Vielleicht hab' ich noch etwas sagen wollen."

Die Pfarrerstochter schwieg und machte einen Schritt nach der Tür; sie wurde ungeduldig.

Jetzt sah sie der Fremde wieder mit seinem gütigen Lächeln an.

„Ich kann die andern nicht begreifen, daß sie von hier fortgekommen sind," sagte er.

Bei diesem Worte errötete die Pfarrerstochter; sie machte noch einen Schritt auf die Tür zu.

„Sie hätten Euch nicht hier allein lassen, sondern zum Tanze mitnehmen sollen."

Seine Stimme hatte dabei einen so wohlwollenden Klang, daß Maja Lisa nicht ärgerlich werden konnte, und so wendete sie sich ihm wieder zu und lachte.

„Ach, nun macht mir das Alleinsein nichts mehr aus, denn jetzt bin ich glücklich. Gehet jetzt nur auch; ich bin so froh, daß sich meinetwegen niemand zu beunruhigen braucht."

Die Fuchsgrube

Am nächsten Morgen stand der lange Bengt schon in aller Frühe mit einer Laterne vor der Fuchsgrube und leuchtete hinein. Das war doch merkwürdig! In seinem ganzen Leben hatte er noch niemals eine Fuchsgrube so zugerichtet gesehen.

Der lange Bengt wußte, wenn er etwas auf der Welt konnte, so konnte er eine Fuchsgrube herrichten. Und am gestrigen Abend hatte er diese nicht weniger pünktlich angelegt als sonst auch.

Er hatte die obere Öffnung der tiefen Grube mit einem so hinterlistigen Dach aus Birkenruten, Stroh und Schnee versehen, daß es nicht einmal die verschlagenste Füchsin vom gewöhnlichen Erdboden hätte unterscheiden können;

und die Ente, die auf dem großen hohen Pfahl in der Mitte der Grube sitzen mußte, um den Fuchs herbeizulocken, war, mit einem Strick um die Flügel, so fest auf den Pfahl gebunden gewesen, daß sie sich nicht rühren konnte. Es war die beste Ente auf dem Hof gewesen, die die stärkste Stimme von allen hatte. Der lange Bengt hatte sie in der Nacht schreien hören, nachdem sie schon auf den Pfahl festgebunden war. Ihre Jammerrufe hatten gellend und ohrenzerreißend durch die Winternacht getönt.

Für den, der die Fuchsgrube gerichtet hatte, war es eine große Schande, wenn die Ente so schlecht angebunden war, daß sie der Fuchs mit fortreißen konnte; aber das war dem langen Bengt noch nie passiert. Ja, und was auch der Fuchs tat: ob er mit der Ente in den Wald entfloh, oder sie mit in die Grube hinabriß, die Schande war in beiden Fällen gleich groß.

Die Stallmagd brachte die Ente immer nur sehr ungern herbei. Und das wußte Bengt genau: sollte je einmal eine verloren gehen, dann verspottete sie ihn in alle Ewigkeit jeden Tag, weil er gemeint hätte, er könne eine Fuchsgrube herrichten.

Und nun war ihm dieses Mißgeschick passiert! Als er mit der Laterne vor sich hinleuchtete, sah er, daß keine Ente mehr auf dem Pfahl war und nur noch die Strickenden daranhingen.

Vor lauter Ärger wollte Bengt schon kehrt machen und seiner Wege gehen.

Aber wie, möglicherweise war der Fuchs doch gefangen worden! Wieder leuchtete er mit der Laterne umher. An mehreren Stellen war das Dach eingebrochen. Wenn er doch nur begreifen könnte, wie dieser Fuchs es gemacht hatte, um soviel Stroh mit sich in die Tiefe zu reißen!

Es gelang Bengt nicht, bis auf den Grund der Grube hinabzuleuchten, soviel er auch die Laterne drehte und wendete. Da ließ er den Laternenschein auf den Schnee fallen, um nach Spuren zu sehen. Wenn zwei Füchse in der Grube wären, dann könnte er besser verstehen, warum das Dach so zerrissen war, und dann wäre es auch keine so große Schande, daß die Ente mitgerissen worden war.

Er fand auch wirklich Spuren im Schnee und hielt die Laterne dicht darüber. Dann bückte er sich, tiefer und tiefer. Schließlich nahm er die Kerze aus der Laterne, ließ sich auf die Knie nieder und leuchtete auf dem Boden umher.

Als er sich wieder aufrichtete, fühlte er, daß seine Knie zitterten. Glücklicherweise sah ihn niemand in diesem Augenblick!

Nicht rasch genug konnte er in den Stall kommen, um ein Seil zu holen. Als er damit zurückkam, band er die Laterne daran und senkte sie in die Grube hinunter. Jetzt konnte er bis auf den Grund sehen, und plötzlich ging ein Grinsen über sein Gesicht. Seine Augen wurden ganz klein und funkelten, und seine Zähne schimmerten zwischen den geöffneten Lippen hervor. Jetzt hatte er es nicht mehr eilig, er blieb im Gegenteil mit höchst befriedigtem Gesicht über die Grube gebeugt stehen.

Nach einer Weile richtete der lange Bengt seine Schritte nach dem Wohnhaus.

Aber er nahm den Weg nicht durch die Küche, sondern stieg mit wuchtigen Schritten die Freitreppe hinauf und ging in den Flur hinein. Es war kaum fünf Uhr, und außer der alten Haushälterin war noch niemand auf. Sie hörte jemand nach der Türklinke tasten und trat ängstlich näher, um zu öffnen.

„Was in aller Welt, der lange Bengt! Was ist denn mit dir los, daß du durch den Haupteingang hereinkommst?“

Aber der lange Bengt schob sie auf die Seite, ohne sie eines Wortes zu würdigen, und steuerte geradeswegs auf die Schlafstube zu, wo der Pfarrer und die Pfarrerin noch im besten Schlafe lagen, und machte die Tür auf.

„Was gibt's? Was gibt's?“ fragte der Pfarrer, indem er sich im Bette aufrichtete.

„Ich bin's, der lange Bengt. Herr Pfarrer, ich wollte nur sagen, daß die Ente heute nacht von der Fuchsgrube verschwunden ist.“

„Das ist allerdings schlimm, Bengt. Aber deshalb hättest du mich doch nicht mitten in der Nacht —“

„Alle beide, der Fuchs und die Ente, sind in der Grube drunten.“

„Ich glaube, du bist verrückt, Bengt! Du weißt doch, daß ich erst vor ganz kurzem von der Hochzeit zurückgekommen bin, und ich war eben erst eingeschlafen."

Aber nachdem der lange Bengt eine passende Pause gemacht hatte, begann er wieder:

„Ein Wolf ging der Spur des Fuchses nach, und er ist auch in der Grube drunten."

Jetzt erwiderte der Pfarrer rasch: „Sag in der Küche draußen, man solle hier Licht machen, damit ich aufstehen kann."

Aber der lange Bengt blieb stehen, wie wenn er taub wäre.

„Ein zweiter Wolf ist der Spur des ersten Wolfs gefolgt, und der ist auch in der Grube."

Sprach's, machte kehrt und ging geradeswegs zur Tür hinaus.

Als es ordentlich Tag geworden war, versammelten sich alle Bewohner des Hofes um die Fuchsgrube. Alle waren da: der Pfarrer und die Pfarrfrau und die Pfarrerstochter, die Haushälterin, die fünf Mägde, die Einliegerin und die Kleine. Dann auch der lange Bengt und seine Mutter, die alte Bengta, sowie Bengts Frau, die muntre Maja, ferner die beiden Vettersbuben, der Spielmann Jöns und der alte Backmann, ein Soldat, der im Pfarrhaus auf Arbeit war.

Alle umstanden schweigend die Fuchsgrube, alle beugten sich vor, sahen ein paar Augenblicke hinunter und traten dann wieder zurück.

Die Kleine war etwas auf die Seite gedrängt worden und hatte nicht bis zum Grubenrand hingelangen können. Der Pfarrer bemerkte es und winkte sie herbei. Sie sollte auch herankommen und hinuntersehen.

Vorher hätte sie sich gerne durchgedrängt; aber jetzt konnte sie keinen Schritt machen; ein kalter Schauder rieselte ihr durch den Körper, sie wagte es nicht, die Wölfe anzusehen.

Das Kind hatte noch nie einen Wolf gesehen, aber es hatte sie im Walde um Koltorp heulen hören, und sie wußte, die Wölfe waren die schrecklichsten Ungeheuer, sie waren viel schlimmer als Basilisken.

Der Pfarrer war an diesem Morgen frischer, als die

Kleine ihn je vorher gesehen hatte. Er packte sie am Kragen ihrer Pelzjacke und sagte:

„So, nun halte ich dich fest, Nora Sausewind, damit du nicht hineinfällst. Du mußt in die Grube hinuntersehen, obgleich du nur ein Kind bist, damit du, wenn du einmal alt bist, der Jugend erzählen kannst, daß wir hier auf Lövdala in einer einzigen Nacht zwei Wölfe und einen Fuchs in unserer Grube gefangen haben."

Jetzt stand sie am Rand der Grube und sah schließlich hinunter. Die Grube war ein viereckiges, mit Brettern verkleidetes Loch, wie ein Brunnen, nur viel weiter.

Die Kleine sah hinein nach den großen Ungeheuern mit dem fürchterlichen Rachen, in dem so ein kleines Mädchen wie sie auf einen Happ verschwinden konnte. Aber sie konnte sie nicht entdecken; da wandte sie den Kopf zurück und sah den Pfarrer an.

„Sieh in die Ecken!" sagte er.

Noch einmal beugte sie sich vor. Es war ziemlich düster in der Grube, aber jetzt konnte sie es unterscheiden. Vier Tiere waren da drunten, in jeder Ecke eines; alle saßen regungslos da, nur ihre Augen, mit denen sie zum Tageslicht und den Menschen hinaufschauten, funkelten.

In der Ecke gerade vor ihr lag der Fuchs; der war nicht größer als ein Sofakissen. In der nächsten Ecke lag ein Tier so groß wie ein großer struppiger Hund. In der dritten Ecke stand die Ente fest und gerade auf ihren beiden breiten Füßen, und in der vierten Ecke lag noch einer von den großen struppigen Hunden.

Die vollkommene Stille da drunten war ganz sonderbar und unheimlich; und die Kleine verhielt sich ebenso still wie alle andern, als sie vom Grubenrand zurücktrat.

Als alle zur Genüge hinuntergeschaut hatten, traten die Männer zusammen, um zu beraten. Die Wölfe mußten ja getötet werden, aber sie wußten nicht, wie sie es bewerkstelligen sollten.

Natürlich wäre es ein leichtes gewesen, sie zu erschießen; aber wenn Blut in die Grube floß, wurde diese unbrauchbar, dann konnte man nie wieder ein Tier darin fangen.

Wenn es sich sonst nur um einen Fuchs handelte,

sprang ein Mann in die Grube hinein, versetzte dem Fuchs einen Schlag auf den Kopf, daß er die Besinnung verlor, legte ihm dann eine Schlinge um den Leib und ließ ihn hinaufziehen.

Wenn man zu einem Fuchs hineinsprang, war keine Gefahr dabei; wenn sich aber zwei lebende Wölfe in der Grube befanden, war das eine ganz andere Sache.

Der lange Bengt nahm den Knüppel, dessen er sich bediente, wenn er dem Fuchs den Schlag versetzte, mit dem er ihn bewußtlos machte. Damit trat er an den Grubenrand, sah hinunter, schüttelte den Kopf und trat dann wieder zu den andern.

Nun holte einer der Knechte ein Seil und knüpfte eine Renntierschlinge. Mit dieser stellte er sich an die Grube und ließ die Schlinge dicht vor dem einen Wolf hinunter. Wenn es ihm gelang, die Schlinge über den Kopf des Wolfes zu streifen, konnte dieser leicht heraufgezogen werden.

Die Schlinge senkte sich tiefer und tiefer hinab, ja sie kam bis auf die Nase des Wolfs, ohne daß sich dieser rührte. Aber plötzlich fuhr er mit dem Kopf vor, heulte einmal laut auf, zwei Zahnreihen schimmerten, und die Schlinge fiel abgebissen auf den Boden der Grube.

Aller Herzen begannen ängstlich zu klopfen, als sie dies sahen. Nein, es war kein Vergnügen, sich mit einem Tier einzulassen, das ein Seil mit einem Schnapper durchbeißen konnte.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als in die Grube hineinzuschießen," sagte der Pfarrer. „Wir müssen uns eben im nächsten Winter eine neue graben."

Jetzt trat ein Mann an den Rand, der bis dahin etwas hinter den andern gestanden hatte. Es war niemand anders als der Schmied von Henriksberg, der am vorhergehenden Abend nach Loby gekommen war, um Heu zu kaufen. Aber im Hochzeitshaus hatte man so viele Gäste zu beherbergen gehabt, daß man ihm keine Lagerstatt mehr anbieten konnte, und da hatte Björn Hindriksson Pfarrers gebeten, ihn aufzunehmen.

Nun, im Pfarrhaus stand ja die Gaststube auf dem Bodenraum immer bereit, und da hatte er in der Nacht geschlafen. Aber jetzt am Morgen waren aller Gedanken

nur mit den Wölfen beschäftigt gewesen, und so hatte kein Mensch mehr an ihn gedacht.

Er sah in die Grube hinunter, nahm dann Bengts Knüppel und wog ihn in der Hand; aber niemand dachte, er tue es aus einem andern Grunde als zum Zeitvertreib. Der Mann war sehr groß, aber auch sehr schlank und sah nicht gerade riesenstark aus. Seine Hände waren schmal und weiß, ganz und gar keine Schmiedsfäuste. Nein, er sah nicht aus, als habe er ordentlich Schneid. Wenn man ihn ansah, dachte man unwillkürlich, alles Leid, daß dieser Mensch je erfahren habe, sei ihm in die Augen gestiegen, aber nie fortgeweint worden, und wenn er sich bewegte, hatte man das Gefühl, als trüge er eine Last, die ihn schwer bedrückte; denn seine Bewegungen waren langsam und müde, wie die eines erschöpften Menschen.

Eine Weile noch hörte er den Beratungen der andern zu; als er aber sah, wie unschlüssig und ratlos sie waren, trat er rasch wieder dicht an die Grube und sprang geradewegs zu den wilden Tieren hinunter.

Und ehe noch irgendeiner auch nur einen Gedanken fassen konnte, sauste der Knüppel — ein dumpfer Schlag ertönte. Da hatte der eine Wolf seinen betäubenden Schlag auf die Hirnschale bekommen — dann wieder ein Schlag — und dann noch einer.

Indessen hatte sich der andere Wolf aufgerichtet, und dieser bekam den ersten Schlag aufs Rückgrat, daß er zusammenbrach. Dann kam auch für ihn der tödliche Schlag auf die Hirnschale.

„Jetzt das Seil!“ rief der Fremde den andern zu.

Der lange Bengt warf ihm das Seil mit der Schlinge zu. Der Fremde streifte es zuerst dem einen Wolf über den Kopf, dann dem andern, und dann ließ er beide miteinander hinaufziehen.

Der Fuchs war indessen lebendig geworden. Mit großen Sätzen warf er sich gegen die Grubenwand, aber der Fremde kümmerte sich nicht um ihn.

„Laßt jetzt die Leiter herunter! Der Knecht soll die beiden andern versorgen.“

Als der Fremde aus der Grube herausstieg, sah er wohl, wie bestürzt sie alle miteinander waren, sowohl

Männer als Frauen. Niemand brachte ein Wort heraus. Die Frauen besonders waren so erschrocken, als sie ihn in die Grube hineinspringen sahen, daß sie noch immer zitterten, und die Männer schämten sich ein wenig, weil sie sich nicht selbst hineingewagt hatten.

Die Pfarrerstochter aber trat mit strahlenden Augen auf den Fremden zu:

„Jetzt hab' ich doch einmal einen Mann gesehen," sagte sie. „Danach hab' ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt."

Er sah sie mit seinen schwermütigen Augen an.

„Alles auf der Welt ist gering und wertlos," schienen sie zu sagen, „und ich bin am geringsten von allem."

Zugleich aber flog das gütige Lächeln wieder über sein Gesicht.

„Ich dachte, es wäre schade, wenn man in die Grube hineinschießen müßte und sie dadurch unbrauchbar machte," sagte er.

Der Speziestaler

Man kann wohl sagen, das sei doch nicht der Mühe wert, sich so darüber zu grämen; aber da ging nun die Pfarrerstochter tatsächlich vierzehn Tage lang verzweifelt umher, weil sie nicht wußte, wie sie sich einen Speziestaler verschaffen sollte.

Wenn sie doch nur ihren Vater, wie es ihre Absicht gewesen war, gleich am Morgen nach der Hochzeit darum gebeten hätte! Aber da war sie von der Stiefmutter für das, was sie zu dem Schmied gesagt hatte, als er aus der Fuchsgrube herausgestiegen war, hart gescholten worden. Und nicht allein für das, was sie gesagt hatte, sondern weil sie auch in so auffallender Weise auf ihn zugeeilt war. Es habe ausgesehen, als wolle sie ihm an den Hals fliegen. Wann würde sie es endlich lernen, sich wie ein anständiger Mensch zu betragen und nicht wie ein zwölfjähriges Schulmädel?

Danach war ihr der Mut, um das Geld zu bitten, vollständig vergangen. Sie hatte auch ihren Vater durchaus nicht allein sprechen können, und wenn sie es der

Stiefmutter gesagt hätte, so wäre damit nur ein neues Unwetter über sie losgebrochen.

Jedenfalls war es höchst unangenehm, daß sie ihr Vorhaben aufgeschoben hatte, denn am nächsten Tag konnte keine Rede mehr davon sein, mit dem Geständnis herauszurücken. Da erst hatte nämlich die Stiefmutter erfahren, daß die Braut und der Bräutigam mit der Hochzeitsgesellschaft von Loby im Pfarrhaus gewesen waren. Das hatte die Stiefmutter aufs höchste erregt, und sie wäre sicher noch aufgebrachter geworden, wenn sie erfahren hätte, wie verschwenderisch Maja Lisa gewesen war. Einen ganzen Speziestaler zu verschenken, unerhört!

Aber je länger die Pfarrerstochter die Aussprache über den entlehnten Taler hinausschob, desto schwerer wurde es ihr, Vater und Mutter zu bekennen, wieviel Geld sie schuldig war. Und schließlich mußte sie sich selbst sagen, sie werde wohl niemals den Mut haben, um das Geld zu bitten. Nein, es blieb ihr nichts übrig, als sich den Taler wo anders her zu verschaffen.

Sie sann und sann, dachte darüber nach, wenn sie an ihrer Näharbeit saß, und grübelte darüber, wenn sie bei Nacht in ihrem Bette lag. Denn so viel war sicher und gewiß, der Schmied mußte bezahlt werden. Diese Schmach hätte sie nicht ertragen können, daß sie dem Mann, der ihr so gutherzig zu Hilfe gekommen war, das Seine nicht wiedergegeben hätte.

Wenn sie doch nur zu Anna Brogren hätte reisen können! Aber daran war ja gar nicht zu denken. Nie und nimmer würde die Stiefmutter sie zu jemand reisen lassen, der sie lieb hatte.

Aber an wen sonst konnte sie sich denn wenden? Großmutter war ebenso arm wie sie selbst und hatte nichts, als was sie von Vater erhielt. Und Ulla Moreus hatte wohl überhaupt noch niemals einen Speziestaler in ihrer Hand gehabt.

Ach, sie war wahrhaftig in großer Verlegenheit! Sie konnte doch wirklich auch nicht zum nächsten besten hingehen und zu ihm sagen, sie habe den Mut nicht, Vater und Mutter um einen Speziestaler zu bitten.

Als sie nun am allerratlosesten war, fiel ihr ein,

daß noch eine Schwester ihrer Mutter lebte, und daß diese ihr wohl helfen könnte. Aber ach, sie konnte fast das Lachen nicht unterdrücken, als sie sich ausmalte, welche Miene die Tante aufsetzen würde, wenn sie ankäme und um Geld bitten wollte!

Und die Tante hätte auch allen Grund, stutzig zu werden, denn die Nichte war der Tante fremder als irgendein anderer Mensch auf der Welt. Ein großer, weiter, unübersteiglicher Abgrund gähnte zwischen ihr und Maja Lisa.

Nicht etwa, daß sie in Feindschaft miteinander gelebt hätten! Nein, nein! Aber die Tante war in ihren jungen Jahren hingegangen und hatte einen reichen Bauernsohn geheiratet, der es gewagt hatte, um sie zu freien. Nach dem, was Maja Lisa darüber gehört hatte, waren die beiden indes keineswegs aus Liebe ein Paar geworden. Er war ein hochmütiger Mensch gewesen und hatte gedacht, es wäre großartig, wenn er eine Pfarrerstochter zur Frau bekäme, und sie hatte gerade heraus gesagt, sie wolle lieber in einem reichen Bauernhof herrschen, als daheim sitzen und auf einen armen Hilfspfarrer warten.

Seit die Tante auf den Bauernhof gezogen war, hatte sie sich freiwillig von ihrer ganzen Verwandtschaft entfernt gehalten. Sie wollte ganz und gar nichts mehr von ihrem früheren Leben wissen, und ganz besonders paßte sie auf, daß ihr niemand von Lövdala nahe kam.

Sie wohnte nicht so sehr weit entfernt, sondern noch im Broer Kirchspiel, kam aber niemals ins Pfarrhaus. Dafür fuhr entweder der Pfarrer oder die Großmutter oder Maja Lisa jedes Jahr einmal nach Svansskog und stattete ihr einen Besuch ab.

Ach, ach, Maja Lisa mußte gestehen, daß sie über diese Besuche auf dem Bauernhofe nie besonders erfreut gewesen war! Die Tante war im Lauf der Jahre eine echte und rechte Bauernfrau geworden; aber das war es nicht, was Maja Lisa die Besuche bei ihr verleidete, sondern eher das eigentümliche Benehmen der Tante, wenn sie von Lövdala Besuch bekam. Sie ging ihnen nicht auf die Freitreppe hinaus entgegen, um sie zu begrüßen; und wenn die Gäste ins Haus traten, konnte sie die Bemerkung, sie machten sich wirklich zu viel Mühe, indem sie

auf einen Bauernhof zu Besuch kämen, nie unterdrücken. Aber gleich nachher konnte sie ihnen vorrechnen, wie lange es her war, seit sie zum letztenmal dagewesen waren; doch sie sagte dies alles durchaus nicht in freundlicher Weise, sondern so, daß die Gäste sich ganz unglücklich fühlten und nicht wußten, ob sie recht getan hatten, zu kommen, oder ob sie besser zu Hause geblieben wären.

Aber war es nicht zu dumm von Maja Lisa! Eines Morgens, als sie mit Vater und Mutter am Frühstückstisch saß, ließ sie ganz zufällig ein paar Worte über die Tante auf Svansskog fallen und sagte, man dürfe sie doch wohl nicht ganz vergessen.

Kaum jedoch waren die Worte über ihre Lippen gekommen, als sie sie auch schon bereute. Denn was sollte sie eigentlich auf Svansskog tun? Es war ganz und gar unnötig. Ach, du lieber Gott! Selbst wenn Maja Lisa hinfahren durfte, war sie durchaus nicht sicher, ob sie sich überwinden könnte, die Tante um Hilfe zu bitten.

Der Vater sah sofort von seinem Teller Grütze auf. Die Pfarrerstochter, die eine Bauernfrau geworden war, hatte ihm von jeher leid getan, und er war sehr darauf aus, sie immer wieder wissen zu lassen, daß sie in ihrer alten Heimat nicht vergessen war. Jetzt überlegte er, wann zum letztenmal jemand auf Svansskog gewesen war. Ja, es sei wohl schon eine gute Weile her, meinte er, und sie müßten eigentlich wieder hinfahren und einen Besuch dort machen.

Die Stiefmutter schwieg, weil sie von der Bauernfamilie nicht viel wußte, und so mußte Maja Lisa antworten, daß seit letzte Weihnachten niemand mehr auf Svansskog gewesen sei. Und sie wagte sogar hinzuzufügen, Tante würde sich gewiß am meisten freuen, wenn Vater und Mutter selbst hinkämen.

Aber so leichten Kaufs kam Maja Lisa nicht weg, das merkte sie bald: Vater lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah nicht sehr erfreut aus, und er dachte wohl, auch die Verwandtenliebe habe ihre Grenzen. Schließlich erklärte er, ihn habe die Tante oft genug gesehen, er brauche nicht nach Svansskog zu fahren, um sich zu zeigen. Aber die Mutter und Maja Lisa könnten noch am heutigen Tage

hinfahren; es passe auch ganz ausgezeichnet, da sowohl der lange Bengt als auch der Rappe frei seien.

Da wurde der Besuch nun beim Kaffeetisch ausgemacht. Ach, Maja Lisa hätte sich am liebsten die Zunge ausgebissen! Warum hatte sie von Svansskog angefangen? Wie schrecklich, mit der Mutter zwei Stunden lang in ein und demselben Schlitten fahren zu müssen!

Aber nach dem Frühstück ging Mutter mit Vater ins Studierzimmer, und als sie wieder herauskam, war alles umgestoßen. Mutter sagte, es genüge vollständig, wenn Maja Lisa allein nach Svansskog gehe. Man könne ihr zwar wohl anmerken, daß sie keine große Lust dazu habe, aber es sei nützlich für die Jugend, wenn sie das tun müsse, was ihr zuwider sei. Auch könne sie nicht fahren, sondern müsse zu Fuß gehen, weil sie selbst heute den langen Bengt in der Küche beim Talghacken nicht entbehren könne; er werde aber am nächsten Tage kommen und Maja Lisa abholen.

Nicht mit einer Miene wagte die Pfarrerstochter zu zeigen, ob ihr die Nachricht angenehm oder widerwärtig war. Aber in ihrem Herzen mußte sie sich sagen, wenn der Besuch auf Svansskog nun doch einmal nicht zu umgehen sei, sei es ihr immerhin noch lieber, wenn sie allein hingehen dürfe, anstatt mit der Mutter fahren zu müssen.

Da sie nun aber so lange fortbleiben sollte, fragte sie, ob die Kleine dann nicht ab und zu bei Großmutter einsehen dürfe, um zu fragen, ob sie etwas brauche.

Aber die Stiefmutter konnte wohl nichts beistimmen, was Maja Lisa auch immer vorschlagen mochte. Sie befahl nun sofort, die Kleine solle mit nach Svansskog gehen; Maja Lisa werde doch wohl nicht denken, sie wisse so wenig, was sich schicke, daß sie Maja Lisa den weiten Weg allein gehen lassen würde. Und sie brauche sich auch wegen der Großmutter durchaus nicht zu beunruhigen, es seien wirklich Frauenzimmer genug auf dem Hofe, die nach ihr sehen könnten.

Jawohl, die Stiefmutter setzte ihren Willen durch, und schon nach einer Stunde waren die beiden, die Pfarrerstochter und die Kleine unterwegs.

In der Allee, und so lange man ihnen von Lövdala aus nachsehen konnte, gingen sie sehr ruhig und sitt-

sam; aber bald kamen sie in ein Tannengehölz, wo vom Pfarrhaus niemand mehr einen Schein von ihnen entdecken konnte.

Ja, so viel ist sicher, die Pfarrerstochter hatte diesen Ausflug nach Svansskog für etwas recht Langweiliges und Unnötiges gehalten; aber nun war das herrlichste Winterwetter, das man sich nur denken konnte. Und vor ihr ging es den Hügel hinab, einen langen steilen Weg. Und sie war frei und vergnügt, wie seit Monaten nicht mehr, es war ihr, als sei sie einem engen Käfig entflohen. Und die junge Siebzehnjährige ergriff die Hand der kleinen Dreizehnjährigen, und dann liefen beide mit langen Sprüngen davon, bis sie in die große Schneewehe am Fuße des Hügels hineingerieten, und da lagen sie und lachten aus vollem Halse.

Als sie in Svansskog ankamen, war es erst ein Uhr mittags. Sie hatten auch recht Glück gehabt und nur die Hälfte des Weges zu Fuß gehen müssen; denn schon von Broby an ließ sie ein Knecht von Svansskog aufsitzen, der einen Fremden gefahren hatte und mit dem leeren Schlitten heimkehrte.

Svansskog war zugleich Nachtherberge, obgleich sie lange nicht so besucht war wie die auf Broby, wo die Leute beständig kamen und gingen. Nach Svansskog, das ganz im Norden des Kirchspiels lag, kam höchstens ein Reisender am Tag, und oft konnte gewiß eine ganze Woche vergehen, ohne daß jemand einen Wagen verlangte.

Hier auf Svansskog war alles unverändert. Weder die Tante noch eine ihrer Mägde erschien, um der Pfarrerstochter und der Kleinen aus dem Schlitten herauszuhelfen.

Ach, ach! es wurde Maja Lisa so bang zumute, die Angst schnürte ihr die Brust so zusammen, daß das Herz fast keinen Raum mehr zum Klopfen hatte. Unterwegs war sie hoffnungsvoller gewesen; aber als sie jetzt aus dem Schlitten stieg, hatte sie das bestimmte Gefühl, daß die Tante ihr nicht helfen werde.

Svansskog war ein großes Gebäude mit dem Eingang mitten auf der Langseite und nicht in der einen Ecke, wie das sonst bei den Bauernhäusern der Fall war. Vor der Haustür war auch eine kleine überdeckte Freitreppe

mit einer Veranda, die zwar nicht ganz so groß war wie die auf Lövdala, aber ihr sonst durchaus ähnlich sah und auch ganz dasselbe Dach und ganz dieselbe Art von Pfeilern hatte.

Ja, es war wirklich sonderbar! Nun war die Pfarrerstochter schon so oft hier gewesen, aber noch nie war ihr diese Veranda mit der Freitreppe davor aufgefallen. Sie mußte erst ein Weilchen stehen bleiben, um sie zu betrachten. Ja, und auch noch anderes fiel ihr auf. Das Wohnhaus war alt, aber es war zu der Tante Zeiten renoviert und verändert worden, und da hatte sicher die Kinderheimat als Muster gedient. Es waren hier ebenso viele und ebenso große Glasscheiben in den Fenstern wie dort, und die halbrunden Bodenfensterchen hätte man ganz gut von dem einen Dache aufs andere hinübersetzen können, ohne daß jemand einen Unterschied gemerkt hätte.

Da war es Maja Lisa gleich ein wenig leichter ums Herz. Vielleicht war es schließlich doch keine so große Dummheit, daß sie hierher gekommen war! Vielleicht war die ursprüngliche Pfarrerstochter doch nicht so ganz verschwunden, wie sie sich selbst und anderen weismachen wollte!

Der Flur war hier kleiner als auf Lövdala. Wie dort fanden sich auch hier halbrunde Eckschränke, die Wände waren auch grau angestrichen und mit schwarzen und weißen Ölfarbenpunkten übersät. Das Treppenhaus hatte grobe Balkenwände gerade wie daheim, und die Bodentreppe führte gefährlich steil aufwärts mit kleinen schmalen Stufen. Hier konnte man sicher ebensogut wie auf Lövdala das Geländer hinabrutschen, ohne mit den Füßen nachhelfen zu müssen.

Dem Eingang gegenüber, in der Mitte des Flurs, war eine Tür, die in ein großes Zimmer führte, das stets für die Reisenden bereit stand. Dort traf man niemals jemand von der Familie; aber die Pfarrerstochter drehte doch den Schlüssel um und warf einen Blick hinein. Ja, es war ganz so, wie sie erwartet hatte. Stühle aus gelbem Birkenholz und ein weißer Klapptisch, genau wie in dem Saal auf Lövdala, nicht einmal die große Kalla fehlte an dem einen Fenster.

Eines jedoch war verschieden. Wohl waren auch hier

blaue Bodenläufer, aber die hatten nicht dasselbe Muster wie daheim. Als Maja Lisa jedoch darüber nachdachte, fiel ihr ein, daß das nicht der Fehler der Tante war; sie hatte nach den alten Bodenläufern gewoben, die in ihrer Jugend auf Lövdala gewesen waren; dort aber hatte man das karierte Muster verändert.

Die Pfarrerstochter schloß die Tür wieder zu und blieb dann noch einen Augenblick im Flur stehen. Die Tränen waren ihr in die Augen getreten; aber sie dachte, die Tante werde sicher keine Freude an irgendeiner Art von Empfindsamkeit haben, und so wollte sie mit einem ruhigen, fröhlichen Gesicht bei ihr eintreten.

Ach, auch hier verfolgte sie ihr gewöhnliches Glück! Als sie die Wohnstubentür öffnete, sah sie, daß die Tante mitten in einer großen Wäsche war. Auf dem Feuer brodelte ein mächtiger Waschkessel, und der ganz mit Wäsche gefüllte Waschzuber, aus dem die Brühe langsam auf den Boden heraussickerte, stand mitten in der Stube. Ach, nun war die Tante gewiß noch übellauniger als sonst, wenn Gäste kamen! Es war viel Wasser auf dem Boden verschüttet, und auf einer langen Bank lagen frischgewaschene, grobe Wäschestücke. Ja, Maja Lisa mußte zugeben, niemand würde erfreut sein, wenn er in einem Zimmer, daß in solcher Unordnung war, Gäste empfangen müßte.

In diesem Zimmer erinnerte nichts an Lövdala, es war eine ganz gewöhnliche Bauernstube. Maja Lisa hatte aber doch immer gedacht, es sei ein schönes, ehrwürdiges Gemach, mit seinen großen deckenhohen Schränken, dem gewaltigen Himmelbett und den langen an den Wänden festgemachten Bänken. Aber jetzt hatte die Wäsche alles Behagliche verscheucht.

Die Tante stand mit dem Rücken gegen die Tür und rieb und knetete aus Leibeskräften. Maja Lisa war oft erzählt worden, ihre Mutter und deren Schwestern seien ebenso groß und schlank gewesen wie sie selbst, aber die Tante war jetzt breit und untersetzt und sah durchaus nicht zart aus. Sie trug einen schwarzen Friesrock und ein rotes Leibchen mit dem dazu gehörigen weißen Hemd. Die kurze weiße Schafpelzjacke, die auch zu der Tracht gehörte, hatte sie während der Arbeit ausgezogen.

8*

Die Tante wendete sich nicht der Türe zu, als Maja Lisa diese öffnete, und sie sagte auch kein Wort. Ach, so viel war sicher, Maja Lisa wünschte sich hundert Meilen weg! Aber es half alles nichts, sie mußte zu der Tante hingehen und ihr die Hand geben, um sie zu begrüßen.

Die Tante hatte beide Hände im Wasser drinnen. Sie zog die eine heraus, und ohne sich erst die Mühe zu nehmen, sie abzutrocknen, legte sie den Rücken ihrer Hand in die der Nichte.

„Also diesmal hat man dich schließlich geschickt," sagte sie. „Die neue Pfarrfrau ist wohl zu vornehm, um uns Bauersleuten einen Besuch zu machen?"

Sie sagte wirklich nichts weiter als das und sprach auch nicht unfreundlicher als sonst, aber Maja Lisa konnte diesmal wohl nicht so geduldig sein, sondern brach in Tränen aus. Vielleicht nahm sie es sich auch nur deshalb so sehr zu Herzen, weil sie doch auf einem Bittgang war, und nun war es ihr, als könnte sie ihre Bitte niemals vorbringen.

Aber als sie die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, war sie erst recht unglücklich. Ach, ach, daß sie sich selbst auf diese Weise vor dieser Tante, die doch kein Herz für sie hatte, preisgab! Ach, und nicht ein paar Tränen drängten sich aus ihren Augen, die leicht weggewischt werden konnten! O nein, in richtigen kleinen Bächlein liefen sie ihr die Wangen herunter, und der Hals war ihr wie zugeschnürt, sie konnte kein Wort herausbringen.

Ach, sie hatte bitterlich Mitleid mit sich selbst!

Jetzt weinte sie darüber, daß sie überhaupt weinte; und das weiß man ja, wenn es erst so weit ist, dann kann man nicht mehr aufhören.

Am liebsten wäre sie auf und davon gegangen und geradewegs wieder nach Hause gelaufen. Sie ging auch bis an die Tür; aber als sie diese erreicht hatte, versagten ihr die Knie. Dicht bei der Tür stand ein niederes Bänkchen, auf dieses sank sie nieder, und da blieb sie sitzen.

Und dabei konnte sie sich so gut vorstellen, was die Tante über diese Nichte dachte, die nur hereinkam, um gleich zu weinen, und sie mitten in der Wäsche störte. Das heißt, die Tante sah gar nicht aus, als sei sie so

sehr aufgeregt. Sie hörte auf zu waschen, nahm sich aber ruhig Zeit, noch eine Schöpfkelle heißes Wasser in den Zuber zu gießen, und sie legte auch noch ein Scheit Holz aufs Feuer, ehe sie zu der weinenden Nichte an der Türe trat.

„Du wirst doch keine Angst vor mir haben," sagte sie; „ich bin vielleicht gar nicht so schlimm, wie ich aussehe."

Aber wenn die Tante gemeint hatte, sie werde die Pfarrerstochter mit diesen Worten trösten und den Tränenstrom zum Versiegen bringen, dann hatte sie sich verrechnet. Diese Tränen kamen aus einer so tiefen, reichen Kummerquelle, die, nachdem sie nun einmal übergeflossen war, stundenlang fortfließen mußte.

Auch jetzt noch konnte Maja Lisa kein Wort herausbringen, obgleich sie sich sagte, der Tante werde die Geduld ausgehen, und sie dürfe ihre Wäsche nicht zu lange im Stich lassen. Aber die Tante wußte sich zu helfen, sie wendete sich einfach an die Kleine, die sich die ganze Zeit dicht neben der Pfarrerstochter gehalten hatte und nun ganz erschrocken sachte deren Hand streichelte.

„Vielleicht weißt du, warum Maja Lisa weint?" fragte sie. „Sie kann sich's doch wohl nicht so zu Herzen genommen haben, daß ich nicht gleich Zeit hatte, sie ordentlich zu begrüßen."

Man konnte ihrer Stimme anhören, daß sie am liebsten darüber gelacht hätte, und das mußte die Kleine verstanden haben, denn diese wurde plötzlich ganz wütend.

„Soll sie nicht weinen, wenn Ihr Euch so gegen sie benehmt?" rief sie. „Da kommt sie zur leiblichen Schwester ihrer Mutter, um sie um Hilfe zu bitten, und dann sagt diese nicht ein einziges freundliches Wort zu ihr."

Maja Lisa legte der Kleinen eiligst die Hand auf den Mund; aber das half nichts, denn die Kleine konnte es nicht ertragen, Mamsell Maja Lisa weinen zu sehen, und nun war sie in der richtigen desperaten Laune, gerade wie damals in dem Sturm.

Die Tante ließ sich nichts anmerken, ob sie über die Kleine ärgerlich wurde, aber sie sprach jetzt in breiterem Bauerndialekt als vorher, und was sie sagte, kam ängstlich und langsam heraus.

Womit sie wohl Maja Lisa helfen könnte? Maja Lisa gehe es doch wohl ausgezeichnet auf Lövdala, und sie brauche sicherlich keine Hilfe von einer armen Bauernfrau?

Etwas Besseres hätte sie nicht sagen können, um die Zunge der Kleinen recht in Gang zu bringen.

„Ihr seid gewiß aus demselben Holz geschnitten wie Mamsell Maja Lisas Stiefmutter," sagte sie. „Im übrigen aber kann ich Euch etwas sagen; sie ist hierhergekommen, Euch zu bitten, ihr einen ..."

Aber da packte die Pfarrerstochter die Kleine so fest beim Arm, daß diese verstummte. Die Tante schien indes die Unterbrechung gar nicht zu bemerken, sondern fuhr fort:

„Ist es denn wirklich so schwer für Maja Lisa, daß sie eine Stiefmutter bekommen hat? Es heißt zwar, wer eine Stiefmutter bekommt, bekommt auch einen Stiefvater, aber so ist es ihr doch sicher nicht gegangen. Sollte es irgend etwas geben, das sie sich wünschte und nicht bekäme? Das ist doch wohl unmöglich?"

Die Pfarrerstochter machte der Kleinen alle möglichen Zeichen; aber was half das, wenn die Tante sie auf diese Weise reizte?

„O, Ihr könntet recht wohl selbst sehen, wie es ihr geht," fuhr die Kleine fort, „wenn Ihr nur die Augen aufmachen wolltet. Sie ist ja nicht besser angezogen als ich und ist nur noch Haut und Knochen. Es heißt freilich, Blut sei dicker als Wasser, aber das ist bei Euch wohl nicht so? Euch ist es einerlei, ob die Stiefmutter sie zu Tode plagt."

All dies war sehr peinlich für die Pfarrerstochter. Es war schon schlimm genug, daß sie ihrer Tränen nicht Herr werden konnte; aber daß die Tante alles mögliche aus der Kleinen herauslockte, war noch viel schlimmer. Wer konnte wissen, wie die Tante es aufnahm! Vielleicht nährte sie einen geheimen Groll gegen die Tochter ihrer Schwester in ihrem Herzen und freute sich nur, wenn sie das alles zu wissen bekam.

Nein, Maja Lisa konnte es nicht länger aushalten! Deshalb stand sie auf und tastete nach der Türe. Aber als sie die Klinke aufmachen wollte, war irgend etwas

daran nicht in Ordnung, Maja Lisa konnte sie nicht gleich aufbringen, sondern zog und rüttelte — und sank plötzlich zusammen — und fiel zu Boden — —

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in dem Zimmer mit den blaukarierten Bodenläufern im Bett. Sie ruhte auf so weichen Kissen und so feinen Laken, wie sich auf Lövdala kaum welche fanden. Neben dem Bett stand ein Tisch und auf dem Tisch ein Kaffeebrett und auf dem Brett eine Schale, die mit einem Tuch zugedeckt war.

Ja, Maja Lisa verspürte ein wenig Hunger, und rasch nahm sie das Tuch von der Schale. Aber nichts Eßbares lag darunter, nichts als ein großer, glänzender, prächtiger Speziestaler!

Zuerst konnte sie nicht begreifen, wie alles zusammenhing. Aber dann ging ihr ein Licht auf. Die Tante hatte natürlich die Wahrheit aus der Kleinen herausgelockt! Ach, Maja Lisa fühlte sich so gerührt und beglückt, daß sie wieder weinen mußte, und nachdem sie eine Weile geweint hatte, schlief sie ein.

Sie schlief ununterbrochen, bis die Wanduhr in der Wohnstube drei Uhr schlug. Als sie jetzt aufschaute, war der Speziestaler verschwunden; aber dafür stand eine Menge guter Sachen zum Essen neben ihrem Bett. Zuerst erschrak sie ein wenig, weil das Geldstück verschwunden war; aber dann dachte sie, sie sei jetzt sicher in guten Händen. Damit beruhigte sie sich, und dann aß sie.

Als sie sich satt gegessen hatte, wurde sie über diese Beweise von Güte wieder so gerührt, daß sie abermals weinen mußte, und während sie noch weinte, schlief sie aufs neue ein.

Als sie das nächstemal erwachte, war es dunkler Abend. Im Ofen flackerte ein lustiges Feuer; die Tante aber stand vor ihrem Bett und betrachtete sie.

Das erste, was sie sagte, war, Maja Lisa solle entschuldigen, aber sie habe sich die Freiheit genommen, den Speziestaler dem Manne zu schicken, von dem er entlehnt worden sei. Es sei jetzt am Abend ein Wagen nach Henriksberg geschickt worden, und da habe sie dem Knecht den Taler gegeben mit dem Auftrag, sich zu erkundigen, welcher von den Schmieden an Weihnachten das Heu in Loby gekauft habe. Diesem solle er das Geldstück mit

einem Gruß von der Pfarrerstochter übergeben. Sie habe es so fürs beste gehalten; denn Maja Lisa hätte wahrscheinlich von Svartsjö aus nicht so leicht einen Boten nach Henriksberg schicken können.

Abermals war die Pfarrerstochter tief gerührt, sie konnte kaum antworten. Aber die Tante ließ es nicht wieder zum Weinen bei ihr kommen, sondern fing nun an, sie über Lövdala auszufragen. Sie erwähnte die Stiefmutter oder irgend etwas anderes Unangenehmes gar nicht, sondern fragte nur nach Sachen, die Maja Lisa keinen Kummer machten. Wie es der Großmutter gehe? Ob ihre Stube im Brauhaus noch immer so blitzblank sei? Wie es bei der alten Bengta im Gesindehaus aussehe. Wohl noch ebenso schmutzig wie früher? Ob das Käuzchen noch auf dem Boden hause? Ob die Drossel noch in dem Tannenwipfel über dem Ruhestein sitze und an den Frühlingsabenden so herrlich zwitschere? Ob es auch in den letzten Jahren noch Maiblumen in dem Birkengehölz hinter dem Obstgarten gegeben habe? Ob das alte, auf Pfosten errichtete Vorratshaus noch stehe? Und ob das neue Pfarrhaus, das Maja Lisas Vater hatte bauen lassen, ganz so wie das alte sei? Und ob in dem alten düsteren Schafstall auch jetzt noch Schafe seien?

Voller Verwunderung hörte die Pfarrerstochter zu. Nach allem fragte die Tante, nichts, nichts vergaß sie.

Zum Schluß sprach sie auch noch ein wenig von sich selbst.

„Siehst du, Maja Lisa, in der ersten Zeit nach meiner Verheiratung ging ich heim nach Lövdala, so oft ich nur konnte. Ich sah wohl, daß das den Leuten hier auf Svansskog nicht angenehm war; aber ich ging trotzdem, denn ich hatte Heimweh, und im Anfang war ich gar nicht glücklich hier. Es war nicht so leicht für mich, das kann ich dir sagen. Ich hatte hier eine Schwiegermutter, die gerade so gegen mich war, wie deine Stiefmutter gegen dich ist. Und noch ein anderer war auch sehr streng und hart. Wir waren damals keine so guten Freunde, wie wir später geworden sind, und das, das war das schlimmste für mich.

Aber dann wurde mir eines klar: so oft ich wieder nach Lövdala ging, wurde mir die Rückkehr immer

schwerer. Und schließlich konnte ich nicht mehr anders, ich mußte mit mir selbst ins Gericht gehen und mich fragen, wie ich es eigentlich haben wollte. Diesen Ort hier hatte ich mir zur Heimat erwählt, und hier mußte ich leben, und da war es doch wohl dumm, wenn ich mein Leben mit dem Heimweh nach dem, was ich verlassen hatte, vertrödelte. Da faßte ich meinen Entschluß: Nie wieder wollte ich nach Lövdala gehen, und nichts mehr wollte ich mit den Leuten auf Lövdala zu tun haben, ganz und gar wollte ich vom Alten wegkommen. Und das war das Richtige für mich. Von da an wurde ich selbst ruhiger; und als die anderen begriffen, daß ich ihnen im Ernst angehören wollte, änderten sie ihr Benehmen gegen mich; sie beobachteten mich scharf, wenn ihr mich hier besuchtet, aber sie sahen und verstanden, daß ich mir alle Mühe gab, mich auch gegen euch fremd zu stellen.

Ja, ich hatte eine dicke feste Mauer zwischen mir und euch aufgerichtet und meinte, nichts auf der Welt könnte sie je wieder einreißen. Aber das hatte ich allerdings nicht mit in Rechnung genommen, daß jemals eine Pfarrerstochter von Lövdala, ebenso klein und zart wie ich in ihrem Alter auch gewesen war, zu mir kommen und mich um Hilfe bitten würde. Siehst du, da war es zu Ende mit aller meiner Kraft.

Aber glaube ja nicht, ich werde deshalb irgendwelche Unannehmlichkeiten hier haben. Weißt du, was ich vorhin, als du schliefst, getan habe? O, da zog ich meinen Mann am Ärmel, nahm ihn mit hierher an die Türe und ließ ihn durch einen Spalt einen Blick auf dich hineinwerfen. Und dann erzählte ich ihm, wie alles zusammenhing, und fragte ihn, ob er etwas dagegen hätte, wenn ich dir helfe. Aber nun sollst du hören, was er darauf sagte.

Das sagte er: ‚Die, die da drinnen liegt, sieht ganz genau so aus, wie du selbst ausgesehen hast, als du zuerst zu mir kamst; und das sage ich dir, wer der da drinnen nicht hilft und beisteht, der bekommt es mit mir zu tun'."

Es war wie verhext, Maja Lisa mußte immerfort an die Stiefmutter denken. Den ganzen Morgen war diese ihr nicht aus den Gedanken gekommen, und obgleich sie wußte, daß auf Lövdala das Lichterziehen in vollem Gange war, fuhr sie doch jedesmal unwillkürlich zusammen, wenn jemand die Tür öffnete, in heller Angst, die Stiefmutter könnte eintreten und sehen, wie schlecht sie sich benahm.

Denn ach, wenn Mutter wüßte, daß sie bis acht Uhr morgens geschlafen hatte! Ja, und noch mehr; die Tante war so gut gegen sie gewesen und hatte ihr selbst Kaffee ans Bett gebracht, obgleich alles Kaffeetrinken von Seiner Majestät dem König verboten war. O weh, die Stiefmutter, die so streng darauf hielt, daß allen Verordnungen aufs genaueste nachgekommen wurde, die wäre sicher über die Maßen empört gewesen, und die beiden roten Flecken hätten auf ihren Wangen gebrannt!

Oder gar, wenn Mutter gesehen hätte, wie die Tante an diesem Tag alle Arbeit liegen und stehen ließ, nur um mit Maja Lisa auf der Bank zwischen dem Fenster und dem breiten Wohnzimmertisch plaudern zu können! Ja, oder wenn sie die Tante lachen gehört hätte, als die Nichte von der Stiefmutter und allen ihren Taten erzählte!

Denn jetzt, wo Maja Lisa ausgeruht hatte, war sie gar keine Tränenliese mehr, sondern lachte nur über alle ihre Widerwärtigkeiten. Die Stiefmutter hatte wohl gedacht, die Tante werde gegen Maja Lisa gerade so sein wie sie, und sie wäre sicherlich sehr ärgerlich gewesen, wenn sie dahintergekommen wäre, wie sehr sie sich getäuscht hatte.

Aber wenn sie nun gekommen wäre und dann Maja Lisa allein mit der Tante angetroffen hätte, wäre das erst nicht so gefährlich gewesen. O nein, wäre sie später am Tag gekommen, dann hätte es schlimmer ausfallen können!

Im Lauf des Vormittags fuhr plötzlich ein Reisender an der Herberge vor. Rasch wendete sich Maja Lisa dem

Fenster zu, und da sah sie einen großen schönen Mann aus einem kleinen grün angestrichenen Schlitten steigen. Er trug einen Anzug aus eigengewobenem Fries, der ganz hell, ja fast weiß war; er hatte keinen Pelzrock an, aber an der freimütigen Art, mit der er dem Hausherrn die Hand schüttelte, konnte man gleich sehen, daß er ein Herr von Stand war.

Die Tante war so an die Ankunft von Reisenden gewöhnt, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahm, zum Fenster hinauszusehen. Maja Lisa mußte sie erst auffordern, sich doch umzudrehen und ihr zu sagen, wer der schöne Herr sei.

Und die Tante konnte auch wirklich Auskunft geben. Der da draußen stand, das sei ja wahrhaftig der Pfarrer von Finnerud, Pastor Liljecrona!

Ja, nun hätte die Stiefmutter da sein sollen, um zu sehen, wie Maja Lisa bei Nennung dieses Namens zusammenfuhr! Die Tante merkte es auch gleich und wurde neugierig. Aber das tat nichts, denn ihr konnte Maja Lisa ohne Scheu die Geschichte von dem Traumpfannenkuchen und dem Traum erzählen, während sie sie der Stiefmutter niemals hätte anvertrauen können; diese hätte ja doch nur über alles miteinander verächtlich den Kopf in den Nacken geworfen.

Die Tante dagegen nahm die Sache vollständig ernst.

„Das wäre nicht das schlimmste, wenn du ihn bekommen könntest," sagte sie. „Er ist nicht allein ein schöner Mann, sondern auch ein wirklich prächtiger Mensch."

Maja Lisa verwunderte sich höchlich. Die Tante konnte doch wohl nicht meinen, sie solle den Pfarrer von Finnerud heiraten. Dieser Ort lag ja weit droben im Norden, noch viel weiter entfernt als Wästmarken. Und es wohnten auch nur Finnen dort, die vor zweihundert Jahren hingezogen waren, aber seither noch nicht einmal Schwedisch gelernt hatten. Für Maja Lisa war Finnerud ein so unbekannter Ort, wie wenn er ganz droben in Lappland gelegen hätte.

Aber die Tante beruhigte sie. Sie solle keine Angst haben, in Finnerud brauchte sie nicht zu wohnen. Pastor Liljecrona sei schon seit elf Jahren Pfarrer dort und werde

nun wahrscheinlich wegziehen, um Propst in Sjöskoga zu werden.

Da begann Maja Lisa zu verstehen, warum die Tante so eifrig geworden war. Sie, die ursprüngliche Pfarrerstochter, wußte wohl, daß Sjöskoga das beste Pastorat im ganzen Sprengel war.

Aber Maja Lisa sagte, sie kümmere sich eigentlich weder um Finnerud noch um Sjöskoga; ihr Mann müsse Pfarrer in Svartsjö sein und auf Lövdala wohnen.

„Ja, so sagst du jetzt," meinte die Tante, „aber warte nur, bis der Rechte kommt, dann fragst du weder nach Hof noch Kirchspiel."

Die Tante sprach mit so großem Ernst, daß sich Maja Lisa noch einmal dem Fenster zuwenden und hinaussehen mußte. Der Pfarrer war wirlich ein schöner Mann, mit seiner stattlichen Figur und seinen leuchtenden blauen Augen, und er hatte eine laute, fröhliche Stimme, die bis ins Zimmer hereindrang. Der Hausherr hörte ihm mit erfreuter Miene zu, und aus Stall und Scheune eilten die Knechte herbei, das Pferd auszuspannen.

„Sieh, wie sie von allen Seiten dahergelaufen kommen, man merkt, daß der Pfarrer von Finnerud angekommen ist, alle haben ihn gern. Ich denke, er wird nicht gleich wieder wegfahren, sondern eine Weile hierbleiben, da kannst du gleich ein paar Worte mit ihm wechseln."

Kaum hatte die Tante diese Worte gesagt, als auch schon die Tür aufging und der Pfarrer eintrat.

Schon von der Schwelle aus rief er der Tante zu, ihr Mann habe ihn in den schönen Saal hineinführen wollen, aber er wolle dort nicht ganz allein sitzen, Mutter Margreta werde wohl nichts dagegen haben, wenn er zu ihr in die Wohnstube komme, denn er müsse vielleicht eine gute Weile hier warten. Sein Bruder, der Verwalter von Henriksberg, habe ihn hierherbestellt, sei aber bis jetzt noch nicht gekommen. Er wisse nicht, was eigentlich los sei; ein Skiläufer habe ihm sehr spät in der Nacht die Nachricht gebracht, und er sei in aller Frühe aufgebrochen, der Hüttenwerkverwalter hätte eigentlich vor ihm hier sein sollen.

Gleich einem Wasserschwall strömten ihm die Worte

vom Munde. Tante Margreta ging ihm entgegen, ihn zu begrüßen, und Maja Lisa dachte, sie sei mindestens ebenso erfreut wie die Knechte draußen. Schließlich bekam doch auch die Tante das Wort, und sie sagte, er dürfe im Wohnzimmer bleiben, so lange er wolle. Er werde ohnedies nicht mehr oft dieses Weges kommen. Sie müßte ihm ja zu dem großen Amte, das er erhalten habe, Glück wünschen, obgleich sie ihn sehr vermissen werde, wenn er nicht mehr hier einkehre.

Der Pfarrer machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ach, ich weiß nicht, was ich tun soll, Mutter Margreta," sagte er. „Am liebsten würde ich ganz und gar zurücktreten. — Aber zum Kuckuck ... nein, ich will nicht fluchen, bin ja ein Pfarrer!"

Der Ausruf war ihm wegen nichts anderem entschlüpft, als weil sein Blick auf die Pfarrerstochter gefallen war. Sie war bis jetzt ganz ruhig auf der Fensterbank sitzen geblieben, und er hatte sie vorher nicht bemerkt gehabt.

Maja Lisa geriet ordentlich in Verlegenheit, als er nun mit lauter Stimme fragte: „Was ist denn das für ein Schätzchen, das ihr hier im Hause habt, Mutter Margreta?"

Die Tante sagte ihm, wer Maja Lisa war; aber deshalb führte er sich nicht ein bißchen passender auf als vorher.

Ei ja, das wolle er gleich glauben, daß sie eine von den schönen Pfarrerstöchtern von Lövdala sei. Es sei nur gut, daß er sie endlich zu Gesicht bekomme. Wie oft habe er Mutter Margreta schon gebeten, ihn mit der Nichte zusammen einzuladen, damit er selbst sehen könne, ob das, was die Leute von ihr sagten, wahr sei.

Maja Lisa wurde nicht allein verlegen, sondern sie erschrak auch bis ins Herz hinein. So etwas durfte sie gar nicht anhören, das schickte sich nicht. Die Stiefmutter — ach richtig, Mutter war ja beim Lichterziehen auf Lövdala!

Die Tante sah wohl, daß sie ängstlich wurde, und so versuchte sie, den Pfarrer davon abzubringen, Maja Lisa immerfort anzustarren.

Das sei doch wohl unmöglich, daß er die Absicht habe,

von der Bewerbung um Sjöskoga zurückzutreten? begann sie. Er müßte ja hochbeglückt sein, wenn er ein so schönes Pastorat in so jungen Jahren bekomme! So viel sie gehört habe, seien bis jetzt immer nur ältere, gesetzte Männer zu diesem fetten Bissen gekommen.

Liljecrona zuckte die Achseln. Er habe ja nie die Absicht gehabt, dahin zu streben. Das Glück sei ihm gar zu hold gewesen. Er selbst sei mit seiner bisherigen Lage ganz zufrieden gewesen.

Aber er habe sich doch gemeldet, warf die Tante ein.

O ja, weil ihm die Verwandten gar keine Ruhe gelassen hätten.

Jetzt hatte er Maja Lisa so vollständig vergessen, als sei sie überhaupt nicht da. Er dachte nur noch an seine eigenen Angelegenheiten, während er mit gefurchter Stirne und heftigen Bewegungen im Zimmer hin und her wanderte. Eine lange Locke hing ihm über die Stirne herein; er ergriff sie, drehte sie nach oben, stellte sie auf und ließ sie dann wieder herunterfallen. Offenbar war es ihm ganz gleichgültig, wie er aussah; aber Maja Lisa dachte unwillkürlich, er sei ein so schöner Mann, daß sich bei ihm alles gut ausnehme. Endlich blieb er dicht vor der Tante stehen und fragte, ob er sie um einen guten Rat bitten dürfte, er habe jetzt schon so viel hin und her überlegt und wisse nicht mehr aus noch ein.

Bei diesen Worten stand Maja Lisa auf. Sie meinte, sie dürfe nun nicht länger hier sitzen bleiben und seine Geheimnisse mitanhören. Aber er gehörte zu denen, die auch hinten Augen zu haben scheinen. Sobald er merkte, daß sie sich bewegte, sagte er, sie solle nur sitzen bleiben; es sei ihm eine wahre Freude, etwas Hübsches zum Ansehen zu haben.

Wie sonderbar, nun hatte sie sich schon so an ihn gewöhnt, daß sie nicht einmal errötete! Aber sie brauchte auch wirklich gar nicht verlegen darüber zu werden, denn das merkte sie nur zu gut, er betrachtete sie ganz so wie eine schöne Puppe. Es fiel ihm gewiß nicht einen Augenblick ein, daß diese Puppe sehen und auch hören konnte.

Als er jetzt mit der Tante redete, setzte er sich mit dem Rücken gegen die Pfarrerstochter auf den breiten

Tisch. Maja Lisa glaubte, er habe sie ganz vergessen. Aber mitten drin setzte er sich rittlings auf einen Stuhl und starrte ihr wieder gerade ins Gesicht.

Nun also, zum ersten wolle er fragen, ob Mutter Margreta gehört habe, wieviel Kummer er den Leuten in Finnerud von der ersten Zeit seines Aufenthalts an gemacht habe? Ob sie wisse, daß schon bei seiner ersten Predigt in der Finneruder Kapelle die Finnenmänner und die Finnenweiber sich höchst verwundert gefragt hatten, was er wohl Böses getan habe, dessentwegen er zu ihnen heraufgeschickt worden sei?

Die Tante wollte antworten, aber er ließ ihr keine Zeit dazu. Ja, wahr und wahrhaftig, gerade darüber hätten sie sich gewundert, und sie hätten vielleicht auch Grund dazu gehabt! Sie wußten ja wohl, welche Art Wohnung sie ihrem Pfarrer zu bieten hatten, und welche Besoldung er bei ihnen bekam, und daß sie deshalb nur Pfarrer bekamen, die keine andere Gemeinde haben wollte. Wenn sie nun also ihn bekommen hatten, so ...

Der stattliche Mann hielt inne und wußte nicht, wie er weitermachen sollte, aber die Tante vollendete den Satz:

„Sie dachten wohl, der Herr Pfarrer sei zu jung und zu schön, um zu ihnen dahinauf zu kommen."

Nun redete der Pfarrer rasch weiter. „Na ja, sie sahen ja, daß er noch nicht uralt war, und obgleich sie nicht verstanden, was er in seiner Predigt sagte, weil er schwedisch predigte, hörten sie doch, daß er vortragen und auch singen konnte. Und so kamen sie, Männer und Frauen, miteinander überein, er sei ein Mann, der in einem Pfarrhaus mit hohen Zimmern und großen Glasfenstern wohnen sollte, und er wäre nie und nimmer zu ihnen heraufgezogen, wenn es nicht irgendeinen Haken mit ihm hätte.

„Es wäre ihnen auch wohl nicht leicht gefallen, irgend etwas anderes zu denken," warf die Tante ein.

„Ja, ja, es mußte einen Haken haben. Und sobald einer von ihnen in den schwedischen Bezirk hinunterfuhr, um seine Bärenhäute und Schafpelze zu verkaufen, gaben sie ihm den Auftrag, sich zu erkundigen, was es mit dem Pfarrer für eine Bewandtnis habe."

Bei diesen Worten sprang der Pfarrer von seinem Stuhl auf und wanderte wieder im Zimmer hin und her. Er war gewiß bis auf den heutigen Tag noch empört darüber. Tante Margreta aber lachte nur und fragte, ob die Abgesandten irgend etwas erfahren hätten.

„Ach, was hätten sie denn erfahren sollen? Sicherlich konnten sie bei ihrer Rückkehr nichts weiter berichten, als daß ihr Pfarrer auf seinen eigenen Wunsch nach Finnerud geschickt worden war.

Die Finnenmänner und die Finnenweiber waren also nachher so klug wie vorher! Natürlich konnte sich nun und nimmer auch nur einer denken, der Pfarrer sei zu ihnen gekommen, weil sie ein verlassenes, verwahrlostes und von ihrem eigenen Volk geschiedenes Häuflein waren. Nein, nein, es mußte sich anders verhalten."

„Ach, die sind eben gar so klug da droben, Herr Pfarrer. Da darf man nicht so genau mit ihnen ins Gericht gehen."

„Nachdem sie nun aus ganz sicherer Quelle erfahren hatten, daß er nichts Böses getan hatte, mußten sie es ja glauben; aber sie gaben sich nicht zufrieden, bis sie sich eine Erklärung nach ihrem eigenen Kopfe zurechtgemacht hatten. Er sei wohl nur deshalb zu ihnen heraufgekommen, um sich an das Amt zu gewöhnen und sich darin zu üben; und sobald er sich auf einer Kanzel daheim fühle, werde er sicher auf und davon gehen."

„Und auch darin bekamen sie nicht recht?"

„Nein, auch darin bekamen sie nicht recht. Jetzt bin ich seit elf Jahren dort," rief der Pfarrer mit einem unwilligen Auflachen, „aber heutigentags noch können sie es nicht lassen, über mich nachzugrübeln. Im ganzen Dorfe gibt es nicht einen einzigen Mann von Stande, und wenn ich mich nun über meine Einsamkeit beklagt hätte, dann hätten sie mich verstanden. Und wenn ich mich mit meinen Büchern als einzige Gesellschaft in mein Pfarrhaus eingeschlossen hätte, so würden sie auch das verstanden haben. Aber ein Pfarrer, der spät und früh draußen war, und der sich an dem Umgang mit Finnenbauern genügen ließ! Einer, der wissen wollte, wie das Moorheu gemäht und versorgt und wie das Land abgeschwendet wurde, und der mit ihnen auf die Jagd ging,

nein, aus einem solchen Pfarrer konnten sie nicht klug werden!"

Liljecrona setzte sich jetzt wieder rittlings auf den Stuhl und drehte sich mit ihm herum, daß er Maja Lisa Auge in Auge gegenübersaß. Aber er sprach fortgesetzt mit der Tante.

„Nachdem ich ein paar Jahre in Finnerud gewesen war," erzählte er weiter, „habe ich eines Sonntags auf Finnisch zu predigen versucht. Da haben sie in der Kirche geweint, alle miteinander ohne Ausnahme, so überwältigt waren sie. Und so lange der Gottesdienst dauerte, ist es auch gewiß nicht einem einzigen eingefallen, über mich nachzugrübeln. Nein, aber kaum waren sie aus der Kirche heraus, als sie auch schon in der alten Weise fortmachten. Was konnte doch der Pfarrer für eine Absicht dabei haben, ihnen jetzt finnisch zu predigen? Sie gingen dann zu Petrus, dem Knecht im Pfarrhaus, und fragten ihn, wie es denn sei, ob sich der Herr Pfarrer ein neues Pfarrhaus wünsche? Aber Pekka sagte, er habe nichts anderes gemerkt, als daß der Pfarrer mit der einfachen Finnenhütte, die nur eine Stube und keinen Schornstein hatte, so daß man eine Luke öffnen mußte, um den Rauch abziehen zu lassen, ganz zufrieden sei. Und so mußten sie wieder fortgehen und waren abermals nicht klüger als vorher."

„Ach, Herr Pfarrer, bedenken Sie, wir Ansässigen hier sind nicht immer gut gegen die Fremden gewesen," warf die Tante ein.

„Keiner von allen konnte etwas so Einfaches wie das, daß man ihnen wohlwollte, begreifen. Sie wären wirklich erfreut gewesen, wenn ich eine betrübte Miene aufgesetzt und wenn ich mich darüber gegrämt hätte, meine Jugend unter armen Finnenbauern vertröbeln zu müssen. Aber weil ich froh und zufrieden aussah, das regte sie auf.

In einem der Jahre hatte ich einigen Finnenkindern zugeredet, zu mir zu kommen; ich sagte, ich wolle sie schwedisch lehren, damit sie beim Thing und bei den Jahrmärkten im schwedischen Bezirk drunten nicht so hilflos seien wie ihre Eltern. Aber als die Finnenmänner und Finnenweiber die Kinder schwedisch sprechen hörten, erwachte die alte Unruhe in ihren Herzen. Und sofort

gingen sie zu Pekka. Der Herr Pfarrer möchte vielleicht eine größere Besoldung haben? Aber Pekka ließ sie wissen, er habe nie anderes gehört, als daß der Pfarrer mit seiner Besoldung, die nicht größer war, als was ein Knecht bei einem schwedischen Bauern bekommt, zufrieden sei. Pekka war der einzige da droben, der ein bißchen Verstand hatte.

Ganz das gleiche wiederholte sich, als ich die Finnenweiber Flachs bauen lehrte. Ich war mit ihnen aufs Feld hinausgegangen, hatte ihnen alles gezeigt, hatte selbst gesät, gehechelt und gebrochen. Aber als sie nun schließlich in den Finnenhütten eigenen Flachs zu spinnen hatten, da erwachte auch das alte Mißtrauen in ihren Herzen. Warum hatte der Pfarrer sie gelehrt, Flachs zu bauen? Das war absolut nicht zu verstehen. Und wieder mußten sie ihre Zuflucht zu Pekka nehmen. Der Herr Pfarrer werde doch wohl keinen neuen Weg nach dem Pfarrhaus angelegt haben wollen? Pekka antwortete, sein Herr sei zufrieden mit dem Weg, den er habe, obgleich er so uneben und ausgefahren sei, daß man außer zur Winterszeit mit einem Pferd fast nicht durchkommen könne."

Ja, so etwas war sehr ärgerlich, das begriff Mutter Margreta recht wohl, und sie sagte, vielleicht habe er sich deshalb von dort weggemeldet?

„Ja, das hat auch dazu beigetragen. Ich habe es sehr bitter empfunden, daß ich mir ihr Vertrauen niemals erwerben konnte. Aber hauptsächlich habe ich es doch getan, weil mir meine Mutter, ja, und auch die ganze Verwandtschaft, immer mit Bitten in den Ohren gelegen haben. Sie sind ebenso unverständig gewesen wie meine Finnenbauern. Unaufhörlich haben sie mir geschrieben, ich verspiele mein Leben da droben. Immer hatten sie mich verlocken wollen, mich zu melden, sobald nur ein einigermaßen anständiges südlicher gelegenes Pastorat aufging. Es ist mir zwar immer widerwärtig gewesen; aber früher habe ich nichts danach gefragt, denn ich wollte meinen Beruf nach Kräften erfüllen. Als dann aber Sjöskoga ..."

Hier brach der Pfarrer ab, er stellte sich gerade vor die Pfarrerstochter hin und sah sie an.

„So eine, wie diese da," sagte er nachdenklich, „könnte ich natürlich nie bekommen, wenn ich in Finnerud bliebe."

Es war ganz deutlich, er fand sie schön. Aber weiter auch nichts. Er sah sie nur an wie ein lebloses Bild. Nicht einmal die Stiefmutter hätte die geringste Spur von Zärtlichkeit in seinem Blick, der so lange auf ihr ruhte, entdecken können.

Gleich darauf sprach er auch schon wieder von seinen Sorgen und Kümmernissen.

„Als der alte verwitwete Propst Cameen in Sjöskoga im letzten Sommer starb und das Pastorat frei wurde, fiel mir ein, ich könnte mich ja darum bewerben. Ich dachte, ich könnte meiner Mutter die Freude machen, mich zu melden, denn es war absolut keine Gefahr da, daß ich die Stelle bekommen würde. Sjöskoga ist von jeher immer einem alten Professor oder einem alten Schulrat, der sich direkt an den König wendete, gegeben worden, und außerdem hätte ich auch gerne gewußt, was meine Bauern in Finnerud für Gesichter machen würden. Aber jedenfalls reiste ich hauptsächlich aus Mutwillen mit meinen Papieren hinunter nach Karlstadt.

Während der Fahrt wurde ich immer unschlüssiger. Ach, die Leute würden mich vielleicht auslachen und sagen, es sei doch zu unverschämt von einem Finnenkaplan, sich für diese große Pfarrei zu melden! Aber dann dachte ich, da ich nun doch schon unterwegs sei, könne ich ebensogut vollends nach Karlstadt reisen. Ich wollte auch meine Papiere gar nicht herausholen, bis ich erfahren hätte, wer sich sonst noch gemeldet hatte.

Die Reise dauerte länger, als ich angenommen hatte, und ich erreichte die Stadt gerade nur eine Stunde vor dem Ablaufen des Meldungstermins. Ich hatte eben noch Zeit, das Pferd unterzubringen, dann mußte ich eiligst aufs Konsistorium.

Auf der Treppe, die zur Kanzlei hinaufführte, bereute ich die ganze Sache abermals und wollte lieber noch warten.

Aber der Konsistorialsekretär war ja mein guter Freund, und da ich nun doch einmal da war, wollte ich ihn auch begrüßen. Sjöskoga aber wollte ich gar nicht erwähnen. Ich konnte ja sagen, ich sei nach Karlstadt

9*

gekommen, um mit meiner Mutter zusammenzutreffen.

Doch kaum hatte ich den Kopf zur Tür hereingesteckt, als der Konsistorialsekretär mir auch schon entgegenrief: ‚Da kommt doch endlich einer, der sich um Sjöskoga bewerben will! Während der ganzen Meldungszeit habe ich auf dich gewartet.‘

Zuerst war ich der Meinung, der andere mache sich einen Scherz mit mir, und ich sagte, ich sei nur meiner Mutter wegen in die Stadt gekommen. Wie er denn darauf komme, ich wolle mich um Sjöskoga bewerben? So auf den Kopf gefallen sei ich doch nicht, und ich wisse recht wohl, daß Seine Majestät Sjöskoga nur einer alten Leuchte der Wissenschaft von Upsala oder Lund geben werde.

‚Das mögt ihr euch alle miteinander einbilden,‘ versetzte der Konsistorialsekretär. ‚Ihr seid so mutlos, daß sich keiner zu melden wagt. Aber jetzt ist eine andere Zeit als zu Lebzeiten des vorigen Königs. Ich war so froh, als ich dich sah, denn ich habe bis jetzt nur zwei Meldungen bekommen, und drei müssen wir doch mindestens haben. Rück' jetzt nur mit deinen Papieren heraus.‘

Seht, auf diese Weise bin ich zu meiner Meldung verführt worden. Als ich dann wieder daheim war, fragte ich mich in den ersten Tagen öfters, ob ich wohl Aussicht hätte. Aber schon nach kurzer Zeit war ich wieder bei meinen gewohnten Beschäftigungen und hatte alles andere vergessen. Da, eines schönen Tages erhalte ich ein Schreiben vom Konsistorium. Ich war der dritte im Vorschlag, und in einigen Wochen sollte ich nach Sjöskoga fahren, meine Probepredigt zu halten.

Ich habe mich nicht darüber gefreut, nein, keinen Augenblick. Am liebsten hätte ich meine Meldung zurückgezogen, tat es dann aber doch nicht, weil ich mir nicht nachsagen lassen wollte, ich fürchte mich vor der Probepredigt in einer Gemeinde, wo so viele Großbauern und Herrschaften wohnten. Mutter Margreta, Ihr wißt ja, daß ich aus einem alten Pfarrergeschlecht stamme, und da wollte ich nicht für geringer gelten als mein Vater und mein Großvater. Ich fuhr also hin und predigte, und die Zuhörer saßen auch recht andächtig in der Kirche;

aber niemand konnte wissen, was sie dachten, und als ich wieder heimwärts fuhr, war ich sehr vergnügt. Jetzt war diese Geschichte doch zu Ende. Aber siehe da, gerade vor Weihnachten erhielt ich die Nachricht, daß die Wahl stattgefunden habe und alle Stimmen auf mich gefallen seien."

Dies sagte der Pfarrer mit so betrübter Miene, daß Mutter Margreta hell auflachen mußte.

Nun, wenn er durchaus nicht wolle, könne er ja noch zurücktreten, sagte sie.

„Ja, das habe ich auch getan; aber dann kam ein Brief vom Bischof selbst, in dem er mich aufforderte, bei meiner Meldung zu bleiben. Ich hätte alle Hoffnung, gewählt zu werden. Und meine Mutter hatte auch Wind von der Sache bekommen, und sie flehte und bat, ich solle doch mein Glück nicht von mir werfen. Ach, und nicht allein meine Mutter, nein, auch die Brüder und Schwestern und Vettern und Basen! Ich habe wahrhaftig früher gar nicht gewußt, daß ich eine so große Verwandtschaft habe."

„Die haben ja auch ganz recht," sagte Mutter Margreta. „Sie könnten doch auch nicht ewig ..."

Aber Liljecrona unterbrach sie schnell. Er lief nun beinahe im Zimmer hin und her und drückte sich die geballten Fäuste mit einer Art tragikomischer Verzweiflung auf die Stirne.

„Aber meine lieben Finnenbauern, Mutter Margreta! Wißt Ihr, was sie taten, als sie erfuhren, daß ich fortziehen würde? Bäume haben sie im Walde gefällt und mir vor die Haustür gefahren zu einem neuen Pfarrhaus! Meine Besoldung haben sie nicht erhöht, aber sie haben sie auf die eine oder andere Art zu bessern gesucht. Eines Tages lag eine neue Elchhaut in meinem Schlitten, und an einem andern Tag fand ich einen Kübel Butter vor meiner Tür. Sie sagten nicht viel, wenn ich mit ihnen zusammentraf; aber wenn ich auf der Kanzel stand, waren aller Blicke, die der Großen und die der Kleinen, unverwandt auf mich gerichtet, und da verstand ich, was sie dachten. So dachten sie: ‚Du kannst uns nicht verlassen wollen. Dann wäre es besser gewesen, du wärest gar nicht gekommen.' Nun wußte ich also endlich, daß sie mich gerne behalten wollten."

Er trat zu Mutter Margreta, setzte sich neben sie und nahm eine ihrer harten verarbeiteten Hände in die seinige.

„Denkt Euch einmal, Mutter Margreta," sagte er so schön und innig, daß der Tante und Maja Lisa die Tränen in die Augen traten, „es würde jemand daherkommen und sagen, Ihr dürftet auf einen Herrenhof ziehen, aber Ihr müßtet den Hof hier und alles, womit Ihr Euch Euer ganzes Leben lang beschäftigt habt, dahinten lassen. Was würdet Ihr tun?"

Aber was die Tante hatte antworten wollen, bekam niemand zu wissen, denn jetzt konnte sich Maja Lisa unmöglich mehr still verhalten. Mit glühenden Wangen und einer vor Eifer zitternden Stimme rief sie, er solle doch ganz gewiß in Finnerud bleiben. Warum er denn nach Sjöskoga ziehen wolle? Dort könnte man gut ohne ihn zurecht kommen. Nun habe er so viel für seine Finnenbauern getan, wie er da nur daran denken könnte, von ihnen fortzugehen?

Sie hätte noch lange weiter geredet, wenn nicht in diesem Augenblick jemand nach der Türklinke gegriffen hätte. Da verlor sie den Faden, und obgleich es nicht die Stiefmutter war, sondern nur eine der Mägde, blieb sie doch ganz verwirrt stehen und konnte nicht weiter reden.

Aber der junge Pfarrer hatte sie verstanden. Er sprang auf, trat auf sie zu und streckte ihr die Arme entgegen. Es sah aus, als wolle er sie an sein Herz drücken, er faßte dann aber doch nur ihre beiden Hände und drückte sie zwischen den seinigen.

„Mamsell Maja Lisa, liebste Mamsell Maja Lisa!" sagte er mit großer Wärme. „Ihr seid die erste von meinem eigenen Stand, die glaubt, ich sei denen dort droben von Nutzen, und ich danke Euch von ganzem Herzen. Gewiß, gewiß, ich werde — —"

Doch in dem Augenblick, wo er das Versprechen geben wollte, brach er jäh ab. Die Stimme blieb ihm im Halse stecken, seine Hände zuckten, und als die Pfarrerstochter verwundert ihre Augen auf sein Gesicht richtete, sah sie, daß alle seine Züge in heftiger Leidenschaft bebten. Er wandte sich ab, ging einmal durchs Zimmer, trat wieder zu ihr, beugte sich zu ihr nieder und sagte mit einer Stimme, die durch die große Erregung undeut=

lich war: „Ich werde zurücktreten, wenn ich es vermag. Und wenn ich es nicht vermag, dann ist Fräulein Maja Lisa daran schuld."

Der Schmied von Henriksberg

Ein einziges kleines Weilchen lang an diesem Tag dachte Maja Lisa nicht an die Stiefmutter, nämlich am Abend, als sie mit Pastor Liljecrona und allen den andern Hausbewohnern vor einem hellen Holzfeuer in der Wohnstube saßen und dem großen dunklen Schmied von Henriksberg zuhörten, der an einem der hohen Schränke lehnte und auf der Geige des Hausherrn spielte.

Es war sehr gemütlich hier, und Maja Lisa fing an zu verstehen, daß die Tante sich als Bauernfrau glücklich fühlen konnte. Wie außerordentlich behaglich war es, abends mit Mann und Gesinde ums Feuer zu sitzen, jedes mit seiner Arbeit beschäftigt und alle vergnügt und zum plaudern aufgelegt! Hier redeten Knecht und Hausherr und Hausfrau und Magd miteinander, als gäbe es keinen Unterschied zwischen ihnen. Ach, es war vielleicht gar kein Glück, wenn man sich als Herrschaft hochmütig über die Untergebenen zu erheben suchte! Erntete man jemals etwas anderes als Einsamkeit und Widerwärtigkeiten?

Wo fand sich sonst eine solche Sicherheit und Geborgenheit als in einem alten Bauernhof? Maja Lisa hätte gerne gesagt, man sei da der Erde näher als anderswo, man wohne da auf einem sicheren Grund und sei nicht so vielen Umwälzungen ausgesetzt.

Ach, wie viele Veränderungen, wie viele Gefahren gab es draußen in der Welt! Jetzt, während der dunkle Schmied spielte, fiel ihr wieder ein, was sie eben heute über den Verwalter auf Henriksberg gehört hatte, diesen Verwalter, der früher ein so großer Geigenkünstler gewesen war.

Pastor Liljecrona hatte ihr alles von seinem Bruder erzählt. Er hatte ja den ganzen Tag in Svansskog auf ihn gewartet, und deshalb hatten sie wohl so viel von ihm gesprochen.

Maja Lisa hatte die Genugtuung gehabt, daß der schöne Pfarrer, der sie zuerst nur wie eine Puppe betrachtete, von dem Augenblick an, wo sie ihn sozusagen überfallen und zu ihm gesagt hatte, er müsse in Finnerud bleiben und dürfe gar nicht an Sjösskoga denken, mit den andern kaum noch ein Wort gesprochen hatte.

Er mußte doch wohl bemerkt haben, daß sie auch ein Mensch war. Von da an hatte er sich nicht mehr die Mühe genommen, sie starr anzusehen; statt dessen hatte er den ganzen Nachmittag mit ihr gesprochen, und das war ein großer Genuß für sie gewesen. Der Pfarrer von Finnerud war ein liebenswürdiger, natürlicher und offenherziger Mensch. Sie hatte sich ebenso leicht mit ihm unterhalten können wie mit ihrem Vater daheim. Am Nachmittag war er mit ihr ins Freie gegangen, denn er konnte nicht stundenlang ununterbrochen im Zimmer sitzen. Sie waren dann auf der Landstraße hin und her gewandert und hatten von seinem Bruder gesprochen, bis die Dämmerung hereinbrach.

Die Liljecronas stammten gerade wie Maja Lisa aus einem alten Pfarrergeschlecht. Gerade wie Maja Lisa sich rühmen konnte, daß ihre Mutter, Großmutter und Urgroßmutter von derselben Gemeinde Pfarrfrauen gewesen waren, so konnte er sich rühmen, daß sein Vater, Großvater und Urgroßvater in ein und derselben Gemeinde als Pröpste einander gefolgt waren.

Wenn der Vater dieser Brüder länger am Leben geblieben wäre, hätte wohl Sven, der jüngste von ihnen, auch wie die andern studieren dürfen. Aber als die Mutter Witwe geworden war und eine Menge Kinder zu versorgen hatte, konnte sie die Studienkosten nicht aufbringen. Dagegen hatte ein alter Freund des Propstes Liljecrona, der Hüttenbesitzer Altringer auf Ekeby, angeboten, sich des Jungen anzunehmen unter der Bedingung, daß er ihn für das Hüttenwerk erziehen dürfe. Für dieses Anerbieten war die Mutter außerordentlich dankbar gewesen, und als Sven vierzehn Jahre alt war, wurde er nach Henriksberg geschickt, dem Hüttenwerk, das Altringer damals eben gekauft hatte. Auf Altringers Wunsch sollte der Junge den Hüttenbetrieb ganz von unten auf lernen, und der Anfang davon war, daß

er das Kontor auskehren, Kohlen herbeischleppen und den Pudel für alle Leute machen mußte.

Dies ging ununterbrochen so fort, bis er siebzehn Jahre alt war. Aber da geschah es eines Tages, daß einer der Hammerschmiede erkrankte. Man schickte nach dem Hüttenverwalter. Dieser begab sich ins Hüttenwerk hinüber, stellte sich an die Tür des kranken Schmieds, sah ihn eine Weile an und ging dann geradewegs ins Kontor, wo der Inspektor an seinem Pult saß und schrieb.

„Sie müssen die Verwaltung ein paar Tage übernehmen, Herr Inspektor," sagte der Verwalter. „Ich muß hinauf in den Finnenbezirk und Kohlen einkaufen."

Er machte sich gleich auf den Weg; der Inspektor aber dehnte sich behaglich auf dem Kontorsofa und dachte, es sei doch recht schön, für eine Weile der Herr im Haus zu sein. Aber es währte nicht lange, da wurde auch er ins Hüttenwerk gerufen. Jetzt war einer der Kleinschmiede in derselben Weise wie der Hammerschmied erkrankt. Der Inspektor begab sich sofort ins Hammerwerk, um nach dem Kranken zu sehen. Er stellte sich an dessen Tür, sah ihn eine Weile an und ging dann schnurstracks nach dem Wasserfall, wo der Lehrling meistens saß und Unkelejen fischte.

Er traf richtig Sven und sagte, er solle gleich mit ihm aufs Kontor kommen.

„Hör, Liljecrona," sagte er da, „der Verwalter ist fort, und ich bin nach Björnidet eingeladen. Du mußt das Hüttenwerk ein paar Tage versehen. Hier hast du die Schlüssel, und hier ist die Kasse. Du hast nichts weiter zu tun als aufzupassen, daß die Leute wie gewöhnlich arbeiten."

Damit stand er auf; der Lehrling aber setzte sich auf den Kontorstuhl, und es kam ihm großartig vor, daß er jetzt Herr auf Henriksberg sei.

Aber er hatte noch nicht lange so dagesessen, als ein Bote vom Hüttenwerk kam und meldete, den Kranken gehe es schlechter. Sven eilte ins Hüttenwerk hinunter und ging gleich in die Wohnung des Hammerschmieds; aber er blieb nicht an der Tür stehen wie die beiden andern, sondern trat zu dem Kranken, der ganz rot und aufgeschwollen dalag und schrecklich anzusehen war.

„Wißt Ihr, was Ihr für eine Krankheit habt?" fragte er den Schmied.

„Die Pocken sind's," antwortete dieser. „Geh nur gleich an den Schrank im Kontor, wo der Verwalter die Arzneimittel aufhebt, und gib uns Kampfer und saure Tropfen, wenn du überhaupt dazubleiben wagst und nicht eiligst auf und davon gehen willst wie die andern."

Aber Sven war geblieben, obgleich schließlich fast alle Leute im Hüttenwerk erkrankten. Verwalter und Inspektor ließen nichts von sich hören, im Umkreis von zehn Meilen war kein Arzt aufzutreiben. Sven und eine alte Haushälterin gingen umher und gossen den Kranken alle die Arzneien ein, die sie zur Hand hatten. Einige starben und einige genasen; aber die Seuche konnte ja nicht ewig andauern, schließlich hörte sie von selbst auf. Und dann kam alles wieder ins alte Geleise. Der Inspektor blieb fünf Monate fort und ließ sich's wohl sein. Der Verwalter kaufte ein halbes Jahr lang Kohlen auf, dann hielt er seinen Einzug im Hüttenwerk. Und nun durfte der Lehrling wieder das Kontor auskehren und Unkelejen in der Stromschnelle fischen, gerade wie vorher.

Aber wenn auch das Henriksberger Hüttenwerk noch so weltverlassen in der Wildnis lag, so wurde die Geschichte doch ruchbar und weitum bekannt. Und eines Tages kam Hüttenbesitzer Altringer angefahren. Er sagte kein Wort über die Sache, weder zum Verwalter noch zum Inspektor, sondern fragte nur, wie sich der junge Liljecrona anlasse. Der Hüttenverwalter stellte ihm ein ziemlich gutes Zeugnis aus und meinte, der Junge könnte mit der Zeit recht tüchtig im Hüttenberuf werden, wenn er nur mehr Interesse dafür zeigte. Er sei durchaus nicht unbrauchbar, aber ein Träumer, und er gehe oft umher, als ginge ihn der ganze Hüttenbetrieb gar nichts an.

Altringer verlangte nun Liljecrona selbst zu sprechen und sagte, er solle ins Kontor gerufen werden. Als Sven kam, stellte Altringer ihn vor sich hin, sah ihm fest in die Augen und fragte ihn, warum er nicht wie die andern davongegangen sei, so lange die Pockenseuche wütete.

Sven gab keine Antwort, wurde aber dunkelrot, wie wenn dies die schlimmste Frage wäre, die an ihn gestellt werden könnte.

„Hatte Er denn keine Angst?“

„Doch.“

„Meinte Er, Er habe die Verantwortung für das Hüttenwerk?“

„Ach nein!“

Aber schließlich brachte Altringer die Wahrheit doch aus ihm heraus. Sven war dageblieben, weil des Verwalters Geige im Kontor an der Wand hing. Da hatte er, so lange er allein war, jeden Tag darauf spielen können.

„Ach so, Er geigt also gerne?“ fragte Altringer. „Komm Er, wir wollen den Verwalter bitten, Ihm seine Geige noch einmal zu leihen, dann spielt Er mir etwas vor.“

O, davor hatte Sven keine Angst! Er stimmte die Saiten und geigte ein altes Liedchen, das er von den Schmieden gelernt hatte.

Altringer lachte zuerst, aber bald wurde er ernsthaft. Er fühlte, der Junge legte etwas in die Musik hinein, davon der alte Gassenhauer in einer ganz neuen Weise erklang.

„Hör' Er,“ sagte Altringer, „Er soll morgen mit mir kommen. Er soll nach Stockholm und Geigenspielen lernen.“

Maja Lisa fand die Geschichte wunderschön. Aber eines konnte sie nicht verstehen; und so fragte sie, ob es ihm denn in Stockholm nicht gefallen habe? Warum er denn jetzt wieder auf Henriksberg sei?

Doch, es sei ihm sehr gut dort gegangen, erwiderte Pastor Liljecrona. Fünf Jahre lang habe er in Stockholm studieren dürfen, dann sei er aber auch ein ganzer Künstler gewesen, wenigstens insofern, als ihn im Vaterlande niemand mehr etwas lehren konnte. Altringer sei zufrieden mit ihm gewesen und habe schon gedacht, er wolle ihn ins Ausland schicken, damit er später vor keinem andern zurückzustehen brauchte.

Aber vor drei Jahren sei Sven eines Tages ganz unerwartet nach Ekeby gekommen und habe Altringer gefragt, ob nicht auf einem seiner Hüttenwerke eine Inspektorstelle frei sei.

„Doch, das ist nicht unmöglich,“ sagte Altringer.

„Hat Er einen guten Freund, für den Er sie gerne haben möchte?"

Nein, Sven wollte für sich selbst darum bitten. Er sei ja jahrelang im Hüttenbetrieb gewesen und meine, eine Inspektorstelle ausfüllen zu können.

„Na, und die Musik?" fragte Altringer.

Mit der Musik sei es aus und vorbei. Er glaube nicht, daß er je wieder einen Bogen führen könne.

Nun sah sich Altringer den jungen Mann genauer an. Sven hatte immer etwas Trauriges in seinem Blick gehabt, aber jetzt war der ganze Mensch die verkörperte Melancholie.

„Ich sehe, daß Ihm etwas Trauriges widerfahren ist," sagte Altringer. „Sag Er mir, was es ist. Ich muß Ihm nämlich sagen, eben vorhin, als Er bei mir eintrat, hatte ich ausgerechnet, ob ich Ihn zu seiner weiteren Ausbildung ins Ausland schicken könnte."

Sven konnte kaum mit der Sprache heraus. Er biß sich auf die Lippe, während er sich alle Mühe gab, seine Stimme fest zu machen.

„Hat der Herr Altringer nicht gehört, wie es mir gegangen ist?"

Nein, antwortete Altringer, er habe nichts gehört, und Sven solle ihm erzählen, was geschehen sei.

Da erzählte Sven seine Geschichte: Auf einem großen Hof in Näset drunten war Tanzgesellschaft gewesen, und Sven war auch dabei. Aber es wurde nur auf einem sehr alten, verstimmten Klavier aufgespielt, und so kam kein rechtes Leben in den Tanz. Da nahm Sven seine Geige zur Hand, und dann wurde es bald anders. Die Jungen und die Alten tanzten nach Herzenslust, und so oft Sven aufhören wollte, klatschten sie in die Hände, stampften auf den Boden und riefen ihm zu, er müsse wieder anfangen. Aber es nahm ein schreckliches Ende. Eine von den Töchtern des Hauses hatte zu eifrig getanzt. Mitten im wildesten Tanz wurde sie plötzlich ganz schwer im Arm ihres Tänzers, und dann sank sie zu Boden und war tot.

Altringer sagte, er begreife wohl, daß dies schwer für Sven war, meinte aber doch, darum brauchte die Laufbahn eines jungen Mannes nicht zu Ende sein.

„Er muß darüber wegkommen, Sven," sagte er.

„Meiner Ansicht nach hat der, der mit ihr tanzte, die meiste Schuld."

„Ach nein," entgegnete Sven, „ich, ich hab' sie zum Tanzen gezwungen. Den ganzen Abend hab' ich nur für sie gespielt. Es war gar so schön, wenn sie tanzte. Sie war lebhaft und leicht wie eine Feuerflamme. Und sie tanzte nur für mich, wie ich auch nur für sie spielte."

Altringer zuckte die Achseln.

„Das sind nur Grillen, versteht Er. Es ist vielleicht nicht verwunderlich, daß Er jetzt, gleich nachher, so denkt, aber in der nächsten Woche schicke ich Ihn ins Ausland, dann wird es schon vorübergehen."

„Nein, Herr Altringer, es geht nicht vorüber. Wohin mich der Herr Hüttenbesitzer auch schicken mag, nie werde ich vergessen können, daß ich mit meinem Spiel einen Menschen in den Tod geschickt habe."

Altringer sah Sven noch einmal fest an und fragte: „Hat Er sie lieb gehabt?"

„Ja," antwortete Sven; „ich hatte an demselben Abend um sie gefreit."

Nun sagte Altringer kein Wort mehr davon, daß Sven ins Ausland reisen solle.

„Er soll jetzt so lange Verwalter auf Henriksberg bleiben, bis dies vergessen ist," entschied er. „Zwar glaube ich nicht, daß Er alles kann, was nötig ist, um die Stelle auszufüllen, aber Er wird es wohl lernen können, und überdies weiß ich ja, daß ich mich auf Ihn verlassen kann."

Auf diese Weise war es also zugegangen, daß Sven Liljecrona sein Geigenspiel aufgegeben und dafür Hüttenverwalter geworden war.

Maja Lisa hatte schweigend zugehört, ohne den Pfarrer ein einziges Mal zu unterbrechen. Ach, es kam ihr ganz merkwürdig vor, daß sie nun den bald sehen sollte, der so Trauriges erlebt hatte und der eine so tiefe Liebe dauernd bewahren konnte!

Eine ganze Weile brachte sie kein Wort heraus; dann aber wendete sie sich plötzlich an Pastor Liljecrona und fragte, ob sein Bruder dunkel sei.

„Ja, gewiß, schwarz wie die Nacht."

Gleich nachher fiel ihr ein, daß dies eine recht dumme

Frage gewesen war. Aber während Pastor Liljecrona von seinem Bruder sprach, hatte sie sich immerfort gefragt, ob er nicht vielleicht wie der große dunkle Schmied von Henriksberg aussehe? Hatte nicht dieser ebenso tieftraurige Augen gehabt? Sie konnte nicht sagen, warum, aber die beiden waren in ihren Gedanken zu einer Person zusammengeschmolzen.

Und auch jetzt, während der Schmied dort drüben am Schrank stand und eine lustige Polka spielte, wurde es ihr schwer, sich von dem Gedanken freizumachen, daß er nicht der sei, der alles, was ihr vorhin mitgeteilt worden war, durchgemacht hatte.

Er war an ihnen vorbeigefahren, als sie mit Pastor Liljecrona auf der Straße draußen spazieren ging, gerade als die Dämmerung richtig hereinbrach und sie vom Hineingehen gesprochen hatten. Der Schlitten war so rasch an ihnen vorübergeeilt, daß sie nicht erkennen konnten, wer darin saß. Pastor Liljecrona hatte geglaubt, es sei sein Bruder von Henriksberg, der sich endlich einstellte. Maja Lisa aber hatte gemeint, der schwarze Schmied sitze im Schlitten; sie hatte aber nichts gesagt.

Und ganz richtig! Als sie auf den Hof zurückkamen, stand der Hausherr auf der Treppe und berichtete, es sei ein Mann von Henriksberg gekommen mit dem Bescheid, der Verwalter könne seinen Bruder heute nicht mehr in Svansskog treffen. Statt dessen bringe er einen Brief. Ja, der Mann sei eben mit dem Pferd im Stall drüben, falls der Herr Pfarrer mit ihm sprechen wolle.

Pastor Liljecrona begab sich gleich nach dem Stall, und Maja Lisa ging zur Tante in die Wohnstube. Diese saß schon mit ihren Mägden vor einem großen Holzfeuer an ihrem Spinnrädchen. Maja Lisa setzte sich neben die Tante und reichte ihr die Wollkämme. Gleich darauf kamen der Hausherr und die Knechte mit ihren Arbeiten, und der Kreis ums Feuer erweiterte sich. Ganz zuletzt trat Pastor Liljecrona herein und mit ihm der Schmied. Sie wollten noch an diesem Abend miteinander nach Henriksberg fahren, aber das Pferd mußte erst ausruhen. Der schöne Pfarrer setzte sich so dicht neben Maja Lisa, als es anging, der Schmied aber ließ sich im dunkelsten Winkel, möglichst weit entfernt von den andern, nieder.

Und nun ging die Unterhaltung lebhaft im Kreise; das Lachen und Schwatzen und Geschichtenerzählen nahm kein Ende, bis Tante Margreta sich an den Schmied wendete und ihn fragte, ob er ihnen nicht ein paar von seinen Liedern spielen wolle. Sie habe gehört, er könne gut geigen.

Er hatte sich nicht sehr lange gesträubt. Der Hausherr hatte ihm seine schrille Geige gegeben, und nun stand er dort drüben und spielte Polkas und alte Reigen, weder besser noch schlechter wie ein gewöhnlicher Spielmann vom Lande.

Maja Lisa konnte sich nicht helfen, sie fühlte sich etwas enttäuscht. Das kam daher, daß sie von einem Traum befangen war und Einbildung von der Wirklichkeit nicht recht unterscheiden konnte. Den ganzen Abend mußte sie immerfort an den denken, der seine Braut vom Leben zum Tod gespielt hatte, und immer tauchte er in der Gestalt des Schmieds vor ihr auf. Und so hatte sie ganz sicher erwartet, auch dieser werde eine so große, gefährliche Macht in seinem Bogen haben, daß er die Menschen aus dem Leben in den Tod geigen könnte.

Nein, sie konnte sich nicht von dem Traum freimachen; wieder und wieder ertappte sie sich darauf, daß sie nach dem Schmied hinüberschaute und sich fragte, ob er nie und nimmer an jemand anders denke, als nur an sie allein, die er verloren hatte.

Der Schmied hatte den steifen, dicht anliegenden Fuhrmannspelz abgeworfen, um die Arme besser bewegen zu können, und jetzt, bei einem von diesen kurzen Blicken, die Maja Lisa auf ihn warf, sah sie, daß an seiner Uhrkette, die ihm aus der Tasche heraushing, eine große glänzende Silbermünze befestigt war.

Maja Lisa fuhr leicht zusammen. War dies der Speziestaler, den sie ihm geschickt hatte? Ein Schmied war doch meistens arm. Wie kam es denn, daß dieser eine Uhr besaß? Hatte vielleicht der Verwalter sie ihm geschenkt? Und selbst wenn es so war, wie konnte er einen Speziestaler ganz nutzlos an seiner Uhrkette baumeln lassen? Er war doch wohl kein — —

Maja Lisa erstaunte über sich selbst, ja sie wunderte sich, daß sie ruhig sitzen blieb und nicht aufsprang und

laut verkündigte, nun verstehe sie plötzlich, wie alles zusammenhänge.

Er war es selbst! Sven Liljecrona war's! Er, der seiner Liebsten jenen Todestanz gespielt hatte, er stand dort drüben! In einem einzigen Augenblick ward sie ihrer Sache so ganz sicher und gar gewiß, daß sie gleich zu ihm hätte treten und sagen können, er solle sich nicht länger verstellen, sie wisse, wer er sei.

Aber warum war er vor ein paar Wochen in der einfachen Tracht eines Vorarbeiters vom Hüttenwerk nach Loby gekommen? Darüber konnte sie sich nicht recht klar werden. Vielleicht weil ihm diese Kleidung am bequemsten dünkte, wenn er auf einen Bauernhof fuhr! Und da ihn niemand erkannte, sondern alle ihn für einen Schmied hielten, hatte er sie eben bei dem Glauben gelassen; vielleicht hatte er sich auch gescheut, ihnen zu sagen, wer er sei, als er da mitten in die Hochzeitsfeier hineingeraten war.

Maja Lisa hörte auf, der Tante die Wollkämme zu reichen, und bedeckte die Augen mit der Hand. Warum hatte er sich auch heute so verkleidet?

Sie brauchte nicht lange zu grübeln. Gleich stand alles deutlich vor ihr. Jetzt wollte er etwas. Diesmal hatte er eine bestimmte Absicht. Er wünschte, daß sie und sein Bruder — —

Ach, das war gar so schön, und es war höchst wundersam! Nun begriff sie: er hatte gewollt, sie und Pastor Liljecrona sollten sich sehen und sprechen. Ja, so mußte es sein! Als ihm gestern abend der Speziestaler von ihr gegeben worden war, hatte er den Skiläufer zu seinem Bruder geschickt, um ihn nach Svansskog zu locken. Hier hatte er ihn dann den ganzen Tag auf sich warten lassen, und als er am späten Abend eintraf, kam er in dieser Tracht. Er wollte nichts vorstellen. Nein, sie sollte an niemand denken als an den Bruder.

Und jetzt stand er dort drüben und spielte Bauerntänze auf Bauernweise, um die Bauersleute zu erfreuen. Er hatte ja einst gesagt, er könne nie wieder einen Bogen führen, aber dies betrachtete er natürlich gar nicht als Geigenspiel.

Es war nicht der Verstand, der Maja Lisa dies alles

sagte. Nein, das Gefühl war's, mit diesem konnte sie alle seine Gedanken erraten. Und sie wußte nicht, ob sie über ihn lachen oder weinen sollte.

Eines war sicher, sie mußte ihm gefallen haben, wenn er diese Zusammenkunft mit seinem Bruder ins Werk gesetzt hatte. Oder hatte sie ihm nur leid getan, weil es ihr daheim so schlecht ging? Hatte er ihr einen guten, klugen Freund verschaffen wollen, der sie von aller Bedrängnis fortführen könnte?

Ja, ja, er selbst hatte seinen großen Kummer. Den konnte er nie überwinden. Seine Liebste war tot, und er würde sie nie vergessen. Maja Lisa war für ihn nur ein armes Mädchen, die, als er mit ihr zusammengetroffen war, im Ofenwinkel gesessen und geweint hatte, und der er nun zu Ehre und Glück verhelfen wollte.

Maja Lisa mußte den Kopf aufrichten und die andern ansehen. Denn wirklich, war sie nicht auf dem Punkt, in Tränen auszubrechen, als sie bedachte, daß er für sich selbst gar nichts mehr vom Leben verlangte!

Aber gerade da, als sie die Augen aufschlug, als ihre Gedanken am eifrigsten arbeiteten und ihr Herz von Schmerz und Freude zugleich erfüllt war, als sie weit, weit weg war von allem, was ihr an andern Tagen Not bereitete, wurde wieder nach der Klinke gefaßt, und jemand steckte den Kopf zur Tür herein.

Maja Lisa starrte der Eintretenden entgegen, als sei es eine ganz unbekannte Person, und sie ging auch nicht auf sie zu. Tante Margrete schob den Spinnrocken zurück und stand auf, aber Maja Lisa blieb unbeweglich sitzen und konnte nicht aus ihren Träumen erwachen. Sie begriff auch kaum, wer eigentlich gekommen war, als sie den Gast mit rauher Stimme sagen hörte, sie habe den langen Bengt begleitet, Maja Lisa abzuholen, und als die Tante antwortete, die Frau Pfarrer werde es doch nicht so eilig haben, daß sie nicht ablegen und zu Abend mit ihnen essen könnte, ehe sie wieder heimfahre.

Die neue Pfarrfrau auf Lövdala hatte die Gewohnheit, durch alle Leute Botensendungen und kleine Aufträge besorgen zu lassen. Wenn irgend jemand am Pfarrhaus vorüberkam, einerlei ob Bauer oder Herr, stets stand die Pfarrfrau auf der Küchentreppe und winkte und rief, bis er anhielt. Dann mußte Maja Lisa oder die Kleine eiligst auf die Straße hinauslaufen und die Vorüberfahrenden bitten, doch so freundlich zu sein, ein Pfund Butter mitzunehmen, das Frau Raclitz dem Hauptmann auf Berga verkaufen wollte, oder einen Weberkamm, den sie von der alten Frau Moreus entlehnt hatte.

Bisweilen gab sie ihnen sogar Sachen mit, die schwer und groß und umständlich zu besorgen waren, und bald waren die Leute in steter Angst, wenn ihr Weg sie an Lövdala vorbeiführte. Es war ihnen unangenehm, der Pfarrfrau ihre Bitte abzuschlagen, aber ganz unmöglich war es, vorbeizukommen, ohne daß sie einen sah.

Nun, jedenfalls hatte sie ein ganz besonderes Talent, die Leute dazu zu bringen, Besorgungen für sie zu machen.

Ja selbst ein solcher Tunichtgut wie der schöne Örneclou mußte ihr notgedrungen einmal einen Gefallen tun.

Es sah indes zuerst nicht danach aus, als sollte zwischen dem Fähnrich und der Pfarrfrau große Freundschaft entstehen, als er in der letzten Januarwoche auf Lövdala eintraf. Er pflegte immer um diese Zeit zu kommen und dann acht bis vierzehn Tage zu bleiben. Aber gleich bei seiner Ankunft sagte die Pfarrfrau, sie werde es schon so einrichten, daß dieser Tagdieb nicht alt auf dem Hofe werde. Er war gerade in die strengen Arbeitstage nach den vielen Weihnachtsfestlichkeiten hineingekommen, und jetzt wollte sie keinen Gast im Hause haben, den man bedienen mußte.

Und dann mußte man ja nicht Örneclou allein aufnehmen, sondern auch noch sein Pferd; denn so arm er auch war, mit einem eigenen Pferd kam er doch angefahren. Und das Pferd mußte sein Futter und seine Wartung haben, gerade wie sein Herr.

Die Pfarrfrau tat alles, was sie konnte, um es Örneclou recht ungemütlich zu machen. Zum ersten ließ sie

das Zimmermädchen den schweren Reisesack, worin er seine Brennscheren und Perücken verwahrte, in das geringere Gastzimmer tragen. Orneclou war gewöhnt, in dem guten Gastzimmer zu wohnen, wo es eine Feuerstelle und ein Himmelbett mit feinen Daunenkissen und Federpolstern gab; aber er hatte niemals so befriedigt ausgesehen, wenn er dort eingetreten war, als jetzt, wo er nur in das geringere geführt wurde.

Ei, hier habe er von jeher schlafen wollen! sagte er. Dies sei ja das Zimmer, das man im Pfarrhaus das „Nachtquartier" nenne, weil jeder beliebige Mensch, der daherkomme und um ein Nachtlager bitte, darin aufgenommen werde. Hier könne er fast sicher sein, in später Nacht noch Gesellschaft zu bekommen, er schlafe ohnedies schlecht, da brauche er jemand, mit dem er sich unterhalten könne. Und in dem großen Himmelbett im Gastzimmer sei es immer gleich so dumpfig, da liege er viel lieber hier in der schmalen Bettstelle auf Stroh.

Das allerbeste sei aber doch, daß weder Feuerstelle noch Ofen vorhanden sei, sondern daß das Zimmer seine Wärme von dem großen Kamin bekomme, der von der Küche heraufführe und beinahe die halbe Stube einnehme. Wie schön: kein Rauch und kein Ruß, nur eine gleichmäßige, behagliche Wärme den ganzen Tag hindurch!

Und eine solide, prächtige Einrichtung habe er hier auch mit dem unangestrichenen Tisch und den ungepolsterten Stühlen. Da könne er durchaus nichts verderben, wenn er seine Perücke brenne, oder sich den Schnurrbart färbe.

In dieser Weise fuhr er fort, solange sich das Zimmermädchen in der Stube befand. Welches Gesicht er aber machte, als sie gegangen war, das kann niemand wissen. Es war ein kalter Tag, und es war gewiß nicht sehr warm in dem ungeheizten Zimmer, während er sich umzog und sich fein machte. Aber seine Wangen schimmerten im schönsten Rosenrot und seine Augenbrauen waren prächtig gemalt, als er zum Mittagessen herunterkam; kein Mensch konnte sehen, daß er das Kunstwerk mit vor Kälte steifen Fingern hatte ausführen müssen.

Die Pfarrfrau wußte eines recht gut: es gab keinen größeren Feinschmecker als Orneclou. Nicht genug damit,

10*

daß er immer etwas Gutes essen wollte, nein, er legte auch großen Wert darauf, das Essen in einem schönen Zimmer einzunehmen und es auf feinem Damast und blankem Silber serviert zu bekommen.

In früheren Zeiten, darüber hegte die Pfarrfrau durchaus keinen Zweifel, war während seiner Anwesenheit im Saal gegessen worden, und man hatte ihm aufgetischt, was das Haus vermochte; aber jetzt, wo sie seinem Besuch sobald ein Ende machen wollte, deckte sie in der Küchenkammer auf richtige Werktagsweise und bot ihm nichts als Blutklöße und Kohlsuppe an.

Örneclou war in seiner allerliebenswürdigsten Laune und sagte dem Pfarrer eine Schmeichelei um die andere darüber, daß er so klug gewesen sei, sich wieder zu verheiraten. Wenn man bedenke, wie gut es der alte Propst in Sjöskoga, der so viele Jahre lang Witwer gewesen war, hätte haben können! Als er, der Fähnrich, ihn zum letztenmal besuchte, sei im Eßzimmer der Boden nicht gefegt gewesen, und sie hatten in einem der Schlafzimmer essen müssen. Kein einziges reines Tischtuch habe es gegeben, sondern alle voller Flecken, und die Mägde seien zu faul gewesen, jeden Tag zu kochen; die Kohlsuppe vom Sonntag sei jeden Tag wieder aufmarschiert, und sie hätten noch froh sein müssen, wenn sie recht lange reichte.

Da habe es sich sein alter Freund und Bruder auf Lövdala ganz anders gut eingerichtet. Eine so tüchtige Hausfrau, wie seine Gattin, könnte man weit suchen. Überall habe man ihm ihr Lob gesungen, und er sei mit großen Erwartungen aller der Leckerbissen, die er diesmal zu schmecken bekommen werde, hergereist. Und außerdem, wie gut sei es doch für Maja Lisa, daß sie nun lernen könne, wie ein Tisch gedeckt und wie die Speisen angerichtet und aufgetragen werden sollten, und zwar von jemand, der so gut wisse, wie es in feinen Häusern zugehe.

Der schöne Örneclou hatte ein besonderes Talent, Bosheiten zu sagen, und sie trafen meist auch ins Schwarze; aber Anna Maria Raclitz gehörte nicht zu denen, die sich ein paar Stichelreden zu Herzen nahmen, sondern sie sagte mit ihrer rauhen Stimme:

Wenn es dem Herrn Fähnrich bei diesem Witwer nicht gefallen habe, dann hätte er ja leicht abreisen können.

Da merkte Örneclou, daß er, wenn er nicht eine andere Taktik einschlug, weder im Saal speisen noch in dem guten Gastzimmer schlafen durfte.

Am liebsten wäre er gleich wieder abgereist; aber da war noch etwas anderes im Spiel! Ein Frauenzimmer wollte ihn verjagen, das war doch merkwürdig! In seinem ganzen Leben war ihm das noch nicht vorgekommen, und darein konnte er sich nun und nimmer finden!

Er war allerdings bald mitten in den Vierzigern, aber doch immer noch ein schöner Mann, dem bis jetzt kein weibliches Wesen hatte widerstehen können.

Und der Fähnrich blieb da. Ein paar Stunden saß er mit dem Pfarrer am Brettspiel, und als dieser in der Dämmerung hinausging, um mit dem langen Bengt etwas Landwirtschaftliches zu besprechen, ging der Fähnrich in den Saal und unterhielt sich mit der Pfarrfrau.

Frau Raclitz saß kerzengerade auf einem Stuhl am Fenster und benützte das letzte Restchen Tageslicht, ein Paar Strümpfe fertig zu stopfen.

Örneclou machte nun einen Versuch, die Festung zu stürmen. Er sagte, er fühle, daß er alt werde, aber mit den Jahren sei er doch allmählich klüger geworden. Die jungen Mädchen seien alle miteinander unbeständig und flatterhaft. Er wolle nun mit diesem Schmetterlingsgegaukel aufhören, und deshalb möchte er die Frau Base fragen — er hoffe doch, er dürfe als alter Freund Base zu ihr sagen —, ob sie wohl eine etwas ältere Dame kenne, ja natürlich, zu alt sollte sie auch nicht sein, aber doch einige zwanzig, die gesetzt und häuslich wäre und sich um so einen armen Kerl, wie er einer sei, annehmen würde?

Die Pfarrfrau saß unbeweglich da. In dem trüben Dämmerlicht war nicht zu erkennen, was für ein Gesicht sie machte. Aber Örneclou glaubte doch zu bemerken, daß sich ihre schmalen Lippen ein wenig verzogen. Sollte sie sich am Ende über ihn lustig machen?

Ei, das war ja eine ganz gefährliche Person, die Lyselius da geheiratet hatte! Örneclou wußte doch bestimmt,

wenn man eine ältere Dame für sich einnehmen wollte, gab es kein sichereres Mittel, als daß man sie für seine Heiratspläne zu interessieren suchte.

Noch nie in seinem Leben hatte Örneclou mit einem Frauenzimmer von anderem gesprochen als von Liebe und Heirat. Es fiel ihm absolut nichts anderes ein, wovon er mit ihnen reden könnte. Deshalb fing er nun noch einmal von derselben Sache an, nur daß er jetzt gerade das Gegenteil von dem sagte, was er vorher vorgebracht hatte.

„Ich sehe schon," fuhr er fort, „Ihr, liebe Frau Base, habt so viel von mir gehört, daß Ihr nicht glaubt, ich werde mit einer Gattin zufrieden sein, die nicht schön und auch nicht mehr ganz jung wäre.

Aber das dürft Ihr mir doch zutrauen, daß ich möchte, sie solle neben diesen anderen guten Qualitäten auch klug und verständig sein. Und ich denke, Maja Lisa Lyselius wäre jetzt, seit sie unter der Leitung der Frau Base steht..."

Hier hielt Örneclou vorsichtigerweise inne, um herauszubringen, ob er weitergehen dürfe, oder ob er etwas Ungeschicktes gesagt habe. Die Dämmerung senkte sich immer tiefer herab, und es fiel ihm immer schwerer, die Gesichtszüge der ungeselligen Person, die da vor ihm saß, zu unterscheiden.

Aber eigentlich sah es aus, als ob die Pfarrfrau verstohlen lächelte.

„Ich weiß wohl, Maja Lisa soll natürlich einen Pfarrer heiraten und hier auf Lövdala wohnen und regieren," fuhr Örneclou fort. „Und dafür spricht ja auch vieles. Lyselius wird ihr schon einen frischen, prächtigen Mann aussuchen, der mehr versteht, als auf einer Kanzel zu stehen, und der die Landwirtschaft ebensogut betreiben kann wie er selbst. So einer wie ich würde alle Augenblicke seine Schwiegermutter um Hilfe bitten müssen, und das würde ihr wohl beschwerlich sein.

Ihr, Frau Base, möchtet wohl am liebsten, wenn Ihr Witwe werdet — und es ist ja betrüblich, in Parenthese gesagt, wie Lyselius im letzten Jahr abgenommen hat —, wie Frau Beata Spaak ruhig in Eurem Stübchen sitzen und Euch um nichts mehr kümmern."

Die Pfarrfrau saß noch wie vorher bolzgerade da und zog die Nadel heraus und hinein. Aber jetzt wendete sie sich dem Fenster zu, um besser zu sehen, und da sah Örneclou, daß sie tatsächlich lachte.

Nun fing er an zu glauben, sie sei gegen jeden Angriff gefeit. Er stand auf, um in sein Zimmer hinaufzugehen und seine Perücken zu locken oder seine Busenkrause zu tollen, was er meistens tat, wenn er schlechter Laune war.

Doch jetzt wendete sich die Pfarrfrau an ihn und stellte ihm auch eine Frage.

„Da Ihr, Herr Fähnrich, überall herumkommt, kennt Ihr wohl auch diesen Liljecrona, der Pfarrer in Finnerud ist?"

Der Fähnrich erschrak. Was er vorhin vom Heiraten gesagt hatte, schien doch Eindruck auf sie gemacht zu haben. Vielleicht war Liljecrona als Schwiegersohn ausersehen, und jetzt hatten am Ende seine Worte den Gedanken in ihr erweckt, er sei nicht so ganz geeignet dazu.

„Olle Liljecrona!" sagte er. „Gewiß kenne ich ihn. Ich bin sogar wiederholt bei ihm in Finnmarken gewesen. Das ist wirklich ein prächtiger Mensch, der alles versteht. Er hat ja sogar die Männer und Weiber da droben in allen möglichen nützlichen Beschäftigungen unterrichtet."

„Ich möchte sehr gerne wissen, ob er nicht ein Auge auf unsere Maja Lisa geworfen hat," fuhr die Pfarrfrau ganz offenherzig fort, „und man hört ja auch nichts als Gutes über ihn."

Sie tat nur mütterlich interessiert; aber Örneclou meinte doch aus ihrem Tone etwas herauszuhören, das darauf deutete, daß sie nichts dagegen hätte, wenn sie irgendeine Klatscherei über den Freier erfahren könnte.

„Ach, Ihr, Frau Base, seid doch wohl verständig genug, Nachsicht mit der Jugend zu haben," sagte Örneclou. „Man muß bedenken, wie einsam er es da droben unter den Finnen hat. Ich selbst bin immer der letzte, der in solchen Fällen einen Stein aufhebt. Aber leugnen läßt es sich allerdings nicht, daß Liljecrona seit Jahren ein Verhältnis in Finnerud hat. Doch kann das sehr leicht in Ordnung gebracht werden, ohne daß Maja Lisa auch nur das geringste davon erfährt."

Die Dunkelheit hatte die Pfarrfrau endlich gezwungen, das Stopfen aufzugeben. Aber sie zündete deshalb kein Licht an, sondern griff nach einem Strickzeug, an dem sie, auch ohne die Augen zu gebrauchen, weiterarbeiten konnte. Die Nadeln bewegten sich still und gleichmäßig, aber als der junge Örneclou sagte, der Pfarrer habe ein Verhältnis, da klirrten sie in ihren Händen.

Und die Stimme der Pfarrfrau klang auch ganz verändert, als sie entgegnete:

„Was sagt Ihr da, Fähnrich? Es ist doch wohl nicht möglich, daß ein Pfarrer... Wie kann der Bischof...“

„Ach, Frau Base, Ihr wißt nicht, wie entlegen Finnerud ist. Und ich glaube sicher, daß außer mir niemand irgend etwas von der Sache weiß, nicht einmal seine nächsten Verwandten. Ich selbst bin auch nur durch einen reinen Zufall der Sache auf die Spur gekommen. Auch habe ich selbstverständlich gegen jedermann darüber geschwiegen und hätte auch jetzt nichts gesagt, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte, einer zärtlichen, fürsorglichen Mutter meine Bedenken mitzuteilen.“

Wieder klirrten die Stricknadeln heftig gegeneinander, und die Pfarrfrau sagte: „Es ist vielleicht gar nicht wahr. Heutigentags werden alle Menschen verleumdet.

Örneclou räusperte sich, und dann begann er:

„Ihr zwinget mich, Euch mehr zu verraten, als ich möchte. Aber wie gesagt, ich halte es für meine Pflicht, der Frau Base einen klaren Einblick in die Sache zu geben. Ich versichere Euch, bis zu meinem letzten Besuch vor Weihnachten hatte ich keine Ahnung, wie es bei Liljecrona bestellt war. Er war nicht daheim, als ich ankam, aber seine Haushälterin empfing mich aufs beste und bat mich, die Heimkehr des Hausherrn abzuwarten. Na, es dauerte recht lange, bis er kam, und unterdessen ließ ich mich mit der Frau in ein Gespräch ein. Wißt Ihr, sie ist in ihrer Art eine vortreffliche Person. Nicht von finnischer Herkunft, sondern aus dem Schwedengau, wie sie da droben sagen, und wirklich überraschend tüchtig. Voller Bewunderung habe ich den unermüdlichen Eifer gesehen, mit dem sie dem armen Liljecrona das Leben in dem Finnendorf erträglich gemacht hat.

Nun, wir sitzen also beisammen und reden von dem

und jenem. Nicht wahr, Ihr versteht, sie kommt nicht von besseren Leuten, ist eigentlich nur ein Bauernmädchen, aber doch recht verständig in allem, was sie sagt. Wir haben indes noch nicht viele Worte gewechselt, als ich merke, daß sie etwas bedrückt. Ich spreche ihr freundlich zu — Ihr wißt, ich verstehe mich ein wenig auf Frauenzimmer —, sie faßt Vertrauen zu mir. Da fragt sie mich geradeheraus, ob ich meine, daß Liljecrona das große Pastorat bekommen werde. Er hätte ihr versprochen, ja schon vor acht Jahren, als er zuerst da hinaufkam, sie zu heiraten, sobald er eine bessere Stelle erhalte. Nun aber habe sie große Angst, weil dieses Sjöskoga gar so großartig sei. Wenn jetzt nur Liljecrona nicht denke, sie sei zur Pröpstin nicht fein genug.

Ihr versteht, sie war ganz verzweifelt. Ich gab mir alle Mühe, sie zu beruhigen, so gut ich konnte, und versprach ihr auch, Liljecrona betreffs seiner Pläne auf den Zahn zu fühlen. Am nächsten Tag sagte ich Liljecrona geradeheraus, daß ich das Verhältnis durchschaut hätte, und fragte ihn, warum er denn eigentlich die Verbindung nicht rechtskräftig mache. Da sagte er ganz offen, dazu sei er zu arm. Wenn er seine Magd, wie er sich ausdrückte, heirate, dann werde sie ja die Frau, und dann müsse er sich zu ihrer Bedienung eine andere Magd halten. ‚Denn dessen kannst du versichert sein,‘ sagte er, ‚dann melkt sie keine Kühe mehr und hilft auch Pekka nicht mehr auf dem Acker. Selbstverständlich werde ich sie heiraten, sobald ich die Mittel dazu habe.‘ Ich erwiderte: wenn er nun nach Sjöskoga komme... ‚Ach, Sjöskoga,‘ versetzte er, ‚das will ich gar nicht haben. Ich habe im Sinn, zurückzutreten‘.“

Örneclou schwieg. Er konnte die Pfarrfrau in der Dunkelheit kaum noch unterscheiden und hörte auch die Stricknadeln nicht mehr klirren. Es wurde ihm beinahe unheimlich zumut. Vielleicht hatte er sich hier, wenn auch nicht ein Verbrechen, doch immerhin eine sehr große Unvorsichtigkeit zuschulden kommen lassen.

„Jetzt habe ich der Frau Base alles gesagt, was ich weiß,“ begann er wieder. „Und ich möchte Euch bitten, Euch nicht allzu viele Gedanken darüber zu machen. Es gibt jedenfalls im ganzen Sprengel keinen ausgezeich-

neteren jungen Geistlichen als Liljecrona. Bedenket, was das heißen will, sich in dem Maße für arme Finnenbauern aufzuopfern! Mit seinen Gaben volle elf Jahre in einer Armut zu leben, wie er es getan hat! Ich möchte sagen, er ist ein Held, gerade wie der Korsikaner, von dem man in jetziger Zeit so viel Wesens macht."

Das Schweigen dauerte weiter, und dem Fähnrich wurde es immer unbehaglicher zumut. Schon fing er wieder an, Liljecronas Lob zu singen, als die Pfarrfrau von ihrem Platz aufstand und mit einer Stimme, die einen ganz anderen Klang hatte, als während des vorausgegangenen Gesprächs, sagte:

„Ich höre Lyselius kommen. Geht nun zu ihm hinein, Örneclou, und unterhaltet Euch mit ihm, anstatt hier bei mir in der Dunkelheit zu sitzen. Er freut sich sicher auf ein Plauderstündchen unter vier Augen mit einem so guten alten Freund, wie Ihr seid."

Und von da an war die Pfarrfrau wie ein umgewendeter Handschuh. Örneclou durfte im Saal essen, er durfte im besten Gastzimmer schlafen, und es wurden ihm so gute Gerichte aufgetischt, wie bisher nicht einmal der Pfarrer bekommen hatte.

Örneclou war indes gar nicht so sehr überrascht. Er wußte ja von alters her, daß ihm kein Frauenzimmer widerstehen konnte, wenn er sich so viele Mühe gab, wie er bei der alten Raclitz aufgewendet hatte. Aber so ganz verständlich war ihm die Sache doch nicht, und es war immer noch etwas Sonderbares daran, bis er sich schließlich herausgeklügelt hatte, daß sie sich sicherlich seinen Antrag überlegt und nun die Absicht hatte, ihn zum Schwiegersohn zu erwählen.

Na ja, Örneclou hatte sich nicht so viel bei dieser Freierei gedacht. Aber warum nicht? Es wäre gar nicht so übel, wenn er Maja Lisa bekäme. Und daß er sie bekommen konnte, war klar wie der Tag. Die Schwiegermutter war außerordentlich freundlich gegen ihn und wußte gar nicht, was sie ihm alles zulieb tun sollte.

Aber ehe er sich ernstlich band, wollte er doch noch eine Reise durch Wermland machen und alle die guten alten Plätze aufsuchen, wo er seither Gastfreundschaft genossen hatte. Wenn er einmal verheiratet war und Frau

und Hof hatte, mußte er natürlich daheimbleiben. Er konnte sich deshalb auch diesmal gar nicht so lange in Lövdala aufhalten, wie er sonst zu tun pflegte, sondern mußte abreisen, je früher desto besser. Natürlich nur, um desto schneller wieder zurückzukehren.

Als er darum an einem der nächsten Morgen erklärte, er müsse abreisen, sah er der Pfarrfrau und auch der Pfarrerstochter wohl an, wie leid es ihnen tat. Sie wollten ihn zum Bleiben überreden, aber er war unerschütterlich. Vor Abend müsse er ganz notwendig in Karlstadt sein.

Natürlich sagte er nicht geradeheraus, daß er nur abreise, um bald wiederzukommen und der Herr auf dem Hofe zu werden; aber dies alles lag unter der Decke. Die Pfarrfrau, die offenbar ein ganz ungewöhnliches Frauenzimmer war, verstand sicher, was es bedeutete.

Und schon ehe er abgefahren war, fühlte er das Heimweh in sein Herz hineinschleichen. Ja, hier würde er gewiß glücklich sein!

Als er eben dabei war, seinen Pelzmantel anzuziehen, trat die Pfarrfrau zu ihm und fragte, ob er ihr wohl einen Gefallen tun würde. Die gnädige Frau auf Lökene hätte einen Hahn bei ihr bestellt, und nun möchte sie fragen, ob es ihm nicht zuviel sei, wenn sie ihm das Tier mitgebe? Wenn er doch nach Karlstadt fahre, komme er ja direkt an Lökene vorbei.

Der Fähnrich willigte gleich mit Freuden ein. Zum ersten konnte er der künftigen Schwiegermutter einen Gefallen tun. Und zum zweiten bekam er dadurch Gelegenheit, sich in Lökene zu zeigen und sich dort an einer Mahlzeit gütlich zu tun.

Aber als der Fähnrich einwilligte, wußte er natürlich nicht, daß der Hahn, den er mitnehmen sollte, lebend war.

Und da der Fähnrich in einem erbärmlichen kleinen Schlitten fuhr, so konnte er es nicht anders einrichten, als die Kiste mit dem Hahn auf den Sitz zu stellen und sich selbst hinten auf den kleinen Bock zu setzen.

Aber er behielt bis zuletzt seine gute Miene bei. Es galt ja, der alten Raclitz zu zeigen, daß sie keinen artigeren und nachgiebigeren Schwiegersohn bekommen könnte.

Als der Fähnrich abfuhr, herrschte wunderschönes helles Januarwetter. Die Sonne schien so warm wie sonst Ende März, und von Kälte war gar keine Rede.

Örneclou hatte das Gefühl, als sei er seit seiner Ankunft am gestrigen Tage ein ganz anderer Mensch geworden. Lövdala und Maja Lisa! Besitzen und regieren! Ein eigenes Heim haben und seine Freunde bei sich sehen, so oft er nur wollte! Das war etwas anderes, als das ganze Jahr hindurch von Hof zu Hof zu reisen und nie sicher zu sein, wie man aufgenommen wurde, wenn man an der Freitreppe eines Herrenhofs vorfuhr.

Der Weg war gut; es ging rasch vorwärts, und Örneclou war bald in Loby. Hier kam ihm ein alter Bauer mit einem Heuwagen entgegen. Das war gewiß Björn Hindriksson selbst.

„Dieser Björn Hindriksson ist sicher ein prächtiger Mensch," sagte Örneclou vor sich hin, indem er das Pferd anhielt, um ein paar Worte mit ihm zu reden. Björn Hindriksson war ja der Nachbar von Lövdala, und wenn Örneclou nun doch bald der Herr dort wurde, lohnte es sich, ihn zum Freund zu haben.

Aber zum Kuckuck! Was krähte ihm denn da in die Ohren, gerade als er anhielt? Beinahe wäre er vor Schrecken von dem schmalen Kutschersitz heruntergefallen. Den Hahn hatte er ja ganz und gar vergessen gehabt.

Örneclous Fingal machte keine Bewegung. Der war bei so vielem dabeigewesen, daß ihn nichts mehr erschrecken konnte. Aber Björn Hindrikssons Brauner war gegen Überraschungen nicht so abgehärtet. Er ging durch, der Wagen fiel um, und die ganze Heulast lag in dem Straßengraben.

Das war wahrlich nicht die richtige Art, eine freundliche Nachbarschaft einzuweihen. In seinem Ärger knallte Örneclou seinem Fingal die Peitsche um die Ohren, und sobald der Schlitten wieder in Gang kam, verstummte der Hahn.

Wieder ging es rasch den Weg entlang, und wieder beschäftigten sich Örneclous Gedanken mit Maja Lisa. Sie war schön, sie war erst siebzehn Jahre alt, und halb Lövdala war ihr Eigentum! Ja, so einer wie er, Örneclou, gehörte her, um noch so ein großes Glück zu ge=

winnen, jetzt, wo er nicht mehr in seiner ersten Jugend stand!

Nun tauchte in der Ferne wieder etwas vor ihm auf. Diesmal ein Herr und eine Dame zu Pferd. Das konnte wohl kaum jemand anders sein als die Gräfin Dohna, die einen Ausritt machte.

Eine großartige Dame, diese Wittib auf Borg! Es war immer ein Vergnügen, einer Reiterin zu begegnen, die so gut zu Pferd saß. Nur schade, daß sie beständig diesen kleinen schwarzbraunen Emigranten mit sich führte, den sie jetzt unter ihren Schutz genommen hatte.

Orneclou hielt an, stieg vom Bock herunter und nahm, die Mütze in der Hand, eine bewundernde Stellung ein. Da krähte der Hahn. Die Gräfin zog die Zügel an und sah sich verwundert um. Woher kam denn der Hahnenschrei? Wie war es nur möglich, daß sich ein Hahn so weit von jeglichem Hof entfernt hier auf der Landstraße befand?

Sie hätte vielleicht nichts gemerkt, wenn der Hahn nicht gleich noch einmal gekräht hätte. Aber da begriff sie. Und da sie eine etwas schadenfrohe Dame war, ließ sie sich mit Orneclou in ein Gespräch ein und zwang ihn so, volle drei Minuten lang mitten auf der Landstraße zu halten.

Und der Hahn krähte in einem fort, krähte zwischen jedem Wort, das sie sagten.

Das mußte der schöne Orneclou aushalten! Der eleganteste Kavalier in Wermland mußte es ertragen, daß sie ihn auf diese Weise zum Gespött machte!

Die Gräfin saß ruhig auf ihrem Pferd, unterhielt sich mit ihm und tat, als merkte sie gar nichts von dem Hahn. Sie schien absolut nicht zu hören, daß jedes zweite Wort durch einen Hahnenschrei unverständlich wurde.

Aber Orneclou stand wie auf Kohlen, und der Angstschweiß brach ihm auf der Stirne aus. Schließlich konnte er es nicht länger aushalten. Er warf sich auf den Bock und fuhr eiligst davon.

Da verstummte der Hahn, dafür aber hörte Orneclou sogleich der Gräfin helles, perlendes Lachen hinter sich. Es verfolgte ihn bis an die Dorfgrenze, es verfolgte ihn

auf der ganzen Reise, ja es verfolgte ihn sein ganzes Leben lang.

Am liebsten hätte er den Kistendeckel aufgemacht und den Hahn fliegen lassen. Aber Örneclou dachte an Maja Lisa und an Lövdala, und so beschloß er, der Versuchung zu widerstehen und auszuhalten. Bei der Schwiegermutter durfte er beileibe nicht in Ungnade fallen! Und wenn er jetzt nur erst an der Svartsjöer Kirche vorbei war, dann führte der Weg durch eine einsame Waldgegend, da würde ihm sicher niemand mehr begegnen.

Aber unglücklicherweise war das Wetter gar zu schön. Gerade an diesem Tage wollten offenbar alle Menschen Ausflüge machen. Es dauerte gar nicht lange, da kam dem Fähnrich sein Regimentschef entgegen. Örneclou war ja längst nicht mehr im Dienst; aber trotzdem er seinen Abschied hatte, setzte er seine Ehre darein, immer mit der Noblesse und der Würde aufzutreten, die dem ansteht, der einstmals über das Feld der Ehre geschritten ist.

Aber in demselben Augenblick, wo Örneclou sich zu einem strammen Gruß aufrichtete, krähte der Hahn.

Nein, das konnte einen Menschen doch wirklich in Verzweiflung bringen! Die eine unglückliche Begegnung folgte der andern auf dem Fuß nach. Nichts als Unglück auf dem ganzen Wege!

Schließlich, weit draußen auf den Sundgårdsbergen, begegnete er dem neuen Gutsbesitzer von Björne, Melchior Sinclaire.

Das war das einzige, was noch gefehlt hatte! Das war das schlimmste von allem! Die Leute hatten Sinclaire den Spitznamen „der Gockelhahn" gegeben, weil er so hochmütig und laut und immer zum Streiten und Raufen bereit war.

Sinclaire kannte seinen Spitznamen und war durchaus nicht entzückt davon. In seiner Gegenwart wagte man kaum noch Worte wie Hühner und Eier in den Mund zu nehmen.

In dieser seiner Not beschloß nun Örneclou, bei Sinclaire nicht anzuhalten, um ihn zu begrüßen, sondern so schnell, wie Fingal zu laufen vermochte, an ihm vorüberzufahren.

Aber es fiel schlimm aus, wie er es auch machte. Der Gutsherr kam eben aus Karlstadt zurück, wo er sich ein neues Schlittengeläute gekauft hatte, und dieses klingelte nun so prachtvoll, daß der Hahn doppelt ausgelassen wurde und im Vorbeifahren gerade recht laut krähte.

Örneclou richtete sich auf, um Fingal mit der Peitsche zu erreichen, und versetzte ihm einen scharfen Schlag über die Lenden. Jetzt galt es, so rasch wie möglich weiterzukommen.

Aber es sollte ihm nicht so leicht fallen, sich aus der Schlinge zu ziehen. Melchior Sinclaire wurde wütend. Bis jetzt hatte er die vor Örneclou stehende Kiste mit dem Hahn noch gar nicht zu Gesicht bekommen, aber Örneclou hatte er sofort erkannt, und er glaubte, der Fähnrich habe im Vorbeifahren wie ein Hahn gekräht, um ihn zu ärgern.

Rasch drehte er sein Pferd um und jagte nun hinter Örneclou drein, um ihm eine Lektion zuteil werden zu lassen.

Der Fähnrich hörte ihn hinter sich und dachte, es wäre wohl am besten, wenn er ihm die Sache erklärte. Da krähte der Hahn abermals so laut, daß es im Walde widerhallte. Und der große Gutsherr, der meinte, es sei der Fähnrich, wurde so rasend, daß er wie ein wildes Tier brüllte. Da wagte es Örneclou nicht mehr, auf ihn zu warten, sondern er fuhr eiligst davon.

Nun ging es ein paar Minuten lang in wilder Jagd über die Sundgårdsberge hin. Aber der Gutsherr hatte einen flotten Traber, Örneclous Fingal dagegen war alt und verbraucht, und so war es selbstverständlich, daß er bald eingeholt wurde. Als Örneclou sich umschaute, sah er den Gutsherrn mit hocherhobenem Peitschenstiel, der nun bald auf ihn, den armen Örneclou, niedersausen würde.

Da sagte Örneclou seinen Hoffnungen auf Maja Lisa und Lövdala Lebewohl. Er beugte sich vor, ergriff die Kiste mit dem Hahn und schleuderte sie Melchior Sinclaire mitten in den Weg.

Auf diese Weise entkam er. Sonst hätte ihn der große Gutsherr sicherlich totgeschlagen; denn wenn er zornig war, gehörte er nicht zu denen, die sich auf Erklärungen einlassen und Gründe anhören.

Als der Fähnrich das Ilberger Gasthaus erreichte, war er vollständig erschöpft, und er dachte, von dieser Fahrt werde er sich wohl nie wieder ganz erholen.

Er lebte danach noch viele Jahre; aber so alt er auch wurde, fluchte er immer wie ein Wachtmeister, wenn er auf dieses Ereignis zu sprechen kam.

Auf Lövdala ließ er sich nie wieder sehen. Denn dies war das widerwärtigste Abenteuer, das er je in seinem Leben zu bestehen gehabt hatte, und er konnte es nicht ertragen, daran erinnert zu werden.

Am Werktage

Ja, nun war die Arbeit auf Lövdala in vollem Gang, und morgens und abends ertönte das Schnurren der neun Spinnrädchen so laut wie das Klappern einer Mühle. Und während der Stunden, wo heller Tag war, durfte man auch dem lieben Gott die Zeit nicht stehlen, sondern mußte jede Minute aufs Nähen und Weben verwenden.

Eine Zeitlang hatte es ausgesehen, als hätte die Pfarrfrau die Anwesenheit der Kleinen ganz vergessen. Sie hatte ihr keine Arbeit aufgetragen und ihr nichts weiter befohlen, als in der Küchenkammer reinzumachen und das Feuer zu unterhalten. Aber an demselben Tag, an dem der Fähnrich abreiste, erschien sie an der Küchenkammertür, winkte der Kleinen und sagte, sie solle eine Weile mit ihr in den Saal kommen.

Die Kleine stand sogleich auf, aber sie fürchtete sich unbeschreiblich vor einem Alleinsein mit der Pfarrfrau. Sie mochte sie nicht nur so im allgemeinen nicht, wie man eben einmal jemand nicht gut leiden kann; nein, wenn die Kleine sie nur sah, lief ihr ein kalter Schauer um den andern über den Rücken.

Noch nie in ihrem Leben hatte sich die Kleine vor irgendeinem Menschen so gefürchtet, und sie hatte auch ihre eigenen Gedanken darüber, womit das wohl zusammenhängen konnte. Denn so viel war sicher, etwas war mit der Pfarrfrau nicht recht geheuer. Kein anderer Mensch hatte so weißes Haar und ein so junges Gesicht

dazu, und es war doch auch gar nicht natürlich, daß eine Frauensperson mit einer Stimme sprach, die wie ein Wasserfall donnerte. Und ebensowenig hätte ein einziges gewöhnliches Menschenkind so viel Widerwärtiges und Unangenehmes anrichten können.

Immerfort mußte sie an etwas denken, was Mutter ihr einmal von dem Svartsjö und den dreien gesagt hatte, die zurückgeblieben seien, als der See ausgetrocknet war. Mamsell Maja Lisa wollte nichts davon hören; aber die Kleine wußte wohl, wer diese dritte war, und daß man auf Lövdala mehr als einmal ein Abenteuer mit ihr zu bestehen gehabt hatte.

Und wenn die Pfarrerstochter von so etwas nicht reden wollte, dann gab es andere Leute auf dem Hof, die es gerne wollten und es auch konnten. Die Kleine brauchte sich nur am Abend einmal ins Gesindehaus hinüberzuschleichen, wo der lange Bengt und seine Mutter, die alte Bengta, sowie seine Frau, die muntere Maja, um den Herd saßen und miteinander schwatzten.

Da pflegte dann der lange Bengt zu erzählen, daß die alte Wasserfrau, die im Svartsjö gewohnt hatte, sich heimatlos fühle, seit dieser ausgetrocknet sei — denn das könne doch kein Mensch verlangen, daß so eine vornehme Frau in dem ärmlichen Svartsjöbache, der jetzt noch durch den früheren Seegrund ziehe, befriedigt sein könne —, und daß sie immer wieder versuche, sich in einen Hof einzuschleichen. Sie habe sich schon da und dort eingenistet; aber an den anderen Orten habe man beizeiten herausgebracht, wer sie war, und so habe man sie fortgejagt, ehe sie etwas Böses anstellen konnte.

Die muntere Maja wußte auch eine Geschichte von dem Sohn des Herrn Olavus, dem früheren Svartsjöer Pfarrer, der in einer Frühlingsnacht an den Svartsjöbach hinuntergegangen und dort ertrunken war. Daraus gehe doch etwas deutlich hervor: die Wasserfrau, die hatte ihn bezaubert gehabt, sonst wäre es ihm ja gar nicht möglich gewesen, in so einem Bach zu ertrinken.

Der lange Bengt sprach von jenem Morgen, wo er und die Vettersbuben auf dem südlichen Anger das Heu gemäht hatten. Die beiden Buben und er hätten auch sofort gesehen, wer da durchs Gras daherkam. Sie sei ja so

naß gewesen, daß ihre Kleider trieften. Das sei doch wohl ein genügend deutliches Zeichen dafür, was für eine sie war. Und wie irr und wirr ihre Augen ausgesehen hätten, wahrhaftig nicht wie bei einem Christenmenschen!

Keines von den dreien hegte den geringsten Zweifel, wer die jetzige Pfarrfrau in Svartsjö war, und darüber waren auch alle miteinander einig, daß sie nicht wieder fortgehe, ehe sie den ganzen Hof ins Verderben gebracht habe.

Die Kleine glaubte ganz dasselbe, besonders abends und in der Dunkelheit. Bei Tag fiel es ihr schwer, zu glauben, daß die heimatlose Wasserfrau aus dem Svartsjö auf Lövdala umhergehe und spinne und webe. Aber auch da war das Mißtrauen in der Kleinen noch so lebendig, daß sie zusammenfuhr, wenn sie die Pfarrfrau nur sah.

Als aber die Pfarrfrau nun an der Küchentür erschien und ihr winkte, blieb ihr jedenfalls nichts anderes übrig, als mit ihr durch die Küchenkammer zu gehen, wo Mamsell Maja Lisa einen Hohlsaum an einem Laken nähte, und in den Saal hinein, einem schönen großen Zimmer mit Möbeln aus gelbgebeiztem Birkenholz und blaugewürfelten Bodenläufern. Das Zimmer hatte zwei Fenster. An dem einen stand eine hohe grüne Kallapflanze, vor dem andern ein kleiner Nähtisch. Die Platte war zurückgeschlagen, und man konnte die vielen kleinen Fächer sehen, die mit Zwirnsträngen und Seidenknäuel, Wachs und Nadelbücher, Namentücher und Bandrollen, Haken und Ösen und vielem andern, was sinnreich und bequem war, gefüllt waren.

Die Pfarrfrau zeigte der Kleinen alles, was in den Fächern war, und ließ sie erraten, wozu die einzelnen Gegenstände gebraucht wurden. Sie war so freundlich gegen das Kind, daß sie sogar zu lachen versuchte, wenn die Kleine falsch riet, obgleich ihr das so ungewohnt war, daß sich ihre Mundwinkel förmlich dagegen sträubten.

Je freundlicher sie wurde, desto fester preßte die Kleine den Mund zusammen, und desto aufmerksamer wurde der Blick ihrer glänzenden Augen. Wenn nur die Pfarrfrau sie nicht verführen wollte, etwas zu sagen, was der Pfarrerstochter Schaden bringen konnte!

Aber diesmal schien von einem Hinterhalt nicht die Rede zu sein. Die Pfarrfrau setzte sich an den Nähtisch, die Kleine mußte neben ihr Platz nehmen; nun sollte sie nähen lernen, denn die Pfarrfrau hätte ihrer Mutter versprochen, ihr eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen.

Zuerst zeigte ihr die Pfarrfrau, wie man eine Nadel einfädelte.

Dies pflegt ja eine schwere Aufgabe für kleine Leute zu sein; aber die Kleine zog den Faden gleich beim ersten Versuch durchs Nadelöhr.

Die Pfarrfrau verwunderte sich höchlich. Sie sagte, das habe sie sehr gut gemacht. Wenn ihr alles ebenso leicht von der Hand gehe, könne eine Meisterin im Nähen aus ihr werden.

Dann gab ihr die Pfarrfrau ein kleines Stück Leinwand, an dem sie sich üben könnte. Sie zeigte ihr, wie man einen Knoten macht, wie man die Nadel in den Stoff hineinsteckt und wieder herauszieht.

Schweigend ließ sich die Kleine belehren. Dann nahm sie den Leinwandfleck in die Hand, legte ihn über den linken Zeigefinger und machte Stich um Stich, als sei das absolut nichts Schwieriges.

Ei du lieber Himmel! Wie sehr verwunderte sich doch die Pfarrfrau. Das sei das merkwürdigste, das ihr je vorgekommen war!

Da konnte die Kleine nicht länger ernsthaft bleiben, sie fing an zu lachen.

Nun glaubte die Pfarrfrau endlich zu merken, wie die Sache zusammenhing, und sie fragte, ob die Kleine denn schon, ehe sie nach Lövdala gekommen sei, das Nähen versucht habe.

„Nein," antwortete diese. „Ich habe noch nie einen Stich gemacht, ehe ich hierher gekommen bin."

Ei so! Nun dann habe sie vielleicht hier jemand das Nähen gelehrt? Vielleicht Mamsell Maja Lisa?

Die Kleine erschrak, sobald die Pfarrfrau die Stieftochter nur erwähnte, und sie antwortete rasch, nein, aber die alte Frau Beata im Waschhaus drüben habe ihr Unterricht gegeben.

„Das zu hören, freut mich sehr," sagte da die Pfarr-

frau. „Wie merkwürdig, daß Frau Beata mit ihren gichtischen Händen nähen kann!“

„Und ob sie nähen kann!“ rief die Kleine. „Auf dem ganzen Hofe kann gewiß niemand so schön nähen wie Frau Beata.“

„Dann will ich dir sagen, was wir jetzt tun wollen,“ sagte die Pfarrfrau. „Gleich jetzt gehen wir hinüber zu Frau Beata und bedanken uns bei ihr, daß sie dir einen so guten Unterricht gegeben hat.“

Damit nahm sie die Kleine mit sich; aber sie ging nicht den geraden Weg nach dem Waschhausflügel, sondern machte einen weiten Bogen um den Stall und die Scheunen herum. Frau Beata pflegte den ganzen Tag an einem Fenster zu sitzen, von wo sie alle Leute, die vom Wohnhaus zu ihr herüber kamen, sehen konnte, aber sie hatte keine Aussicht nach der Seite, wo die Wirtschaftsgebäude lagen.

Als die Pfarrfrau und die Kleine vor der schwierigen Treppe standen, die im Zickzack zum Giebel hinaufführte, sagte die Pfarrfrau, die Kleine solle vorausgehen. Wer jung sei, laufe rasch und leicht hinauf, sie würde dann nachkommen, so gut es eben gehe. Nun, die Kleine lief laut polternd die Treppe hinauf, und da konnte niemand merken, daß jemand hinter ihr herschlich.

Frau Beata saß immer mit den gefalteten Händen im Schoß da, wenn die Pfarrfrau zu ihr kam. Und immer sprach sie davon, wie schwer es ihr werde, daß sie nichts mehr nutz sei. Auch sie sei früher ein sehr tätiger Mensch gewesen, obgleich nicht ganz so tüchtig wie Anna Maria Raclitz.

Die Pfarrfrau hatte die Ärmste wirklich bedauert. Wie schrecklich, wenn man den ganzen Tag hindurch immer stillsitzen mußte und kein bißchen etwas tun konnte!

Aber als die Pfarrfrau an diesem Tag bei ihr eintrat, hatte Großmutter ein Laken in der Hand und stickte an einem Hohlsaum, und ihr Arm ging dabei so schnell auf und ab wie die Flügel einer Lerche.

Als Frau Beata die Pfarrfrau erblickte, machte sie eine Bewegung, wie wenn sie die Arbeit verstecken wollte. Aber als sie merkte, daß die andere sie schon gesehen hatte, nähte sie ruhig weiter.

Die Pfarrfrau trat zu ihr und sprach ihre große Freude darüber aus, Frau Beata am Nähtisch zu finden. Das sei doch sehr schön, daß die Gicht sich so gebessert habe und sie nun etwas arbeiten könne. Sie solle ihr doch zeigen, woran sie eben sei, denn sie habe gehört, Frau Beata Spaak könne wunderschön nähen, und ihre Stiche lägen wie Perlen einer neben dem andern.

„Aber das ist sonderbar," fuhr die Pfarrfrau fort, indem sie sich immer tiefer über Frau Beatas Arbeit beugte, „dieses Laken meine ich doch zu kennen. Es ist eines von dem Paar, das ich Maja Lisa für diesen Morgen zum Nähen gegeben habe. Vielleicht helft Ihr ihr bei dem einen. Ja, ich habe nichts dagegen, nein, nicht das geringste; aber ich meine, Ihr hättet es mir sagen sollen, damit ich Maja Lisa genügend mit Arbeit versehe. Denn wenn sie nur ein Laken vom Paar näht, so ist es ja die reine Faulenzerei."

Frau Beata hielt die Arbeit noch in der Hand. Sie konnte nichts erwidern, denn ihr Unterkiefer und ihr ganzer Kopf zitterte, wie wenn jemand hinter ihr stünde und sie schüttelte.

Nun wendete sich die Pfarrfrau wieder der Tür zu, um zu gehen. Sie sehe ja, wie eilig es die Großmutter habe, deshalb wolle sie nicht länger stören. Frau Beata brauche jetzt gewiß auch nicht mehr so viel Gesellschaft, da sie wieder arbeiten könne.

Frau Beata stotterte etwas hervor, das wie „übermenschliche Arbeit für die Jugend" klang, und „es könne Leben und Gesundheit" kosten.

Aber die Pfarrfrau erwiderte: „O Ihr wißt wohl, daß es Maja Lisa nicht schlimm geht, da sie noch imstand ist, die halbe Nacht aufzusitzen und zu lesen. Ich glaube auch nicht, daß Arbeit einem jungen Menschen schadet. Nein, aber lügen und heucheln und krumme Wege gehen, das ist schädlich."

Damit ging sie, und Frau Beata hatte noch nicht ein verständliches Wort zu ihrer Verteidigung herausbringen können, als die Tür auch schon hinter ihr ins Schloß fiel. Aber die Treppe, die die Pfarrfrau nun hinuntergehen mußte, war schmal und steil, und so kam sie nur langsam vorwärts. Indessen konnte sich Frau Beata

aufraffen, und gerade, als die Pfarrfrau die unterste Stufe erreicht hatte, riß die alte Frau oben ihre Tür auf.

„Stiefmutter!" rief sie ihr nach, und zwar so laut, daß man es auf dem ganzen Hofe hörte. Eine Antwort wartete sie nicht ab, sondern sie ging rasch wieder hinein und schob den Riegel vor, damit sie nicht aufs neue überrascht würde.

Man konnte der Pfarrfrau nicht anmerken, ob sie sich etwas aus Frau Beatas Rede machte. Sie war noch immer in ausgezeichneter Laune, und während sie mit der Kleinen ins Wohnhaus zurückging, sagte sie ganz ruhig zu ihr, sie solle jetzt in den Saal gehen und ein wenig nähen, sie werde gleich selbst nachkommen, sie wolle nur vorher noch ein paar Worte mit Mamsell Maja Lisa sprechen.

Die Kleine kniff die Lippen zusammen und erwiderte nichts; aber ihr Gesicht hatte ungefähr denselben Ausdruck wie an dem Weihnachtsfeiertag, wo sie mit dem Sturm kämpfte.

Als sie in dem Flur angekommen waren, ging sie nicht in den Saal, wie ihr befohlen war, sondern wendete sich der Küchentür zu.

Die Pfarrfrau fragte sofort, wohin sie wolle. Ob sie nicht gehört habe, daß sie in den Saal gehen und nähen solle?

Da antwortete die Kleine mit leiser Stimme, sie meine, das sei jetzt unnötig.

„Warum denn unnötig? Meinst du, du könntest jetzt schon ausgezeichnet nähen und brauchtest nichts mehr zu lernen?"

Nein, das meine sie durchaus nicht. Aber sie brauche nicht mehr zu lernen, als sie schon könne, weil sie jetzt wieder heim nach Koltorp gehe.

Zugleich trat sie auf die Pfarrfrau zu, reichte ihr die Hand und sagte, sie könne sich auch ebensogut gleich verabschieden.

„Aber liebes Kind!" rief die Pfarrfrau. „Ich verstehe dich absolut nicht. Warum willst du denn auf und davon gehen?"

Die Kleine trat ein paar Schritte zurück, wie um

außerhalb greifbarer Nähe zu sein, ehe sie ihre Erklärung gab.

„Mutter ist Kindermädchen hier auf Lövdala gewesen, und Mutter hat die Pfarrerstochter lieb. Und als Mutter an Weihnachten hier war, hat sie zu mir gesagt, wenn Mamsell Maja Lisa meinetwegen noch weitere Unannehmlichkeiten bekomme, solle ich nicht hierbleiben, sondern heimkommen."

Als die Kleine das gesagt hatte, schob sie sich an der Wand weiter, bis sie die Ecke neben der Küchentür erreicht hatte. Da blieb sie stehen und wartete auf das, was kommen würde.

Die roten Flecken brannten auf Frau Raclitzas Wangen, und sie ging mit erhobener Hand auf die Kleine zu. Diese aber duckte sich nicht, und ihre Augen sahen die Pfarrfrau kalt an. Sie wußte, daß sie jetzt Schläge bekommen würde; aber sie war so von Haß erfüllt, daß sie keine Angst fühlte, sondern eher froh darüber war, daß es jetzt zum offenen Streit kam.

Aber nun geschah etwas, was sich die Kleine nie und nimmer hätte träumen lassen. Die Pfarrfrau gab ihr nicht einmal eine Ohrfeige, sie bezwang sich vielmehr im letzten Augenblick und versuchte zu lächeln.

„Liebes Kind, du siehst ja aus wie eine Katze, die auf einen Hund losfauchen will. Aber sei ganz ruhig, ich werde dich gewiß nicht schlagen, weil du gegen die, der du dienst, treu bist. Gerade das gefällt mir, und deshalb verspreche ich dir, Maja Lisa soll nicht ein einziges Wort von mir über das hören, was ich heute entdeckt habe. Und jetzt gehen wir miteinander in den Saal und denken nie wieder an diese Sache."

Die Kleine fühlte sich ganz verwirrt. Hinter diesem allem lag etwas, was sie nicht verstand. Aber sie war nur zu froh, daß sie im Pfarrhaus bleiben durfte, und so gab sie sich keine weitere Mühe, das Rätsel zu lösen.

Als sie nun wieder an dem Nähtisch saßen, war indes vom Nähen keine Rede mehr, sondern die Pfarrfrau öffnete ein Fach, das unter den andern verborgen war. Diesem entnahm sie zuerst ein Abc-Buch, dann Papier und einen Gänsekiel, sowie ein Fläschchen Tinte.

Die Kleine glaubte, die Pfarrfrau wolle sie nun im

Lesen und Schreiben prüfen; aber das war nicht deren Absicht, sondern sie sagte, sie habe als Kind ihrer Mutter immer bei der Pflege der kleinen Geschwister helfen müssen, und so habe sie nie lesen und schreiben gelernt. Aber seit sie Pfarrfrau geworden sei, sei es ihr äußerst unangenehm, daß sie es nicht könne. Nun solle die Kleine ihr Lehrmeister werden. Sie habe gleich daran gedacht, als sie sie an Weihnachten nach Lövdala kommen ließ, aber bis jetzt nur keine Zeit dazu gehabt.

Die Kleine war höchlich erfreut und sagte sofort, sie wolle der Pfarrfrau helfen, so gut sie es vermöge.

Nun, das sei also abgemacht, sagte die Pfarrfrau. Aber, fuhr sie fort, die Kleine solle niemand sagen, daß sie sie lesen lerne. Sie habe angst, die Leute würden sie auslachen. Es solle so aussehen, als lehrte die Pfarrfrau sie nähen und verbringe deshalb jeden Vormittag eine Stunde mit ihr im Saal.

Ja, da könne ja nichts Böses dabei sein, meinte die Kleine.

Die Pfarrfrau sagte, sie freue sich aufrichtig über dieses Übereinkommen. Die Kleine werde wohl begreifen, wie schwer es für eine Pfarrfrau sei, wenn sie nicht schreiben könne. Heute zum Beispiel hätte sie so gerne einen Brief abgeschickt, wenn sie ihn nur zustande brächte. Sie habe sich schon wiederholt gefragt ... ob die Kleine wohl so gewandt im Schreiben sei, daß sie die Worte aufs Papier setzen könne, wenn sie ihr diktiere?

O ja, das getraue sie sich gut, rief die Kleine. Sie schlug auch gleich eine Klappe an einem der Tische auf, legte das Papier zurecht, zog den Stöpsel aus dem Tintenfläschchen und begann zu schreiben, was ihr die Pfarrfrau diktierte.

Ein Frühlingsabend

An einem schönen Frühlingsabend war die Pfarrerstochter mit der Kleinen im Freien. Sie war es von jeher gewohnt gewesen, sich am Abend eine Weile draußen zu ergehen, und die Stiefmutter hatte sich dem nicht wider-

setzt, sondern ihr nur befohlen, die Kleine mitzunehmen, weil es sich für ein siebzehnjähriges Mädchen nicht schicke, allein auf der Landstraße zu sein.

Wie immer ging sie auch jetzt in südlicher Richtung, denn da war der beste Weg. Sie wanderte langsam dahin, und die Kleine konnte sich diesem langsamen Tempo nur schwer anpassen. Bald lief sie voraus, bald blieb sie eine große Strecke zurück, nur um sich wieder außer Atem laufen zu können, bis sie die Pfarrerstochter einholte.

Der Weg führte den Waldhügel entlang, der die Grenze von Lövdala bildete, und während nun die Pfarrerstochter so dahinwanderte, kam es ihr ganz sonderbar vor, daß die Kleine auf der kurzen Wegstrecke, die sie Abend um Abend hin und her wandelten, so viel Vergnügliches finden konnte.

Da war zuerst das Echo. Die Kleine lief eiligst durch die Allee voraus, um es hervorzulocken. Sie wußte, wo es sich fand. Ein kleines Stück auf dem Weg draußen, gerade vor der Lövdaler Roggenscheune. Da blieb sie stehen, drehte sich der Scheunenwand zu und begann zu rufen.

„Echo, Echo, sag mir wahr!"
„Sag mir wahr!" das Echo klang.
„Heirat ich in diesem Jahr?"
„Diesem Jahr!" das Echo klang.
„Ist mein Schatz ein schöner Mann?"
„Schöner Mann!" das Echo klang.
„Kommt mit vielem Gold er an?"
„Gold er an!" das Echo klang.
„Sprichst du Wahrheit? Lüg nicht an!"
„Lüg nicht an!" das Echo klang.

Die Pfarrerstochter selbst hatte vor ein paar Monaten die Kleine diese Reime gelehrt; aber damals war eben alles ganz anders gewesen als heute. Jetzt hatte sie keine Kraft, mit dem Echo zu scherzen.

Die Kleine blieb ihr nun an der Seite, bis sie eine Kiesgrube erreichten, die links vom Wege dicht unter dem Bergabhang lag. Aber hier verließ die Kleine die Pfarrerstochter und sprang in die Grube hinunter, wo sie dann zwischen den heruntergefallenen Steinen eifrig nach Katzengold suchte. Erst als sie die Pfarrerstochter

an der Wegbiegung aus den Augen verlor, jagte sie wieder hinter ihr her.

Dann gingen sie miteinander bis an den Bach. Der Kleinen war es ganz und gar unbegreiflich, daß Mamsell Maja Lisa an dem Bach vorübergehen konnte, ohne stehen zu bleiben, ja ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen. Wildschäumend brauste er von der bewaldeten Höhe herab und bildete einen Wasserfall um den andern, den einen immer großartiger als den andern, bis er unten beim Wege angelangt war. Wenn er sich dann aber brausend und schäumend unter der Brücke durchgezwängt hatte, wollte er nicht mehr in dem alten Bett bleiben, sondern riß sich los und trat über seine Ufer. Aber das konnte die Kleine nicht leiden. Sie eilte an den Wegrand hin und begann zu graben und einzudämmen, um das Wasser in sein altes Bett zurückzuzwingen.

Sie wäre sehr dankbar gewesen, wenn die Pfarrerstochter angehalten hätte, um ihr zu helfen. Aber ach, die Pfarrerstochter konnte mit knapper Not auf dem ebenen Weg weiterkommen! Sie hatte das Gefühl, als schleppe sie sich nur noch dahin. In andern Jahren hatte sie auch beim Eindämmen des Baches mitgeholfen, aber da war sie ja noch ein Kind gewesen.

Plötzlich blieb sie stehen, denn auf einmal begriff sie, was ihr widerfahren war: Ach, alt war sie geworden, die Jugend und die Jugendlust waren von ihr genommen!

Die Pfarrerstochter wanderte langsam immer weiter, und schließlich mußte die Kleine den Bach im Stich lassen und ihr folgen. Aber sie hielt sich nicht lange auf dem geraden Wege.

Jetzt kamen sie an ein Gatter, das auf einen eingefriedigten Weideplatz führte, wo man immer die ersten Anemonen fand. Sie waren noch nicht aufgeblüht, aber jetzt war der Frühling so weit vorgeschritten, daß man sie jeden Tag erwarten konnte. Die Kleine machte das Gatter auf, um ein bißchen hineinzulugen. Sie hatte sich fest vorgenommen, die zu sein, die in diesem Jahre die erste Anemone nach Hause brachte.

Aber die Pfarrerstochter ging weiter wie eine alte, alte Frau und zeigte nicht die geringste Lust, Frühlingsblumen zu suchen.

Etwas weiter hin hatte die Kleine einen alten Freund, den sie nie zu begrüßen vergaß. Das war ein Käuzchen, das in der großen hohlen Birke, dem größten Baum auf ganz Lövdala, wohnte. Die Kleine nahm ein Hölzchen und steckte es in die Behausung des Käuzchens hinein; sogleich streckte der Vogel einen Fuß heraus und versuchte das Hölzchen hinauszuschieben. Noch nie hatte die Kleine mehr von dem Käuzchen zu sehen bekommen als diese großen Klauen. Das wußte die Pfarrerstochter wohl, denn sie war früher auch bei dem Käuzchen stehen geblieben, um es zu necken. Jetzt konnte sie nicht begreifen, daß ihr das je Vergnügen hatte machen können.

Sobald sie an der Birke mit dem Käuzchen vorbei waren, kam die Kleine eilig dahergelaufen, und nun, das wußte die Pfarrerstochter recht gut, würde ihr das Mädchen eine Weile nicht von der Seite weichen. Denn nun mußten sie an dem alten moosbewachsenen Feldmäuerchen vorüber, in dessen Nähe es nicht ganz geheuer war. Ach, die Pfarrerstochter sehnte sich in die Zeit zurück, wo auch sie sich vor dem schauerlichen Pfarrer ohne Kopf gefürchtet hatte, der einem gerade hier bei dem Feldmäuerchen begegnen konnte.

Es ging jetzt bergauf; und die Pfarrerstochter merkte, daß sie nicht nur wie eine Schnecke dahinschlich, nein, es war ihr, als könne sie den Gipfel des Hügels nie und nimmer erreichen.

Weiter als bis auf den Gipfel dieses Hügels pflegte sie nie zu gehen. Da droben lag dicht am Wegrand ein großer Felsblock, und auf diesen setzte sie sich dann eine Weile. Auf der Vorderseite des Felsens war ein kleiner Sitzplatz ausgehauen, gerade groß genug, daß sie und die Kleine zur Not darauf Platz hatten. Maja Lisa schloß die Augen und fühlte sich so müde, daß sie nichts sagen konnte, und die Kleine verhielt sich auch ganz still. Einmal öffnete die Pfarrerstochter die Augen und schaute sich um, weil sie geglaubt hatte, die Kleine sei aufs neue ausgeschwärmt. Aber sie saß noch neben ihr und strich sachte mit der Hand über einen Zipfel von Mamsell Maja Lisas Kleid, der zufällig auf ihrem Knie liegen geblieben war.

Ach, alles war so traurig für die Pfarrerstochter, für

sie, die Lövdala und das ganze Kirchspiel hätte erben sollen! Es kam ihr vor, als sei dieses Kind hier jetzt der einzige Mensch, der sie nicht verlassen hatte.

Ja, gerade deshalb fühlte sie sich alt und schwach, weil sie von allen verlassen worden war. Sie war ebenso einsam wie jemand, dem alle seine Freunde gestorben und ins Grab gesenkt worden sind.

Seit jenem Tage in Svansskog war sie mit niemand mehr zusammengetroffen, der ihr wohlwollte und sich ihrer annahm. Nachdem sie wieder daheim war, hatte sie zuerst jeden Tag erwartet, es werde jemand kommen, der sie von aller ihrer Not und Drangsal befreite. Sie wußte nicht, wer kommen sollte, und wußte auch nicht, wie er es anstellen sollte, ihr zu helfen; aber sie meinte, in jenen beiden Tagen habe sich so viel Merkwürdiges zugetragen, und wenn es so gut angefangen hatte, müßte es auch so weitergehen.

Aber seither war ein Tag um den andern vergangen, ohne daß sich irgend etwas ereignet hatte. Woche folgte auf Woche, und eine war der andern so ähnlich gewesen, daß Maja Lisa sie in ihrer Erinnerung nicht auseinanderhalten konnte.

Ja, unbegreiflich und sonderbar war es, daß alles so ruhig um sie her verblieb. Manchmal bildete sie sich ein, es müßten weit draußen in der Welt Dinge geschehen, die sie angingen. Bisweilen fühlte sie sich von Stimmen umgeben, die mit ihr sprachen, bisweilen auch überkam sie Angst, weil sich niemand nach ihr sehnte und ihr zu Hilfe kam. Aber der ganze Februar, der ganze März und fast der ganze April waren jetzt vergangen, und bis zum heutigen Tag war weder Botschaft noch Brief zu ihr gedrungen von denen, die frei waren, die sich bewegen konnten, wie sie wollten, und die nicht in einem eisernen Käfig eingesperrt waren.

Nun wurde ihr allmählich klar: — niemand würde kommen. Sie mußte ihren Kampf allein auskämpfen, ohne irgendwelche Hilfe. Aber ach, es war so schwer, alle Hoffnung aufzugeben! Nun hatte sie gemeint, recht starke und gute Freunde gefunden zu haben, und sie konnte es noch nicht fassen, daß sie sich gar nicht um sie kümmerten.

Der alte Felsblock, auf dem sie saß, sollte schon zu

der Zeit hier am Wegrand gelegen haben, als Lövdala nur eine Sennerei mitten im wilden Walde gewesen war, zu der die Sennerinnen jeden Sommer mit ihren Kühen und Geißen zogen. Da habe einmal ein junger Bursche einen Sitzplatz in den Felsen gehauen, damit sein Schatz ein Plätzchen zum Ausruhen hätte. Hier vom Gipfel des Berges, auf dem der Felsblock lag, konnte man bis zum Lövsee und zur Kirche hinsehen, und sicher hatte von denen, die die Herde hier weideten, gar oft ein Mädchen hier gesessen und nach jemand ausgeschaut, der sie abholen und aus der Einöde zu den Menschen zurückführen würde. Ja, Maja Lisa fühlte, wenn sie hier saß, ganz deutlich, daß an diesem Platz oft mit bitterem Heimweh gekämpft worden war.

Die Pfarrerstochter stützte den Kopf in die Hand und seufzte. Wer ihr helfen wollte, mußte bald kommen, denn lange konnte sie es jetzt nicht mehr aushalten. Sie litt zwar an keiner eigentlichen Krankheit, aber sie siechte vor Kummer und Verlassenheit dahin.

Und nicht ihr allein tat Hilfe und Rettung not, nein, ganz Lövdala war in Gefahr. Diese ihre Heimat, wo sie jeden Stein liebte, war dem Verderben geweiht.

Es war jetzt erst Ende April, und man fror beim Stillsitzen auf dem kalten Stein. Sie machte sich langsam auf den Heimweg. Dabei dachte sie aber nicht mehr an sich selbst, sondern nur noch an Lövdala.

Eines Sonntags, es war Ende März gewesen, war der Vater mit der Nachricht von der Kirche heimgekommen, Pastor Liljecrona habe bei dem König um die Erlaubnis nachgesucht, seine Bewerbung um die Propstei in Sjöskoga zurückziehen zu dürfen.

Der Vater hatte beim Mittagessen davon gesprochen, und Maja Lisa war sehr rot und erregt geworden. Sie hatte den Vater sofort gefragt, warum Pastor Liljecrona denn die große Pfarrei nicht angenommen habe. Aber darauf hatte der Vater keine Antwort geben können. Er wußte nur, daß Pastor Liljecrona außerordentlich viel für seine Gemeindeglieder tue, und sagte dann, Liljecrona müsse ein besonders edler Mann sein, wenn er auf Wohlstand und eine hohe Stellung verzichten könne, um bei denen zu bleiben, die ihn brauchten.

Auch die Stiefmutter hatte sich ganz auffallend für Vaters Neuigkeit interessiert. Sie fragte, ob es denn auch wirklich wahr sei, daß Liljecrona Sjöskoga ganz aufgegeben habe? Und als Vater ihr dies bestimmt versicherte, war die Mutter in ihrer rücksichtslosen Weise vorgegangen und hatte gesagt, sie meine, nun sollte sich Vater darum melden.

Der gute Vater war gewiß nicht oft in seinem Leben sprachlos gewesen, aber jetzt blieb er stumm und still sitzen und starrte die Mutter nur an. Er sah fast entsetzt aus, wie wenn er es geradezu für ein Unglück hielte, daß Mutter diesen Gedanken gefaßt hatte. Ach, er war wohl nicht mehr recht sicher, ob er die Kraft hätte, ihr eine abschlägige Antwort zu geben.

Auch Maja Lisa war ganz bestürzt. Fast hätte sie geglaubt, die Stiefmutter scherze; aber dazu war diese nicht angetan. Es war auch gar nicht so töricht gedacht — Maja Lisa hatte selbst oft gemeint, ihr Vater sollte von Rechts wegen mindestens Bischof werden —, aber seit er den Schlaganfall gehabt hatte, wäre es ja das größte Unrecht, wenn man ihn anspornen wollte, sich um ein großes, geschäftsvolles Amt zu bewerben. Der Vater war allerdings in der letzten Zeit viel frischer und jetzt wieder fast ganz wie früher, aber Mutter wußte doch recht gut, daß er nicht mehr bei seiner vollen Kraft war.

Maja Lisa hatte sich gezwungen, zu schweigen. Wenn sie sich mit ihren Einwendungen hervorgewagt hätte, wäre die Stiefmutter erst recht in Eifer geraten. Als die Mutter dann weder von dem einen noch von dem andern eine Antwort erhielt, hatte sie weiter über die Sache geredet.

„Wenn man zu lange auf einer Stelle sitzen bleibt," sagte sie, „wird man vor der Zeit alt. Nichts trägt so sehr dazu bei, die Bequemlichkeit abzuschütteln, als in eine neue Arbeit hineinzukommen."

Maja Lisa hatte gedacht, Vater sei schon zu weit in den Jahren fortgeschritten, als daß er durch vermehrte Arbeit wieder frisch gemacht werden könnte; aber immer noch gelang es ihr, zu schweigen. Darauf hatte die Stiefmutter weitergesprochen, als ob es schon beschlossene Sache sei, daß Vater auf ihren Vorschlag eingehe: Natürlich werde ja die ganze Wahl noch einmal vorgenom-

men, und jedenfalls müsse Vater morgen nach Karlstadt fahren, um sich danach zu erkundigen; ja, das beste wäre, er führe gleich nach Stockholm und meldete sich persönlich bei Seiner Majestät. Sie wisse, wie gelehrt Vater sei und wie leicht er gute Empfehlungen bekommen könne, weil er ja mehrere Jahre bei den hohen Herren, die jetzt an der Spitze standen, Hauslehrer gewesen sei.

Bis jetzt hatte sich Maja Lisa nur für den Vater geängstigt; aber nun fiel ihr noch etwas anderes ein, und da konnte sie sich nicht länger beherrschen, sondern sie unterbrach die Mutter und sagte:

„Wenn Vater nach Sjöskoga zieht, kann er ja Lövdala nicht behalten."

Darauf hatte sich die Stiefmutter an Maja Lisa gewandt, und zugleich hatten sich ihre Finger so gekrümmt, daß sie wie Krallen aussahen, und mit ihrer rauhen Stimme, die durch den Haß und Widerwillen, den sie gegen Maja Lisa hegte, fast undeutlich klang, erwiderte sie:

„Dein Vater ist doch nicht verpflichtet, sein Leben lang hierzusitzen und Lövdala für dich zu hüten. Lövdala könnte er leicht los werden, dann wäre er ein freier Mann und könnte eine Stellung einnehmen, die passend für ihn ist."

Der Vater war nun fertig mit essen, und so stand er rasch vom Tische auf. Er war nur zu froh, diese Unterhaltung abbrechen zu können.

Aber jetzt wußte Maja Lisa, was die Stiefmutter damals gemeint hatte, als sie sagte, sie wolle Maja Lisa schon noch weinen lehren. Der Vater mußte sich um Sjöskoga bewerben, nur weil die Mutter wußte, daß Maja Lisa ihre Heimat über alle Maßen liebte und daß ihr nichts ein so unheilbares Herzeleid zufügen würde als der Verlust ihrer Kinderheimat.

Eine ganze Woche ungefähr mußte die Mutter den guten Vater bearbeiten, ehe sie ihn einigermaßen gefügig gemacht hatte. Dann hatte aber auch die Stiefmutter jeden Tag bitten und drohen und ihren ganzen Willen einsetzen müssen, daß Vater wenigstens nach Karlstadt fahren sollte, um sich nach der Lage der Dinge zu erkundigen. Aber bis zuletzt hatte es ausgesehen, als sollte es ihr nicht gelingen, und sie hätte den Versuch schließ-

lich doch noch aufgeben müssen, wenn ihr nicht etwas anderes zu Hilfe gekommen wäre.

Der gute Vater war jetzt schon zwanzig Jahre Pfarrer in Svartsjö, und in dieser ganzen Zeit hatte er viele Sorgen und vielen Kummer gehabt. Zuerst hatte die Kirche neugebaut werden müssen. Die alte war nämlich abgebrannt, und da mußte er ja für die Wiederaufrichtung sorgen. Der Vater hatte nicht allein beim König um Unterstützung bitten, sondern auch die Hilfe vieler hoher Herren in Anspruch nehmen müssen, und er war überdies von Kirchspiel zu Kirchspiel gereist, um Beiträge zu sammeln.

Als die Kirche endlich fertig dastand, war sie auch in erster Linie Vaters Werk, und seine Gemeinde hatte ihm viel Dank und Ehre dafür zuteil werden lassen.

Aber in der letzten Zeit war es Vater sicher aufgefallen, daß sich seine Gemeindeglieder allmählich von ihm zurückzogen. Sie kamen nicht mehr wie früher, ihn in allen Angelegenheiten zu Rate zu ziehen. O, Maja Lisa wußte wohl, woher es kam! Die Leute glaubten, die Stiefmutter diktiere jetzt Vaters Ratschläge; aber das wußte der gute Vater nicht, er fühlte sich nur zurückgesetzt.

Und gerade wie mit der Gemeinde ging es mit dem eigenen Gesinde. Das Lövdaler Wohnhaus war ja zu Vaters Zeiten damals mit der Kirche abgebrannt, und er hatte schwere Sorgen und große Ausgaben gehabt, bis es wieder aufgebaut war. Alle Leute auf dem Hofe, die schon lange vor Vaters Zeiten da dienten, hatten sich von Herzen über alles gefreut, was Vater als Baumeister und Landwirt zustande gebracht hatte, und wohin er kam, begegnete er immer freundlichen Gesichtern. In der letzten Zeit jedoch war das anders geworden. Vater sah mürrische Gesichter, sowohl im Gesindehaus als in der Küche, und er wollte es durchaus nicht der zur Last legen, die allein schuld daran war, sondern fragte sich nur immer, warum sich denn die alten guten Dienstboten so undankbar und unfreundlich zeigten?

Dies alles half der Stiefmutter in hohem Grad, als sie Vater wegen der Meldung um Sjöskoga bearbeitete. Aber es wäre ihr sicher trotz allem nicht geglückt, wenn

nicht auch noch die ärgerliche Geschichte mit dem Kätner Vetter dazugekommen wäre.

Die Pfarrerstochter fühlte sich so müde und matt, daß sie sich nicht recht erinnern konnte, wann das eigentlich gewesen war. Aber sie meinte, es sei wohl Mitte März gewesen, als die Stiefmutter sich vor Angst fast nicht mehr fassen konnte, — weil Vetter aus dem Gefängnis entlassen wieder heimkam.

Vetter wohnte in einer kleinen Kate, eine Strecke nördlich von Lövdala, und eigentlich hätten alle erschrecken müssen, als es ruchbar wurde, daß er wieder da sei, denn Vetter war ein Erzdieb. Aber nun war er schon seit vielen Jahren der Nachbar von Lövdala, und so dachte man nicht weiter darüber nach, ob er daheim war oder nicht, insbesondere nicht, weil man wußte, daß er klug genug war, bei seinen nächsten Nachbarn keinen Einbruch zu verüben.

So oft Vetter aus dem Gefängnis entlassen wurde, gelobte er sich, nun ordentlich daheim zu bleiben; aber er vermochte eben sein Gelübde doch nicht zu halten. Er hatte Freude an seinem Handwerk und war ebenso stolz auf seine Geschicklichkeit im Stehlen, wie die Stiefmutter auf ihre Kochkunst. Die Folge davon aber war, daß Vetter den größten Teil seines Lebens im Gefängnis saß. Als Vater und Mutter heirateten, saß er eben auch wieder hinter Schloß und Riegel, und die Stiefmutter hatte deshalb keine Ahnung davon gehabt, daß ihr nächster Nachbar ein berüchtigter Dieb war.

Jetzt aber wurde die Stiefmutter von einer übermäßigen Angst befallen, die ihr fast den Verstand raubte. Sie glaubte ohnedies, alle Menschen, Vater kaum ausgenommen, seien Diebe, und lebte in beständiger Angst um ihr Eigentum. Während der vielen Jahre, die sie als Haushälterin in vornehmen Häusern verbracht hatte, waren ihr eine Menge Silbersachen geschenkt worden, und sie verwahrte diese in einem Schrein, den sie jede Nacht unter ihr Bett stellte. Dieses Silber war ihr das liebste, was sie besaß, und jetzt, wo sich ein so berüchtigter Dieb in der Nähe aufhielt, war sie der festen Überzeugung, es zu verlieren.

Die Stiefmutter hatte zwar ihre Schränke und Truhen

schon vorher so gut verschlossen und verriegelt wie nur immer möglich; aber seit Vetter zurück war, hatte sie kaum noch für etwas anderes Zeit, als die Schlüssel an ihrem Schlüsselbund zu zählen. Abends holte sie eine große Axt aus der Geschirrkammer und lehnte sie an ihr Bett, auch ließ sie Vater keine Ruhe, bis er eine geladene Flinte über seinem Bett aufhängte.

Vater versuchte sie zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß Vetter bei seinen Nachbarn niemals etwas stehle; aber auch er konnte ihr die unvernünftige Angst nicht austreiben.

Nachdem Vetter indes ein paar Tage daheim war, machte er wie gewöhnlich einen Besuch auf Lövdala. Mutter stand eben in der Küche, sah ihn am Fenster vorbeigehen und fragte gleich, wer das sei.

„Das ist ja der Vetter," sagte die Haushälterin, ohne eine Spur von Verwunderung. „Er kommt natürlich, um dem Herrn Pfarrer seine Rückkehr zu melden."

Das hatte die Stiefmutter nicht erwartet, denn der Mann, der da in die Studierstube hineingegangen war, hatte ja ganz wie ein ehrbarer, biederer Bauersmann ausgesehen. Ihre Beine versagten ihr den Dienst, und sie sank entsetzt auf einen Stuhl nieder.

So rasch sie es vermochte, raffte sie sich wieder auf, eilte ins Zimmer hinein, ergriff ihren Silberkasten, setzte sich damit auf das Kanapee im Saal und hielt ihn, solange Vetter beim Pfarrer drinnen war, fest umschlungen.

Aber Mutter durfte recht lange mit ihrem Silberkasten im Arm da sitzen bleiben, denn Vater hatte von jeher eine gewisse Schwäche für Vetter gehabt und ließ ihn nicht gehen, bis er ihm alle seine Streiche berichtet hatte. Und dann mußte ihn ja Vater auch noch ein wenig ermahnen, damit es nicht aussah, als habe er Vetter nur zu seinem Vergnügen schwatzen lassen.

Danach hatte sich Mutter wegen der Sachen, die sich im Wohnhaus befanden, doch etwas beruhigt. Um so größere Angst hatte sie aber um ihre Kisten in den Nebengebäuden und noch am allermeisten um das Vorratshaus. Dieses hatte nur ein altes, schlechtes Schloß; wer nur immer wollte, konnte es aufmachen. Wenn man

den Schlüssel nicht bei sich hatte, ließ es sich ganz leicht mit einem Hölzchen öffnen.

In derselben Woche nun, wo so viel über Sjöskoga verhandelt wurde, ließ Mutter den Schmied Olaus kommen, der besonders geschickt in seinem Handwerk war, und bestellte ein neues Schloß bei ihm, das so kunstreich sein sollte, daß es jedem Dieb Widerstand leisten würde.

Und vier volle Tage hindurch stand Olaus in seiner Schmiede; aber dann hatte er auch ein so großes und hartes Schloß hergestellt, daß selbst Mutter den Schlüssel kaum umzudrehen vermochte.

Als dieses Schloß dann glücklich in der Tür des Vorratshauses saß, war die Mutter ganz glücklich. Sie schloß es am Abend selbst zu, nahm den Schlüssel mit in ihr Schlafzimmer und sagte, in dieser Nacht werde sie ruhiger schlafen als seit vielen Tagen.

Am nächsten Morgen, als Mutter erwachte, lag der große Schlüssel unberührt unter ihrem Kopfkissen; aber das hatte nicht verhindert, daß im Vorratshaus etwas höchst Absonderliches vorgefallen war.

Dort war zwar die Tür ebenso fest verschlossen wie am vorhergehenden Abend, aber nichtsdestoweniger waren alle beweglichen Gegenstände, die darin gewesen waren — Fleischbottiche und Bretter voll gebackenem Brot, Schinken und Würste, Maße und Gewichte, Kübel und Säcke —, hinausgetragen und auf den Stufen des Vorratshauses in Reih' und Glied aufgestellt.

Wie gesagt, alles miteinander war herausgetragen, aber nichts gestohlen; und als man alles da vor der wohlverschlossenen Tür stehen sah, mußte man sich wohl verwundert fragen, wie denn das zugegangen war.

Die Mutter dachte natürlich sofort — und das dachten alle andern auch —, Vetter sei da am Werk gewesen. Aber als sie nachsah und nachzählte und fand, daß auch nicht ein einziges Stückchen Brot fehlte, konnte sie diesen Dieb einfach nicht begreifen.

Als Vater später seinen Morgenspaziergang machte, begegnete er indes dem Vetter, und da erhielt er die Erklärung.

„Vetter, Vetter!" sagte Vater. „Was hat Er da ge-

macht? Ist Er heute nacht in meinem Vorratshaus gewesen?"

Vetter sah ganz gekränkt aus, und er antwortete: „Der Herr Pfarrer kann die Frau Pfarrer von mir grüßen und sagen, ich stehle nie bei Herrschaften. Aber sie solle doch ja nicht meinen, weil sie so gute Schlösser habe, könnte ich mir das nicht holen, was ich haben möchte."

Ach, ach! Wenn der gute Vater noch wie früher gewesen wäre, hätte er sich lange Zeit an diesem Ausspruch ergötzt; jetzt aber nahm er Ärgernis daran. Der Vater wußte wohl, daß diese Geschichte im ganzen Kirchspiel bekannt wurde, und daß seine Frau, ja vielleicht auch er selbst von jedermann darüber ausgelacht würde.

Vater hatte Vetter offenbar kein Wort erwidert. Ach, in seinem Herzen stieg wohl das Gefühl auf, er werde von allen hintergangen und habe keinen Freund mehr in seiner Gemeinde. Und da dachte er, es wäre gewiß am besten, wenn er von Svartsjö wegginge.

Als er auf den Hof zurückkam, sagte er zu Mutter, er wolle am nächsten Tag nach Karlstadt fahren, um sich wegen Sjöskoga zu erkundigen.

Er war dann auch dort gewesen und wieder zurückgekommen, und es hatte wirklich ausgesehen, als sollte die Stiefmutter recht behalten, denn bei seiner Rückkehr war er ganz aufgeräumt. Er war nicht allein in Karlstadt, sondern auch in Stockholm gewesen, wo man ihm alle Hoffnung gemacht hatte, und nun zweifelte er gar nicht daran, daß er von Svartsjö fortkommen werde.

Eine sonderbare Neuigkeit hatte Vater indes auf dieser Reise auch gehört; Pastor Liljecrona in Finnerud hatte sich im Frühling verheiratet. Es sollte eine ganz geringe Person sein, durchaus keine gute Partie. Vater hatte auch gehört, dies sei die Veranlassung gewesen, warum er in Finnerud geblieben war.

Maja Lisa hatte den Vater nicht genauer darüber auszufragen gewagt, weil der Mutter Augen die ganze Zeit durchdringend auf sie gerichtet waren. Aber nun hatte sie jedenfalls erfahren, warum ihre erhofften Nothelfer nichts von sich hören ließen. Und diese Nachricht war der hauptsächliche Grund, warum sie so mutlos geworden und alle Hoffnung verloren hatte. Pastor Liljecrona war

ihr damals kampftüchtig und entschlossen vorgekommen; sie hatte sich auf ihn verlassen wie auf einen Bruder, und bis dahin hatte sie auch immer erwartet gehabt, er werde in seiner ganzen stürmischen Jugendkraft eines Tages angefahren kommen und alles für sie recht und gut machen.

Die Anklage

Alle Leute auf Lövdala waren so neugierig, daß sie es kaum aushalten konnten. Konnte man sich aber auch so etwas denken! Der Verwalter von Henriksberg war in Gesellschaft einer Frau angekommen, die kein Mensch kannte; und die beiden waren nicht in den Saal hineingegangen, wie die Leute, die zu Besuch kamen, doch sonst immer taten, sondern hatten den Herrn Pfarrer in seinem Zimmer aufgesucht und verhandelten nun da schon mehrere Stunden lang mit ihm.

Weder die Pfarrfrau noch die Pfarrerstochter, noch die Haushälterin, noch irgendeine von den Mägden konnte sich denken, welche Angelegenheit die beiden hergeführt haben mochte. Das Zimmermädchen, das ihnen beim Aussteigen behilflich gewesen war, sagte, sie hätten ernst und traurig ausgesehen; aber das war auch alles, was sie berichten konnte.

Die Pfarrfrau machte den Versuch, sich mit ihrer Arbeit in die gute Stube zu setzen, die Wand an Wand mit dem Studierzimmer war, und wenn sie da hätte bleiben dürfen, wäre sie wohl auch dahintergekommen, welches Anliegen die Fremden hergeführt hatte. Aber sie war noch keine zwei Minuten da drinnen gewesen, als der Pfarrer zur Tür hereinschaute und sie bat, sich in ein anderes Zimmer zu begeben. Sie werde das, was hier in seiner Stube verhandelt werde, später von ihm selbst erfahren.

Die beiden Gäste waren früh am Nachmittag angekommen, und so war die Pfarrfrau in Sorge, sie hätten am Ende noch nicht zu Mittag gegessen. Sie schickte also das Zimmermädchen hinein und ließ den Pfarrer fragen, ob sie die Gäste zu Tisch erwarten dürfe; aber das Zimmermädchen brachte den Bescheid, sie dankten, nein, sie wollten nichts haben.

Solange das Mädchen im Zimmer war, hatte keines von den dreien ein Wort gesprochen. Das einzige, was sie, als sie wieder herauskam, berichten konnte, war, daß die fremde Frau sich die Augen abgewischt habe, wie wenn sie geweint hätte.

Der Knecht, der sie hergefahren hatte, wurde in die Küche geladen, um da etwas zu essen. Er erzählte auch gerne alles, was er wußte, aber es war nicht viel. Die Frau habe er noch nie gesehen. Sie sei gestern zu Fuß nach Henriksberg gekommen und habe den Verwalter zu sprechen verlangt. Heute in aller Frühe sei der Verwalter selbst im Stall erschienen und habe einen Wagen nach Lövdala bestellt. Der Verwalter gehe auch sonst wochenlang schweigend umher, und heute habe er auf der ganzen Fahrt nicht ein einziges Wort gesprochen.

Die Pfarrfrau hatte seit der Ankunft dieser Gäste keine Ruhe mehr; sie konnte bei keiner Arbeit sitzen bleiben, sondern wanderte nur immer von Zimmer zu Zimmer. Einmal nahm sie die Kleine mit in den Saal und fragte sie, ob sie irgend jemand gesagt habe, daß sie ihr im Lesen und Schreiben Unterricht gebe.

Es wäre ja gar nicht schlimm, wenn sie davon gesprochen hätte, fuhr die Pfarrfrau fort. Aber sie habe eben gedacht, es wäre so schön, wenn sie selbst eines Tages zum Herrn Pfarrer sagen könnte, sie sei jetzt imstand, in seinen Büchern zu lesen, und deshalb solle die Kleine noch eine Weile darüber schweigen.

Die Kleine konnte sie beruhigen, nein, sie hatte mit niemand darüber gesprochen. Im stillen dachte sie, sie habe ohnedies niemals die geringste Lust verspürt, etwas von diesen Schreibübungen zu sagen, weder zum Herrn Pfarrer noch zu sonst jemand. Es gab anderes genug, über das zu schweigen ihr weit schwerer fiel. Sie konnte absolut nicht verstehen, warum Mamsell Maja Lisa ihr aufs strengste befohlen hatte, ihrem Vater nichts davon zu sagen, wie die Stiefmutter gegen sie war. Was hätte es denn geschadet, wenn der Herr Pfarrer erfahren hätte, was er für eine böse Hexe zur Frau hatte?

Maja Lisa zeigte sich am wenigsten neugierig von allen. In der letzten Zeit war ihre Seele wie gelähmt. Sie konnte sich jetzt weder freuen noch traurig sein und küm-

merte sich nicht mehr darum, wie es ihr ging. Sie war überzeugt, die Stiefmutter würde sie so lange quälen, bis sie schließlich schwer krank würde. Aber auch das tat jetzt nicht mehr viel. Vor dem Tode fürchtete sie sich am allerwenigsten. Es dünkte ihr nur schön und gut, erlöst zu sein und ruhen zu dürfen.

Sie hatte am Webstuhl gesessen, als die Kleine zu ihr gekommen war und ihr mitteilte, der Verwalter von Henriksberg sei nach Lövdala gekommen; aber sie hatte nur einen Augenblick im Weben innegehalten. Der Verwalter von Henriksberg — das klang ihr ganz fremd in den Ohren. Warum sollte sein Kommen für sie etwas zu bedeuten haben? Ja, wenn es im Winter gewesen wäre, da hätte sie alles mögliche von seiner Ankunft erwartet, aber jetzt...

Um fünf Uhr klingelte der Pfarrer und befahl, ein Brett mit Butter und Brot und drei Gläser Milch in die gute Stube zu stellen.

Da er ausdrücklich drei Gläser gesagt hatte, merkte die Pfarrfrau, daß sie ihnen nicht dabei Gesellschaft leisten sollte; sie blieb also an ihrer Näharbeit im Saal sitzen und wartete, bis sie die Gäste in der guten Stube wußte. Da legte sie ihre Arbeit zusammen und ging in die Küche.

„Komm mit mir," sagte sie zu der Kleinen. „Ich muß des Herrn Pfarrers Sonntagsanzug haben, daß er ausgebürstet wird, denn morgen ist ja Sonntag; bis jetzt habe ich nicht in sein Zimmer hineingehen können, aber nun sind sie im Wohnzimmer, und so lange sie zu Abend essen, wollen wir einen Versuch machen."

Sie gingen miteinander auf den Zehen durch den Flur und die Pfarrfrau öffnete die Tür zum Studierzimmer so leise, daß es die drei in der guten Stube unmöglich hören konnten. Und ebenso vorsichtig öffnete sie auch die Tür des Kleiderschranks.

„Steig einmal hinein!" flüsterte sie der Kleinen zu. „Aber leise, ganz leise!"

Die Kleine stieg in den Schrank, und sofort machte die Pfarrfrau die Türe zu.

„Sie kommen, du mußt jetzt einstweilen drinbleiben!" flüsterte sie noch durch den Türspalt. Dann hörte die Kleine, wie sie davonschlich.

Die Kleine blieb natürlich unbeweglich stehen, obgleich es noch eine gute Weile dauerte, bis sie die andern wieder hereinkommen hörte.

Wenn aber die Pfarrfrau die Kleine in den Schrank sperrte, um zu erfahren, welches Anliegen die Fremden hergeführt hatte, dann hatte sie sich unnötige Mühe gegeben. Denn jetzt ließ der Pfarrer sie und Mamsell Maja Lisa ins Zimmer hereinrufen und überdies auch noch die alte Frau Beata aus dem Brauhausflügel herüberbitten.

Als sie eintraten, stand der Verwalter von Henriksberg mit über der Brust gekreuzten Armen da und lehnte sich gegen das Bücherregal, die Frau aber, die mit ihm gekommen war, saß auf dem kleinen Ecksofa. Sie war nicht wie ein Dienstbote gekleidet, hatte aber zu große und zu grobe Hände, um dem besseren Stand anzugehören. Doch war sie noch jung und wäre auch hübsch gewesen, wenn sie nicht so furchtbar verweint ausgesehen hätte.

So oft eines von den Herbeigerufenen eintrat, stand der Pfarrer auf und stellte die Gäste vor.

„Dies hier," sagte er, „ist die Frau Pfarrer Liljecrona, die Frau des Pfarrers von Finnerud. Und dies hier ist ihr Schwager, Hüttenverwalter Liljecrona von Henriksberg."

Mehr wurde nicht gesagt, bis die Pfarrfrau und Frau Beata sich in den beiden großen Lehnstühlen niedergelassen hatten und die Pfarrerstochter sich auf eine Fußbank gesetzt, wo sie früher, so lange sie noch beständig bei ihrem geliebten Herrn Vater drinnen war, immer gesessen hatte.

Alle fühlten, daß ein Gewitter im Anzug war; aber keines wußte, über wen es losbrechen würde, bis der Pfarrer sich jetzt direkt an Maja Lisa wendete.

„Du weißt wohl schon alles von der Frau Pastor Liljecrona, die hier sitzt?" sagte er.

Maja Lisa saß mit niedergeschlagenen Augen da. Sie wagte nicht, ihren Vater anzusehen. Gleich als sie ins Zimmer trat, sah sie, daß ihm etwas Furchtbares widerfahren sein mußte.

„Jetzt ist das eingetroffen, was Vater den Todesstoß versetzt," dachte sie; denn sein Gesicht war aschgrau, und

er atmetete schwer zwischen jedem Wort, das er sagte. Da erschrak Maja Lisa bis ins tiefste Herz hinein, und die Erschlaffung und Gleichgültigkeit waren mit einem Schlag verschwunden. Ihre Hände begannen zu zittern, und sie mußte sie fest zusammenpressen, daß sie nicht hörbar gegeneinander schlugen. Sie erwartete jeden Augenblick, Vater werde, vom Schlag getroffen, vor ihren Augen niederfallen.

Aber der Pfarrer verlangte eine Antwort, und endlich wurde sie so weit Herr ihrer selbst, daß sie mit ziemlich ruhiger Stimme sagen konnte:

„Lieber Herr Vater, ich habe Frau Pastor Liljecrona noch nie gesehen und verstehe nicht, was Ihr meinet."

Der Vater zuckte die Achseln und sagte, sie verstehe ihn vielleicht besser, wenn er ihr sage, daß dies die Frau Pfarrer sei, die vorher viele Jahre lang Haushälterin bei Pastor Liljecrona gewesen war.

Vaters Stimme hatte dabei einen sonderbaren, ja verächtlichen, zornigen Klang. Maja Lisa zwang sich, aufzusehen. Vaters Stirne war finster zusammengezogen, und er wurde abwechslungsweise blaß und rot. Da sah Maja Lisa, daß ihr Vater über irgend etwas nicht allein tief unglücklich, sondern auch über die Maßen empört war. Und obgleich sie durchaus nicht begreifen konnte, wie das möglich war, mußte sie sich sagen, daß er über sie selbst böse sei.

Da stand sie unwillkürlich von dem Fußbänkchen auf und stellte sich, schlank und aufrecht, vor ihren Vater hin, wie um sich besser verteidigen zu können.

„Der Herr Vater sieht doch wohl, daß ich jetzt nicht klüger bin als vorher," sagte sie.

Der Vater sah aus, als hätte er eine solche Widerspenstigkeit nicht erwartet, und erwiderte: Er wisse zwar, daß sie die Geschichte kenne, aber da sie sie noch einmal hören wolle, könne er sie ihr ebensogut auch auf seine Weise erzählen. Tante Margreta in Svansskog habe ihr vielleicht keine ganz richtige Schilderung gegeben.

Hier erkühnte sich Maja Lisa, den Vater zu unterbrechen, indem sie sagte, die Tante in Svansskog habe ihr zwar viel von Pastor Liljecrona erzählt, die Haushälterin aber mit keinem Wort erwähnt.

Der Vater machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Es sei auch einerlei, ob ihr die Tante oder jemand anders den Klatsch zugetragen habe. Jedenfalls sei es ein Frauenzimmer gewesen, denn die Frauen seien allemal am schlimmsten gegeneinander. Wenn ein Mann von der Sache gesprochen hätte, würde er zugleich auch darauf hingewiesen haben, daß man sich in die Lage eines andern versetzen müsse, ehe man ihn verurteile. Wie viele von denen, die froh gewesen waren, daß es Pastor Liljecrona so lange unter den Finnen ausgehalten und dort an ihrer Aufklärung gearbeitet hatte, hätten sich wohl Gedanken darüber gemacht, wie es ihm da droben ging? Er selbst habe erst heute erfahren, daß jener in einer Finnenhütte wohnte, die nur eine einzige Stube hatte, und sich mit einer Besoldung begnügte, die nicht über hundert Taler im Jahre betrug. Welche ungeheure Arbeit also für die Person, die seinem Haus vorstehen und die ärgste Not abwehren sollte! Sie habe nicht allein die Kleider gewoben, sondern sie überdies auch genäht. Sie habe die Kühe und die Schafe in den Wald auf die Weide geführt und da gehütet; und während aller der Jahre, die sie in seinem Dienst gestanden, sei sie ihm von viel größerem Nutzen gewesen, als die verwöhnte Tochter eines Herrenhofs sich vorstellen könnte. Und der Frau Pfarrer sei es gewissermaßen zu verdanken, daß Pastor Liljecrona sein gutes Werk da droben habe vollbringen können.

Jetzt fühlte sich die Pfarrerstochter auch etwas gereizt. Warum war der Vater so aufgebracht? Meinte er, sie habe Pastor Liljecrona damals in Svansskog an sich zu locken gesucht? Mit ihm zu sprechen, war doch wohl nicht verboten gewesen?

Aber sie überwand sich und bat den Vater, ihr doch zu glauben, daß sie von alledem nie ein Wort gehört habe.

Des Vaters Finger spielten ungeduldig mit einem zusammengerollten Briefchen, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Ja, es sei ihm auch höchst merkwürdig, gab er zu, wie sie das Verhältnis, in dem Pastor Liljecrona zu seiner Haushälterin stand, erfahren hatte, da er es doch bis jetzt nach der Hochzeit sogar vor seinem Bruder habe geheim

halten können. Aber auf irgendeine Weise müsse sie es eben doch erfahren haben, und wie sie es dann übers Herz gebracht habe, so rasch abzuurteilen, das sei ihm unerklärlich; ob sie denn gar nicht begriffen habe, daß die andere die heiligsten Rechte hatte? Selbst wenn sie nicht die rechtmäßige Gattin gewesen, ja selbst wenn sie von niederer Herkunft war, hätte eine so lange Treue, eine so große Aufopferung auch bei dem Hartherzigsten auf Erbarmen rechnen können.

Noch einmal mußte die Pfarrerstochter ihren Vater bitten, zu entschuldigen, aber sie wisse immer noch nicht, was sie Böses getan habe.

Dem Vater war es außerordentlich widerwärtig, so viele Erklärungen geben zu müssen, das war nur zu deutlich; große Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirne.

Nun, wenn es eine Neuigkeit für sie sei, so wolle er ihr sagen, daß Pastor Liljecrona vor vielen Jahren versprochen habe, die Frau, die jetzt seine Gattin sei, zu heiraten. Es sei beschlossen gewesen, daß die Hochzeit stattfinde, sobald er eine Stelle habe, auf der er eine Frau versorgen könne, damit diese nicht mehr die Magd machen müsse. Sie habe auch bis letzte Weihnachten nicht die allergeringste Angst gehabt, er werde sein Wort nicht halten. Aber da hatte Pastor Liljecrona eine kleine Reise gemacht — vorgeblich um mit seinem Bruder zusammenzutreffen. Er war aber nur bis zur Svansskoger Herberge gefahren, und nach seiner Rückkehr war er vollständig verändert, trübsinnig und aufgeregt, und von der Hochzeit war nie mehr die Rede gewesen. Da hatte sich die Haushälterin erkundigt, mit wem er denn in Svansskog zusammengetroffen sei.

Jetzt wendete sich der Pfarrer direkt an Maja Lisa. „Du weißt am Ende nicht einmal, wen er da getroffen hat?"

„Doch, Herr Vater, das weiß ich, mich hat er dort getroffen. Und Pastor Liljecrona hat den ganzen Tag sehr einfach und natürlich ganz wie ein guter Bruder mit mir gesprochen."

Wieder machte der Vater eine Bewegung, als sei er über ihre Halsstarrigkeit ganz verzweifelt.

„Es kann ja sein, das Pastor Liljecrona an jenem

Tag nicht um dich anhielt; aber du scheinst über seine Gefühle nicht im Zweifel gewesen zu sein. Sonst hättest du doch keinen solchen Brief schreiben..."

Aber hier unterbrach Maja Lisa ihren Vater ohne alle Umstände.

„Herr Vater," sagte sie, „ich habe nie an Pastor Liljecrona geschrieben. Wenn die Frau Pastor das sagt..."

„Von einem Brief an Pastor Liljecrona ist durchaus nicht die Rede, sondern von dem Billett an seine Haushälterin."

„Ach so, an die Haushälterin!" entgegnete Maja Lisa, und ihre Stimme klang jetzt ebenso zornig und verächtlich wie die ihres Vaters. „Ach so, der Herr Vater hat erfahren, daß ich an sie geschrieben habe! Dann habe ich sie wohl gebeten, mir Pastor Liljecrona abzutreten?"

Der Vater sah sie kalt an. „Du weißt also doch, was du geschrieben hast," sagte er.

Aber jetzt war die Pfarrerstochter ernstlich böse. Sie dachte nicht mehr daran, den Vater zu schonen, sondern nur noch, wie sie sich selbst rechtfertigen könnte, und nun mußte sie wissen, wie alles zusammenhing.

„Saget, Herr Vater, steht mein Name unter dem Brief?" fragte sie.

„Nein, es steht kein Name unter dem Brief, aber er ist von deiner Tante in Svansskog nach Finnerud geschickt worden, mit dem Bescheid, er sei von Lövdala gekommen und solle Pastor Liljecronas Haushälterin zugestellt werden."

Der Vater war gewiß überrascht, daß Maja Lisa nach diesem schlagenden Beweis nicht nachgab, sondern nur weiter fragte:

„Bitte, Herr Vater, erzählet mir noch weiter, was ich getan habe. Es ist so lustig anzuhören. Ich kann nicht alles erraten."

„Was du weiter getan hast?" Der Vater schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ist es nicht genug, daß du den Brief geschrieben hast? Daß du dir einen Mann aneignen wolltest, der einer andern gehört? Daß du ein Weib beleidigt hast, das nur aus Liebe gesündigt hat? Was du getan hast? Du hast dieses andere Weib so zur Verzweiflung getrieben, daß sie in ihrer Desperation die

wahnsinnigste Torheit begeht. Sie wandert nämlich nach Karlstadt, sucht den Bischof auf, erzählt ihm alles und bittet um Hilfe. Darauf nimmt sich der Bischof ihrer Sache an und schreibt an Liljecrona, da er jetzt im Begriff stehe, eine große Pfarrei anzutreten, müsse er größere Anforderungen an sich selbst stellen. Er gibt ihm zu verstehen, daß er nicht zum Propst ernannt werden könne, ehe er seine eigenen Angelegenheiten in zufriedenstellender Weise geordnet habe. Der Bischof hat gewiß so freundlich und klug wie möglich geschrieben, aber Pastor Liljecrona ist ein stolzer, heftiger Mann. Er hat sich außerordentlich beschämt gefühlt und ist aufs tiefste verletzt gewesen. Es ist anzunehmen, daß sein gutes Herz schließlich gesiegt hätte, wenn nichts in der Sache geschehen wäre. Er würde die zufällige Leidenschaft, die ihn ergriffen hatte, überwunden und freiwillig dem Gebot der Pflicht gehorcht haben. Jetzt aber fühlt er sich gezwungen, er gerät in Verzweiflung, und es bemächtigt sich seiner ein unauslöschlicher Haß gerade gegen die, die so großes Recht auf seine zärtliche Fürsorge hat. Im Anfang läßt er indes nichts von diesem seinem Hasse merken, und ebensowenig erwähnt er das Schreiben des Bischofs. Aber eines Tages, ungefähr einen Monat, nachdem er das Schreiben empfangen hat, geht er in den Stall, spannt sein Pferd ein, fährt an seiner Türe vor und fragt, ob die Haushälterin ein Stück mitfahren wolle. Dies wird von ihr als eine große Freundlichkeit aufgefaßt, an die sie nicht mehr gewöhnt ist. Sie springt auf, nimmt rasch ein Kopftuch und setzt sich in der kurzen Werktagspelzjacke und in den derben Stiefeln, gerade wie sie geht und steht, in den Schlitten, der sogleich abfährt. Sie kommen an ein paar größeren Höfen vorbei. Es sind allerdings nur Finnenhütten; aber sie gerät doch wegen des Werktagskleides in Verlegenheit und will aussteigen und heimgehen. Doch nein, der Pfarrer will nicht halten. So gibt sie sich zufrieden; es geht in einen öden Wald hinein, die Fahrt wird immer toller. Sie beginnt sich zu fürchten und bittet aufs neue, aussteigen zu dürfen. Da wird ihr mit harter Stimme und zornigen Blicken erklärt, daß sie sich auf der Hochzeitsfahrt befinde; sie sei auf dem Weg nach dem Pfarrhof in Westmarken, um da getraut zu werden. Sie

glaubt, es sei ein Scherz, und bleibt eine Zeitlang sitzen, dann bittet sie noch einmal, den Schlitten verlassen und heimgehen zu dürfen. Da wird das Pferd mit einem Ruck angehalten, und sie erfährt, daß es ihr freistehe, den Schlitten zu verlassen, wenn sie es durchaus wolle; tue sie es aber, so verliere sie damit alle Aussicht, jemals getraut zu werden. Er habe jetzt die Absicht, nach Westmarken zu reisen und sich mit ihr trauen zu lassen, wenn sie aber diese Gelegenheit nicht benütze, werde sich eine solche nicht zum zweitenmal bieten. Sie wendete ein, die Trauung sei ja unmöglich, da noch kein Aufgebot stattgefunden habe. Da teilt er ihr mit, daß dies ohne ihr Wissen in ihrer Heimatgemeinde geschehen sei, und sein Gesicht hat dabei einen so erschreckenden Ausdruck, daß sie nahe daran ist, auszusteigen. Aber da fällt ihr ein, daß sie damit ihrem ganzen Lebensglück entsagen müßte, und so bleibt sie sitzen. Während der ganzen weiteren Fahrt ist sie voller Zweifel; sie begreift, wie verhaßt sie sein muß, wenn sie auf diese Weise gezwungen wird, sich ohne ein anständiges Hochzeitsgewand trauen zu lassen. Noch vor dem Altar ist sie auf dem Punkt, nein zu sagen; aber sie tut es doch nicht. Sie will den Geliebten nicht der andern überlassen, ihr, die den Brief, jene abscheulichen Zeilen, die das ganze Unglück verursacht haben, geschrieben hat. Sie hofft wohl auch, den Haß mit der Zeit mildern, hofft, zurückerobern und versöhnen zu können. Aber in dieser Beziehung verrechnet sie sich; sie ist ihm wirklich so verhaßt, daß sie sich entsetzt. Es wird ihr mitgeteilt, daß der Mann die große Pfarrei ganz entschieden abgelehnt hat, und sie fühlt, daß er es getan hat, damit sie sich weiter in der Armut wie ein Sklave abschinden soll. Geordnete Verhältnisse und eine angesehene Stellung werden ihr nicht gegönnt. Doch nicht genug damit. Sie entdeckt bald etwas noch viel Schlimmeres, nämlich, daß er sich auf jede Weise zu schaden sucht; sie entdeckt, daß er ohne Maß, ohne Beherrschung zu trinken anfängt. Sie bittet und bettelt, aber es hilft nichts. Sie kann es sich nicht verhehlen, daß er keine Freude mehr am Leben hat. Er fragt nicht einmal mehr nach seiner armen Gemeinde; er will sich zugrunde richten, will untergehen. — So ist also eine prächtige Laufbahn abgebrochen, ein vor-

trefflicher Mann ist in ein Ungeheuer verwandelt worden. Und alles infolge der Unbedachtsamkeit eines unvernünftigen jungen Mädchens! Ob du jetzt wohl begreifst, was du getan hast? Ob du vor allen Dingen verstehst, daß du am besten daran tätest, zu gestehen, daß du das Briefchen in einer flüchtigen Leidenschaft geschrieben hast? Denn wenn es nicht so wäre, würdest du deinen Vater zwingen, zu glauben, daß du den Brief aus teuflischer Berechnung geschrieben hast, um Liljecrona zu beseitigen, damit sein Platz in Sjöskoga von einem andern, der dir etwa noch näher steht, eingenommen werden könnte. Doch dann könnte dir nicht verziehen werden — da könnte ich dich nicht mehr meine Tochter nennen."

Während dieser ganzen Rede hatte Maja Lisa immerfort überlegt, wie sie den Vater überzeugen könnte, daß sie das Briefchen nicht geschrieben habe. Ach, wenn ihr bei einer andern Gelegenheit diese Geschichte mit so großer Beredsamkeit vorgetragen worden wäre, wie gerührt wäre sie da gewesen! Jetzt aber drehten sich alle ihre Gedanken nur um die Ungerechtigkeit, die ihr widerfuhr, und zwar nicht nur von ihrem Vater. Sie dachte dabei nicht an die arme Frau, sondern an den Mann, der sie hierher begleitet hatte, um sie anzuklagen. Er glaubte also die Beschuldigung auch, glaubte, daß sie geschrieben habe, um sich einen Mann zu erbetteln, der einer andern gehörte!

Da wendete sie sich plötzlich von dem Vater ab und sah Liljecrona an.

Seine Augen waren nicht auf sie gerichtet; trotzdem zuckte er zusammen, als habe er ihren Blick gespürt. Er sah tief bekümmert aus; aber jetzt flog mit einem Mal das gütige Lächeln über sein Gesicht. Er warf ihr einen beruhigenden Blick zu, gerade wie einem Kinde, das eine Torheit begangen hat, und schien sie bitten zu wollen, gefaßt zu sein, es sei keine große Gefahr vorhanden. Darauf sah er gleich wieder weg.

Ungeduldig wendete sich Maja Lisa von ihm ab; und während ihr Vater noch weiter sprach, richteten sich ihre Augen auf die Großmutter.

Großmutters Blick begegnete dem ihrigen mit tiefem Ernst und hatte beinahe denselben Ausdruck wie der Liljecronas.

Offenbar dachte Großmutter ganz wie er: Hab keine Angst, sondern fasse dich! Und auch Großmutter sah gleich darauf nach einer andern Seite, nach derselben wie Liljecrona.

Da schaute auch Maja Lisa dorthin, und da sah sie, wen die beiden anderen betrachteten — die Stiefmutter.

Diese schien merkwürdig erregt zu sein. Sie war totenblaß, und ihre Augen schauten ganz irr und wirr, ungefähr wie an jenem Morgen, wo Maja Lisa ihr zum erstenmal begegnet war. Man sah deutlich, Mutter war von einem großen Schrecken erfüllt.

Einen Augenblick überlegte Maja Lisa, ob am Ende die Stiefmutter das Briefchen geschrieben habe; aber sie verwarf den Gedanken wieder, da die Mutter ja in der Schreibkunst nicht bewandert war. Überdies war es kein Wunder, wenn Mutter Angst hatte, denn der Vater war jetzt unnatürlich aufgeregt. Sie hatte alle Ursache, unruhig zu sein, wie das enden werde.

Was für ein Glück, daß Maja Lisa Mutter angesehen hatte! Dadurch war ihr wieder eingefallen, daß sie sich hüten mußte, ihren Vater zu erzürnen. Sie hörte ihm also ganz still bis zum Schlusse zu, und als er ausrief, daß er sie nicht mehr seine Tochter nennen wolle, sagte sie ganz demütig: „So tue der Herr Vater mit mir, wie er will. Wenn ich nicht mehr unter seinem Dach leben darf, muß ich wohl ..."

Hier wurde sie von Pfarrer Liljecronas Frau unterbrochen, die jetzt rasch auf sie zutrat.

Jetzt müsse es aber genug sein, rief sie, indem sie angstvoll nach Maja Lisas Hand griff. Es habe weder in ihrer, noch des Verwalters Absicht gelegen, daß von diesem Briefe weiter die Rede sein solle. Sie hätten ihn dem Pfarrer nur vorgelegt, um ihn zu überzeugen, daß seine Tochter Liljecrona gern habe. Sie selbst habe sich gestern nach Henriksberg begeben, weil sie ganz außer sich gewesen sei. Denn sie wolle nicht, daß Pastor Liljecrona ihretwegen zugrunde gehe. Sie habe auch den Verwalter nur fragen wollen, ob es denn keine Möglichkeit gebe, ihren Mann von ihr zu befreien? Sie wolle ihm die Scheidung anbieten, wolle ihm nie mehr unter die Augen treten, wenn sie nur die Gewißheit erhielte,

daß er dann sie bekäme, die er liebte. Und nur um darüber zu sprechen, seien sie und der Verwalter hierhergekommen. Sie hätten Maja Lisa nichts Böses antun wollen, nein, sie wollten nur, sie solle ihnen helfen, den zu retten, der im Begriffe stehe, sich zu verderben.

Die Pfarrerstochter sah diese einfache Frau an. Und mit einem Male wurde ihr klar, was für ein prächtiger junger Mann Pfarrer Liljecrona gewesen war, und sie begriff, wie entsetzlich unglücklich sich seine Frau fühlen mußte. Da gewannen bei Maja Lisa die gewohnte Freundlichkeit und Teilnahme wieder die Oberhand, und sie erwiderte mit bebender Stimme:

„Ach, ich kann es ja nicht! Gewiß würde ich ihm helfen, wenn ich es vermöchte; aber heiraten kann ich ihn niemals, denn er ist nicht der, den ich liebe."

Sie fühlte, wie ihr bei diesem Geständnis eine heiße Röte Hals und Gesicht überflutete. Fast hätte sie geradezu den Namen dessen genannt, den sie lieb hatte.

Doch der Vater machte wieder eine ungeduldige Bewegung, als wolle er all dies beiseite schieben. „Du hast noch nicht..."

Aber jetzt wurde der Pfarrer unterbrochen, und zwar von Großmutter Beata, die von ihrem Lehnstuhl aus das Wort ergriff.

„Lieber Sohn!" sagte sie. „Mein lieber Sohn verfährt heute abend recht hart mit Maja Lisa. Er weiß doch, daß eine Siebzehnjährige gewiß nie zugeben wird, jemanden lieb zu haben, am allerwenigsten im Beisein von so vielen Leuten. Hätte mein lieber Sohn allein mit Maja Lisa gesprochen, so würde sie sich wohl kaum geweigert haben zu sagen, wie alles zusammenhängt!"

Maja Lisa richtete unwillkürlich ihren Blick auf Großmutter. Es klang eine bestimmte Absicht aus ihrer Stimme, und es war ihr auch, als blinzle ihr Großmutter ganz verstohlen zu.

„Mein lieber Sohn nimmt diese Sache so heftig," fuhr Großmutter fort, „weil er glaubt, er könne mit in sie hineingezogen werden; aber er soll sich nicht einbilden, daß irgend jemand den Verdacht hege, er könne seine Hand mit im Spiele haben. Jedermann weiß, daß mein lieber Sohn nichts getan hat, um Pfarrer Liljecrona an-

zuschwärzen und ihn dadurch zum Rücktritt zu zwingen, damit er selbst die große Pfarrei bekommen könnte."

Ringsumher blieb es still; keines wußte, was es antworten sollte.

„Ich denke," fuhr die Großmutter fort, „Maja Lisa kann es ruhig auf sich nehmen, den Brief geschrieben zu haben, und mein lieber Sohn kann ihr ruhig verzeihen. Jedermann kann verstehen, daß sie aus jugendlichem Unverstand so gehandelt hat. Daß es so schlimm ausfallen würde, konnte sie sich doch nicht denken."

Maja Lisa sah, daß ihr die Großmutter zublinzelte, sie solle die Schuld auf sich nehmen; aber sie begriff nicht, warum das Großmutter wünschte. Da machte die Alte endlich eine schwache Handbewegung und deutete auf die Stiefmutter.

Diese saß noch ebenso von Schrecken erfüllt da wie vorher, und nun verstand Maja Lisa Großmutters Gedanken. Großmutter glaubte, Mutter habe das Briefchen abgeschickt, und da hielt sie es in Anbetracht des Vaters für besser, wenn sich Maja Lisa, die es ja aus Liebe und Unvernunft getan haben konnte, schuldig bekannte, als daß er erführe, daß die Gattin, die doch nur die größte Bosheit dazu getrieben haben konnte, die Schuldige war.

Ach, Maja Lisa kam dieses Verlangen zu schwer vor! In ihrer Unentschlossenheit wendete sie sich um und warf einen verstohlenen Blick auf den, der auch jetzt noch ganz still an dem Bücherregal stand. Ihr war, als erwidere er ihren Blick liebevoll und teilnehmend; aber das war wohl ein Irrtum, er mußte sie ja hassen.

„Lieber Herr Vater!" sagte dann Maja Lisa. „Verzeiht mir, daß ich geleugnet habe. Aber der Herr Vater hat mir so große Angst..."

Doch als sie fortfahren wollte, kam es ihr zum Bewußtsein, daß das, was sie auf sich zu nehmen im Begriff stand, so gemein und erniedrigend, ja ein zu großes Unrecht gegen sich selbst war. Sie brach in Tränen aus, warf sich in die Arme der Großmutter und schluchzte:

„Es ist zu schwer! Ich kann nicht!"

„Gewiß ist es schwer, ich begreife es gut," sagte Großmutter. „Aber nun ist es ja gesagt. Jetzt kommst du hinüber zu mir, damit du dich ausweinen kannst."

Zugleich legte die Großmutter den Arm um sie, und während sie noch immer schluchzte und versicherte, sie könne es nicht tun, führte Großmutter sie nach der Türe.

„Du brauchst nichts mehr zu sagen," tröstete sie. „Der Herr Vater versteht alles. Du bist ja noch ein Kind."

Da, als sie schon auf der Türschwelle standen, kam endlich Leben in Liljecrona.

Er trat vor und machte Großmutter die Türe auf, und als er sah, daß die Haustüre auch eingeklinkt war, ging er mit hinaus und machte auch diese auf.

Als er dann sah, daß die Stufen vor dem Hause steil und für einen alten Menschen beschwerlich waren, und daß es überdies auch nach dem Brauhaus ziemlich steil abwärts führte, ging er noch weiter mit und stützte die Großmutter auf dem ganzen Wege. Dann kam noch die schwierige Treppe zu Großmutters Zimmer hinauf. Da konnte er nicht umkehren, sondern geleitete sie auch noch da hinauf.

Aber als sie dann in Großmutters Zimmer angelangt waren, schlang er plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, beide Arme um Großmutters Hals und küßte sie auf die Wange. Und dann machte er es bei Maja Lisa geradeso. Er zog sie in seine Arme und küßte sie.

Und ohne ein einziges Wort zu sagen, war er dann verschwunden.

Aber alles, was dieser Mensch tat, kam plötzlich und überraschend, gerade wenn man es am wenigsten erwartete, so daß man nicht sich dagegen wehren konnte — —

Schließlich war es dann die Kleine und niemand anders, die die Sache zu Ende führte.

Gleich nachdem Mamsell Maja Lisa die Großmutter in die Brauhauskammer hinunterbegleitet hatte, verabschiedeten sich auch die Fremden und fuhren sofort ab. Dem Pfarrer aber mußte es nicht ganz wohl sein, denn er blieb in seinem Stuhl sitzen und begleitete sie nicht einmal auf die Treppe hinaus. Sobald die Fremden fort waren, kam die Pfarrfrau zu ihm herein und sagte, sie habe im Saal ein kleines Abendbrot hergerichtet. Nach alledem, was er heute durchgemacht habe, müsse er sich ein wenig stärken. Aber er sagte nur, man solle ihn jetzt

in Frieden lassen. Es sei Samstagabend, und er müsse seine Predigt noch fertig machen.

Er nahm auch seine Papiere aus der Schreibtischschublade heraus und kritzelte ein paar Zeilen nieder. Aber mehr wurde nicht daraus, und er warf die Feder wieder weg.

Dann schob er den Stuhl zurück, ging eine Zeitlang im Zimmer hin und her, und schließlich legte er sich auf das Ecksofa.

Nun war es ganz still geworden, so still, daß die Kleine sich fragte, ob er am Ende eingeschlafen sei. Durch einen Spalt in der Schranktüre konnte sie sehen, daß er auf dem Sofa lag; aber es gelang ihr nicht, herauszubringen, ob er die Augen geschlossen hatte.

Wenn sie ganz sicher sein dürfte, daß er schliefe, wollte sie jetzt den Versuch machen, sich davonzuschleichen. Sie war unbeschreiblich müde von dem langen Stehen in dem engen Schrank. Und dabei war es doch so notwendig, daß sie herauskam, damit sie mit der Pfarrerstochter und Frau Beata sprechen konnte! Sie, sie konnte ihnen ja etwas mitteilen, über das sie sich sehr freuen würden.

Jetzt hatte der Pfarrer so lang stillgelegen, daß es gar nicht anders möglich war, er mußte eingeschlafen sein. Sie meinte, sie dürfe die Schranktür wohl ein klein wenig zurückschieben, um zu erfahren, wie es stehe. Ganz leise ging die Türe auf; aber der Pfarrer schlief nicht, sondern starrte regungslos auf die gegenüberliegende Wand. Gerade als die Kleine die Türe wieder zuziehen wollte, sah er auf und erblickte sie.

Er richtete sich auf und ging auf den Schrank zu. Da blieb der Kleinen nichts anderes übrig, als die Türe aufzustoßen und herauszusteigen.

„Was soll das heißen?" sagte der Pfarrer. „Was hast du in meinem Schrank zu tun?"

Er sah so streng aus, daß das arme Ding Angst bekam. Aber der Pfarrer und sie waren immer gute Freunde gewesen; sie hatte ihn am liebsten von allen auf dem Hofe, nach seiner Tochter natürlich. Und da sie nicht wollte, daß er etwas Schlechtes von ihr denken solle, beeilte sie sich, zu erzählen, daß die Pfarrfrau sie hier in dem Schrank zurückgelassen habe, während er und die Fremden im Wohnzimmer gewesen seien. Sie seien nur herein=

gekommen, des Herrn Pfarrers Sonntagsanzug zu holen.

Der Pfarrer blieb nachdenklich stehen. Dann sagte er: „Du kannst ruhig die Wahrheit sagen, denn schlimmer, als es ist, kann es nicht mehr werden. Nicht meine Frau, sondern Maja Lisa ist es wohl gewesen, die dich hier in den Schrank gesperrt hat?"

Die Kleine war so außer sich, daß sie kaum die Worte herausbringen konnte.

„Die Pfarrerstochter!" rief sie. „Sie sollte mich in einen Schrank einsperren, um da zu horchen? Da ist sie sich wirklich zu gut dazu."

Der Pfarrer seufzte. „Es gibt wohl nicht viel, für das sie sich zu gut ist," sagte er. „Glaube ja nicht, ich werde noch ärgerlicher über dich werden, wenn du gestehst, daß dich Maja Lisa hier hineingestellt hat. Du sollst weder wegen des einen noch wegen des andern gescholten werden, wenn du nur die Wahrheit sagst."

Die Kleine wußte ganz bestimmt, daß sie, seitdem sie nach Lövdala gekommen war, auch nicht ein unwahres Wort gesprochen hatte, und das sagte sie dem Herrn Pfarrer auch.

Aber das war dem Pfarrer jetzt höchst gleichgültig. „Ich begreife ja, daß Maja Lisa allen Grund hatte, Angst zu haben," sagte er. „Und deshalb begreife ich auch, daß sie dich gebeten hat, hier hereinzugehen, um zu erlauschen, was wir hier sprachen. Die Frau Pfarrer aber hat ja mit der Sache gar nichts zu tun."

Die Kleine stand still da und erwiderte kein Wort. Sie wußte nicht, was sie sagen durfte. Von der Pfarrerstochter war ihr streng verboten, dem Pfarrer irgendeine Klatscherei über die Pfarrfrau zu hinterbringen, und ihre eigene Mutter hatte dasselbe gesagt. Es war hier nicht wie in Svansskog; dort hatte sie alles, was es auch sein mochte, erzählen dürfen.

Als sie schwieg, schien der Pfarrer bestimmt anzunehmen, daß alles sei, wie er glaubte, und er gebot ihr, sich zu entfernen.

Sie kam auch bis zur Tür; aber da rief er sie zurück. Es war ihm noch etwas in den Sinn gekommen, worüber er sie befragen wollte.

„Hör einmal!“ begann er. „Da du solche Aufträge für Maja Lisa besorgt hast, bist du vielleicht auch die, die ihr beim Schreiben dieses Briefes geholfen hat? Denn er ist mit einer Kinderschrift geschrieben, und du kannst ja lesen und schreiben.“

„Für Mamsell Maja Lisa habe ich nie einen Brief geschrieben,“ sagte die Kleine. „Aber für die Frau Pfarrer habe ich einmal einen geschrieben.“

„Ach so, du hast nur für die Frau Pfarrer geschrieben,“ sagte der Pfarrer, „aber für Maja Lisa nicht?“ Man konnte es seinem Ton wohl anmerken, daß er auch jetzt nicht glaubte, sie sage die Wahrheit. „Vielleicht kannst du dich noch darauf besinnen, wovon der Brief handelte, den du für die Frau Pfarrer geschrieben hast?“

Die Kleine erwiderte, sie könne ihn, wenn es der Herr Pfarrer wünsche, Wort für Wort hersagen; und da befahl er ihr, es zu versuchen.

„Eigentlich bin ich des Schreibens nicht recht fähig,“ fing nun die Kleine an aufzusagen, „und so bitte ich, daß die geschätzte Jungfer selbst nachdenken möge. Pfarrer Liljecrona hat jetzt eine gefunden, die ihn glücklich machen würde, wenn Ihr nicht im Wege stündet. Wenn die Jungfer gutwillig fortginge, so dürfte sie einer nie aufhörenden Dankbarkeit gewiß sein, und für ihre Zukunft würde gesorgt werden. Außerdem möge die Jungfer auch bedenken, daß man in der neuen Gemeinde eine Pfarrfrau von unbescholtenem Lebenswandel verlangen würde ...“

Der Pfarrer winkte mit der Hand ab. „Das genügt,“ sagte er, und dann sah er die Kleine lange und prüfend an. „Und das soll in dem Brief gestanden haben, den du für die Frau Pfarrer geschrieben hast?“

Ohne zu zögern, bejahte es die Kleine. Die Pfarrfrau habe ihr zwar verboten, davon zu sprechen, daß sie lesen und schreiben bei ihr lernte, aber von diesem Brief habe sie nie etwas gesagt.

Der Pfarrer zuckte nur die Achseln. „Jetzt siehst du selbst, wie du lügst,“ sagte er müden Tones. „Denn da du die ganze Zeit über in dem Schrank dort gestanden hast, mußt du auch gehört haben, daß Maja Lisa eingestanden hat, den Brief geschrieben zu haben.“

Die Kleine fühlte, daß sie rot wurde. Das konnte sie

doch wirklich nicht auf sich sitzen lassen. Es war zu schrecklich, daß der Herr Pfarrer glaubte, sie lüge.

„Du kannst jetzt gehen," sagte der Pfarrer. „Zuerst konnte ich nicht begreifen, wie es gekommen sein könnte, daß der Brief nicht von Maja Lisas Hand geschrieben war. Aber jetzt ist mir auch das klar. Du kannst zu ihr gehen und ihr das sagen."

Aber die Kleine ging nicht. „Es ist die Frau Pfarrer gewesen, die mich den Brief hat schreiben lassen," sagte sie. „Und sie ist es auch gewesen, die mich in den Schrank eingesperrt hat."

„Ihr beide, du und Maja Lisa, habt wohl miteinander ausgemacht, daß ihr so sagen wollt?"

Der Pfarrer sah allmählich ernstlich böse aus, und die Kleine begriff, daß sie fortgeschickt wurde, wenn sie ihn jetzt nicht durch irgend etwas überzeugen konnte. Ratlos blickte sie sich nach allen Seiten um. Da fiel ihr Blick auf die alte Einliegerin, die gerade am Fenster vorüberging.

„Sehet, Herr Pfarrer, da geht die vorbei, die mit dem Brief nach Svansskog geschickt worden ist," sagte sie, „und die könnte man gut fragen, ob es die Pfarrerstochter oder die Pfarrfrau war, die sie damit hingeschickt hat."

Schon wollte der Pfarrer antworten, er wolle jetzt nichts mehr von der Sache hören; aber in der Hartnäckigkeit der Kleinen lag etwas, was ihn bezwang. Er stand auf und schritt auf die Türe zu. Als er diese dann aber rasch öffnete, stieß er gegen jemand, der dicht, ganz dicht davor gestanden hatte. Es war die Pfarrfrau.

Er warf einen Blick auf sie, blieb stehen und sah sie noch einmal an, wie um sich zu vergewissern, daß sie es auch wirklich sei; darauf trat er auf die Treppe hinaus und richtete ein paar Fragen an die Alte. Als er zurückkehrte, war die Pfarrfrau verschwunden.

Nachdem er sich wieder auf seinen Stuhl am Schreibtisch niedergelassen hatte, rief er die Kleine zu sich her. „Nun sollst du mir noch erzählen, wie es zuging, als du den Brief schriebst," sagte er.

Und das Kind gab ihm so genaue Auskunft, daß ihm auch nicht der leiseste Zweifel mehr blieb.

„Ich sehe, ich habe dir unrecht getan, Nora Sause-

wind," sagte er dann. „Zur Belohnung dafür darfst du jetzt zu Maja Lisa hinuntergehen und ihr alles erzählen."

Das brauchte er der Kleinen nicht zweimal zu sagen. Im nächsten Augenblick schon war sie drüben in der Stube des Brauhauses, wo noch großer Jammer herrschte, und erzählte alles, was vorgefallen war. Die Pfarrerstochter hörte im Anfang kaum auf das, was sie sagte; aber schließlich begriff sie doch, daß der geliebte Vater jetzt die Wahrheit wußte, und da sprang sie auf und rief: „Großmutter, Großmutter! Ich muß jetzt gleich zum Herrn Vater hinüber und sehen, wie es ihm geht!"

Aber im selben Augenblick ging die Tür auf, und der geliebte Vater stand selbst auf der Schwelle.

Und es war nicht der Vater von gestern und heute, sondern vor ihr stand der Vater der vergangenen Jahre, ein guter, liebevoller, treuer Vater, der die Arme nach ihr ausbreitete!

Der Ruhestein

Ein paar Tage nach der großen Entdeckung war Maja Lisa zur gewohnten Zeit draußen und ging mit der Kleinen auf der Landstraße spazieren.

Aber an diesem Abend wandelte sie nicht mutlos und schwach mit müden Schritten dahin, sondern jetzt waren es zwei, die das Echo hervorriefen, zwei, die in der Sandgrube nach Katzengold suchten, zwei, die den Bach eindämmten, und zwei, die auf der Weide Anemonen pflückten!

Zu einer Neckerei mit dem Käuzchen aber hatte Maja Lisa doch keine Lust, und so ließ sie die Kleine bei der großen Birke und ging allein den Hügel zum Ruhestein hinauf. Übrigens mußte das Käuzchen heute geselliger als gewöhnlich sein, denn die Kleine gesellte sich weder bei dem Gespenstermäuerchen noch später zu ihr.

Als Maja Lisa so weit gekommen war, daß sie den Ruhestein sehen konnte, blieb sie plötzlich stehen. Dort oben, nicht auf dem schmalen ausgehauenen Sitz, sondern auf dem Felsblock selbst, wurde sie eines Menschen gewahr. Er kauerte auf dem Stein und stützte das Kinn

in die Hände. Sein Blick aber haftete nicht am Boden, sondern war auf die Baumwipfel gerichtet, und er war eifrig beschäftigt, einer Drossel zu pfeifen, die auf einer großen Tanne jenseits des Weges saß; er ahmte den Drosselschlag nach und brachte den Vogel so in Eifer, daß diesem fast die Kehle zersprang.

Beide, die Drossel und der Mann, waren so in ihr Spiel vertieft, daß sie Maja Lisas Kommen nicht bemerkten. Sie blieb eine Weile regungslos stehen und hörte zu, während sie den Mann höchst verwundert betrachtete. So oft sie ihn vorher getroffen hatte, mußte er immer von einem schweren Kummer bedrückt gewesen sein. Und deshalb hätte sie bis zum heutigen Abend nie geglaubt, daß er erst fünfundzwanzig Jahre sein könnte. Jetzt sah er wie ein richtiger Junge aus, und sie war über diese Entdeckung so verdutzt, daß sie unwillkürlich hell auflachte.

Er wandte den Kopf ein wenig, um zu lauschen, während sich sein Blick gleichzeitig auf einen andern Baumwipfel richtete, als meinte er, der Ton sei von dorther gekommen.

Da brach Maja Lisa aufs neue in helles Lachen aus. Und jetzt hörte er, was es war. Rasch sprang er von dem Felsblock herunter und eilte auf sie zu. Gerade auf sie habe er hier gewartet, sagte er. Er sei bei ihrer Freundin Britta in Loby gewesen, um sich zu erkundigen, wie er es anstellen müsse, Mamsell Maja Lisa allein zu treffen. Und Britta habe ihm gesagt, sie pflege jeden Abend bis zum Ruhestein spazieren zu gehen.

Maja Lisas Herz begann heftig zu schlagen, als habe es eine große Freude erwartet. Ach, ach, wie konnte es nur so unvernünftig sein! Es mußte doch nachgerade wissen, daß er mit keiner angenehmen Botschaft kommen würde. Wahrscheinlich wollte er wegen seines Bruders mit ihr sprechen, wollte sicher den Vorschlag der Schwägerin unter ruhigeren Verhältnissen noch einmal vorbringen.

Und es war so, wie sie gedacht hatte. Er geleitete sie überaus höflich, fast etwas umständlich zu dem Ruhestein hin, half ihr auf den Felsblock hinauf, wo er eben gesessen hatte, blieb aber selbst auf dem Wege stehen.

Dann begann er sie ganz feierlich zu fragen, ob es sich wirklich so verhalte, daß sie eine Neigung zu seinem Bruder habe.

Und dann war er gerade wieder so wie in Svansskog. Sie wußte nicht, warum sie auf einmal ärgerlich und gerührt zugleich war, auch nicht, warum der Ärger die Oberhand bekam, und ziemlich gereizt erwiderte sie, sie begreife nicht, warum er sich überhaupt die Mühe mache, zu fragen. Er meine wohl, sie könne mit seinem Bruder nicht ein paar Stunden zusammengewesen sein, ohne sich gleich in ihn verliebt zu haben.

Aber er ließ sich nicht anmerken, ob ihn ihr unfreundlicher Ton gekränkt hatte. Sie konnte überhaupt fast nicht glauben, daß dies derselbe Mensch sein sollte, der vorhin hier gesessen und der Drossel gepfiffen hatte. Er war jetzt so abgemessen, als handle es sich um eine Geschäftssache, und als habe er sich jedes Wort, das dabei gesprochen wurde, vorher genau überlegt. Ganz so sah er gewiß aus, wenn er Eisen verkaufte oder einen Kontrakt mit den Kohlenfuhrleuten abschloß.

Er bat, Maja Lisa solle ihn doch nicht für aufdringlich halten; er habe nur gefragt, weil er sich, ehe er fortfahre, vergewissern müsse, ob ihr Herz noch frei sei.

Aber in Maja Lisa erwachte eine unwiderstehliche Lust, ihn zu reizen und ihn aus seiner großen Sicherheit etwas aufzurütteln.

„Das ist doch nicht so ganz selbstverständlich, daß mein Herz frei ist, weil ich Pastor Liljecrona nicht liebe," warf sie ein. „Vielleicht gibt es andere ..."

Er verneigte sich ein wenig verächtlich. „Das ist durchaus richtig," sagte er. „Und wenn Ihr nur die geringste Aussicht habt, daß der, an den Ihr denkt, um Eure Hand anhalten wird, dann werde ich nichts mehr sagen."

Das Blut schoß ihr in die Wangen; aber sie sah ihm fest in die traurigen Augen, als sie antwortete: „Nein, ich habe ganz und gar keine Aussicht dazu."

„Nun, dann möchte ich Euch um einen Rat bitten," sagte er, indem er sein Taschentuch herauszog und ihm einen fest zusammengefalteten, versiegelten Brief entnahm, den er aber in der Hand behielt, ohne sie die Adresse sehen zu lassen. „Vielleicht seid Ihr so freund=

lich, mir zu sagen, ob ich dieses Schreiben abschicken oder zerreißen soll?"

Maja Lisa erwiderte nichts. Sie mußte unwillkürlich an jenen Morgen denken, wo er in die Fuchsgrube hinabgesprungen war. Damals ging es: hier ein Schlag und da ein Schlag, und in einem Nu war alles geschehen. „Warum kann er jetzt nicht einen raschen Sprung machen und zuschlagen, daß ich erfahre, was er eigentlich meint?" dachte sie. „Woher kommt es, daß er jetzt so umständlich vorgeht?"

„Diesen Brief hier, Mamsell Maja Lisa," fuhr er fort, und seine Stimme klang, wenn möglich, noch kühler und geschäftsmäßiger als vorher, „diesen Brief hat ein junger Mann geschrieben, der vor ein paar Jahren an dem Grab seiner Braut stand und dort das Gelübde ablegte, sein ganzes Leben einsam zu bleiben, um nur immer an sie denken zu können. Seither hat der junge Mann nie einen Augenblick daran gedacht, sein Gelübde zu brechen, ja, er hat sich nicht einmal je dazu versucht gefühlt. Er hat sein Herz mit der Geliebten ins Grab hinabgesenkt, und es kann nicht wieder lebendig werden. Aber, Mamsell Maja Lisa, dieser junge Mann traf vor ein paar Monaten mit einem armen, einsamen und verlassenen Kind zusammen. Er las in dessen Augen die holdeste Vereinigung von Freundlichkeit und Demut, noch mehr aber überraschte ihn eine wunderbare Ähnlichkeit mit der Geliebten. Sofort empfand er die größte Sympathie für sie. Es war ihm, als flüsterte ihm die Verstorbene zu, er müsse dieser jungen Einsamen, die ihr Ebenbild sei, zu helfen suchen. Da machte der junge Mann einen Versuch, sie mit dem edelsten Manne, den er kannte, mit seinem eigenen Bruder, zusammenzubringen. Er sah sie beieinander, sah sie vor dem Herde Seite an Seite sitzen und träumte schon von einem großen Glück für beide; aber dann schoben die widerlichsten Umstände sich dazwischen. Dieses Vorgehen des jungen Mannes brachte Unglück über die beiden, deren Glück er hatte begründen wollen. Der geliebte Bruder geriet zuerst in das gräßlichste Elend, und bei dem Versuch, der zu seiner Rettung unternommen wurde, wurde auch das junge Mädchen völlig unverdient in die schwierigste

Lage versetzt. Nun aber glaubte der junge Mann Tag um Tag die Stimme seiner Verlobten zu hören, die ihm aus dem Grabe zurief, dem jungen Mädchen wenigstens bei sich ein Heim anzubieten, wo er dann mit der zärtlichsten Fürsorge versuchen könnte, sie glücklich zu machen, und wo sie in sicherem Schutz vor der harten Hand wäre, die jetzt über sie herrsche. So lagen die Dinge, liebste Mamsell Maja Lisa, als der junge Mann diesen Brief schrieb. Er hatte die Absicht, ihn diesen Morgen abzuschicken; aber dann wurde er wieder unschlüssig, und er hielt es für notwendig, erst Euch, Mamsell Maja Lisa, zu Rate zu ziehen."

Er schwieg, und ohne noch etwas hinzuzufügen, ließ er den Brief in ihren Schoß niedergleiten. Sie las die Adresse. Der Brief war an den hochgelehrten Herrn Hilfsprediger Erik Lyselius gerichtet, also an ihren Vater.

Nie, niemals in ihrem ganzen Leben, hatte sich Maja Lisa so gekränkt gefühlt. Wenn er jetzt das tat, was sie nie erwartet hatte, wenn er jetzt um sie freite, warum mußte es auf diese Weise sein? Nur weil sie ihm leid tat! Ihr erster Gedanke war, aufzuspringen, den Brief zu zerreißen und ihm die einzelnen Stücke ins Gesicht zu werfen. Sie war jetzt aufgebrachter über ihn als über ihren Vater, da dieser die Raclitz geheiratet hatte. Und sie dachte: „Ach, lieber Gott, es kommt mir vor, als könnte ich nur auf die Leute richtig böse sein, die ich lieb habe!"

Aber Maja Lisa hatte seit jenem Tage, wo sie sich dem Vater und der Raclitz gegenüber nicht hatte beherrschen können, viel erlebt, und sie hatte sich jetzt ganz anders in der Gewalt. Sie glitt nur von dem Stein herab, ließ den Brief auf den Weg fallen und begann, ohne ein Wort zu sagen, den Hügel hinunterzugehen.

Und sie durfte eine tüchtige Strecke, ganz bis zum Steinmäuerchen, hingehen, ohne daß ihr jemand nachkam.

Während sie so bergab schritt, merkte sie erst, wie schön der Abend war. In den Bäumen zwitscherten die Vögel, in der Luft tanzten die Mücken, auf dem jungen Grün der Blätter spielte die Frühlingssonne, das Bächlein plätscherte lustig im Graben, überall keimten und

sprossen Pflanzen und junge Triebe hervor, ja es war fast, als könne man das Gras wachsen hören.

Aber wie merkwürdig! Gerade das vergrößerte ihren Zorn. Er hätte doch begreifen müssen, daß man an einem solchen Abend, wenn man überhaupt kommen wollte, nur in der richtigen Weise kommen durfte. Ach, wenn er doch so klug gewesen wäre, es bleiben zu lassen! Sie wäre nicht so unglücklich gewesen, wenn sie nur ganz im stillen von ihm geträumt hätte.

Außerdem hätte er sich klugerweise auch erst darüber Gewißheit verschaffen müssen, wie es ihr ging, ehe er sich aufmachte und ihr diese große Demütigung zufügte. Hätte er gewußt, daß sie mit ihrem Vater versöhnt war, und daß die Stiefmutter am selben Abend noch, wo er mit seiner Schwägerin auf Lövdala gewesen war, fortgelaufen, ja auf und davon gegangen war, ohne irgendeinem Menschen auch nur ein Wort davon zu sagen, und daß sie auch bis jetzt noch nicht zurückgekommen war, dann hätte er sie mit diesem Beweis seines Erbarmens verschonen können.

An der Sache selbst hätte es freilich nichts geändert. Und wenn sie sich in der allergrößten Not befunden hätte, sie wäre ebenso böse auf ihn geworden, weil er nur aus Mitleid um sie warb. Auf einen andern wäre sie nicht so aufgebracht geworden, auch nicht auf seinen Bruder, wenn es dieser ebenso gemacht hätte.

Plötzlich blieb sie stehen. Warum war sie denn gerade über ihn so erregt? Die Antwort brach wie eine Offenbarung über sie herein. Weil — weil sie ihn liebte!

Ja, ach ja! Dies war die Liebe! Die Liebe! Sie hatte in den Büchern von ihr gelesen, hatte in Liedern von ihr gesungen, aber im eigenen Herzen hatte sie sie bisher noch nie verspürt gehabt. Nun aber hatte es den ganzen Frühling hindurch wie ein schwaches Feuer in ihr geglimmt, sie aber hatte das Gefühl nicht mit Namen nennen können. Doch jetzt schlug die Liebe in ihr empor wie ein loderndes Feuer, und sie verwunderte sich fast, daß die Flammen nicht aus ihr herausschlugen.

Da wandte sich Maja Lisa um. Alles war auf einmal ganz anders geworden. In ihrem Herzen brannte die Liebe. Seit dieses große Wunder geschehen war, war sie

nicht mehr dieselbe. Sie konnte dem, der schuld daran war, daß sie die Liebe kennen gelernt hatte, nicht mehr böse sein.

Er war ihr nachgegangen und hatte sie beinahe eingeholt. Als sie sich nun so plötzlich umdrehte, standen sie einander Auge in Auge gegenüber.

Wahrhaftig, mußte nicht eine solche Flammenglut wie die, die jetzt in ihr brannte, auf den andern überspringen? In seinen Augen flammte ein Widerschein auf, oder war es vielleicht nicht nur ein Widerschein? Sie schienen ihr zu stark zu glänzen, diese Augen! Maja Lisa wußte ja noch so wenig von der Liebe, die Leidenschaft aber, mit der er sie jetzt an sein Herz drückte, schien dieselbe heiße Sehnsucht auszudrücken, die sie zu ihm hinzog.

Ihr Erstaunen war unbeschreiblich. Sie wußte nicht, ob sie ihren Sinnen trauen dürfte. Aber die Worte, die er jetzt in kurzen Ausrufen hervorstieß, diese beglückenden Fragen, ob sie ihn liebe, dieses feurige Bekenntnis, daß er sie vom ersten Augenblick an geliebt, sich aber seiner Schwachheit geschämt habe, diese schmerzliche Reue darüber, daß er sich selbst etwas vorzulügen gesucht und sich vor seiner Liebe versteckt hatte, diese trotzige Rede, daß er jetzt weder nach Lebenden noch nach Toten frage, wenn nur sie ihn liebe — konnte es anders sein, als daß sein Herz in derselben verzehrenden Liebe für sie glühte, wie das ihre für ihn?

Die Erdgeister auf Lövdala

Phylax stand auf der Freitreppe und bellte und heulte die ganze Nacht. Die Kleine hatte ihn noch nie so fürchterlich heulen hören, sie konnte unmöglich einschlafen. Mamsell Maja Lisa wachte sicher auch und konnte kein Auge schließen, und sie hätte doch den Schlaf in ihrem angegriffenen Zustand so nötig gehabt. Nein, es ging nicht anders, die Kleine mußte einen Versuch machen, den Hund zum Schweigen zu bringen.

Sie warf sich Rock und Jacke über und schlich durch die

Küche in den Flur hinaus. Ehe sie indes die vielen Schlösser und Riegel an der Haustür aufgebracht hatte, war der Hund still geworden; aber sie ging doch für alle Fälle auf die Veranda hinaus, um ihn hereinzulocken.

Aber wie merkwürdig! Sie konnte ihn nirgends sehen. Sie wußte bestimmt, daß er die ganze Nacht auf der Veranda gestanden hatte; jetzt aber, wo sie sich die Mühe gemacht hatte aufzustehen, war er natürlich verschwunden. Sie ging sogar bis auf die Freitreppe vor und rief und lockte ihn; aber der Hund war nirgends zu sehen.

Es war eine herrliche Nacht. Der Himmel war mit kleinen weißen Wolken bedeckt, die sich zu Kränzen und Ringen ineinandergeschoben hatten, als wollten sie nun, wo sie niemand sah, allerlei künstliche Spiele vornehmen. Die Sonne war noch nicht hinter dem Berge aufgegangen, aber trotzdem war es taghell. Dabei war es nicht im geringsten kalt, sondern so lau und mild, daß die Kleine kein bißchen fror, obwohl sie mit bloßen Füßen herausgetrippelt war.

Die sechs großen Ebereschen, die in einer Reihe vor der Scheune standen und mit ihren breiten Wipfeln wie eine grüne Mauer aussahen, entfalteten schon ihre Blüten. Die großen weißen Blütendolden leuchteten hell aus dem dunklen Grün hervor. Das war ebenso schön wie die glänzenden Sternenlichter an einem dunklen Nachthimmel.

Ob es nun der Gegensatz zwischen dem frischen Grün war, das jetzt im Frühling überall hervorleuchtete — der Kleinen kamen alle die Gebäude, die rings um den Hof herstanden, plötzlich so alt und so baufällig vor. Sie betrachtete den Altan über dem Stall und die halbrunden Scheunenfenster, die unter dem schwarzgewordenen Strohdach hervorschauten, sowie die schiefe Tür des Brauhauses — alles sah in dieser Frühlingsnacht gar so betrübt aus und seufzte über sein Alter. Sie betrachtete auch das Gesindehaus, das ein steinernes Erdgeschoß hatte, sowie das Vorratshaus, das auf Pfosten stand. Dann schweifte ihr Blick über die vielen Gattertüren hin, die jetzt im Frühjahr wieder in die Zäune eingesetzt waren, sowie über die langen Reihen von Pfählen, die

die Zäune bildeten. Alles war so alt, daß es krumm, schief und verfallen aussah. Die Dachfirste waren eingesunken, die Wände waren grau geworden, und zwischen dem Gebälk wucherte grünes Moos hervor.

Dies war das erstemal, daß der Kleinen der Gedanke kam, der ganze Hof sei allmählich zu alt geworden und bedürfe überall der Erneuerung. Aber so etwas denkt man auch nur im Frühling, wenn man sieht, wie sich die Bäume, die Sträucher und die Felder schmücken und in ihren schönsten Staat kleiden.

Vielleicht, dachte die Kleine, gibt es auch für die Höfe etwas Ähnliches wie Sommer und Winter, obgleich für sie wohl längere Zeiten dazwischen liegen als für Bäume und Sträucher.

Frühling war es auf einem Hofe, wenn ein junges Paar hinkam, das Neues aufbaute und das, was zu alt war, wegriß. Und Winter war es, wenn diese jungen Leute alt geworden waren, wenn das, was sie aufgebaut hatten, dem Einsturz nahe war und sich nach frischen Kräften sehnte, die wiederum neu bauen und Ordnung schaffen sollten.

Der Kleinen dünkte es ganz sonderbar, daß sie auf solche Gedanken gekommen war. Aber das war auch eine ganz merkwürdige Nacht, so warm und schwül und geheimnisvoll! Das Kind wurde ängstlich und wollte rasch ins Haus zurück; aber da fiel ihr der Hund wieder ein.

Als sie sich jetzt nach allen Seiten umsah, um herauszufinden, wohin der Hund wohl gegangen war, schien es ihr, als rühre sich etwas auf dem Rasen unter den Ebereschen.

Die Kleine hatte weit drinnen im dunklen Wald gewohnt, und sie hatte früh und spät für die Mutter Botengänge machen müssen; aber niemals hatte sie etwas Übernatürliches gesehen, und sie hatte auch niemals geglaubt, daß sie so etwas sehen werde. Mutter hatte immer gesagt, sie brauche sich nicht zu fürchten; sie habe keine Anlage dazu, Wichtelmännchen oder Hexen zu begegnen.

Aber dort drüben sah sie jetzt wirklich etwas höchst Merkwürdiges, darüber bestand kein Zweifel. Sie war

ein wenig bestürzt; aber eigentliche Angst bekam sie nicht so leicht. Und es war auch nicht zum Erschrecken — dort drüben tanzten nur ein paar Wichtelchen.

Ja, zwei waren es, ein Herr und eine Dame, die so groß waren wie sechsjährige Kinder, aber viel schlanker und feiner gebaut. Beide waren wie die vornehmsten Edelleute gekleidet, in schwarzen Samt mit Spitzen und Tressen. Der Herr hatte einen Dreispitz auf dem Kopf, einen Degen an der Seite, einen mit seidenen Blumen gestickten Leibrock und Schnallen auf den Schuhen. Die Dame trug kurze, sehr weite Röcke, rote Strümpfe, einen großen Federhut und in der Hand einen Fächer.

Sie tanzten ununterbrochen. Er faßte sie bei der Hand, und mit erhobenen Armen trippelten sie eine Strecke vorwärts, dann wechselten sie und trippelten wieder zurück. Sie trennten sich, gingen aufeinander zu, verbeugten sich, schließlich umschlangen sie einander um die Mitte und schwangen sich im Kreise.

Nein, in ihrem ganzen Leben hatte die Kleine noch nie etwas so Schönes gesehen, das war sicher und gewiß! Die Bewegungen der beiden waren leicht und anmutig, sie flogen nur so übers Gras hin. So konnten keine Menschen tanzen, diese beiden dort waren wie aus Luft gemacht. Sie hatten Gesichter wie das allerfeinste Porzellan und sehr kleine Hände und Füße. Ach, du lieber Gott, wer doch auch so klein und niedlich wäre!

Die Kleine konnte sich nicht losreißen, solange sie dort drüben tanzten. Sie stand unbeweglich und fragte sich, warum die beiden wohl so froh und vergnügt waren und gerade in dieser Nacht tanzten? Na, das war nicht schwer zu verstehen. Die beiden dort waren gewiß die echten Hausgeister von Lövdala, und sie waren wohl glücklich, daß jetzt, wo die Raclitza verschwunden war, wieder alles ins rechte Geleise kam.

Während die Kleine so dem Tanze zusah, fühlte sie sich noch geneigter als bisher, das zu glauben, was der lange Bengt behauptete. Er war der letzte, der die Raclitza gesehen hatte, und er war ihr am Samstagabend ganz spät drunten auf den Svartsjöer Wiesen begegnet. Sie habe ganz irr und wirr ausgesehen, genau wie an jenem Tage, wo sie sich zum erstenmal gezeigt hatte, und er behauptete

aufs bestimmteste, ja, er wollte gleich darauf schwören, er habe sie in den Svartsjöbach hineinsteigen sehen.

Vielleicht, dachte die Kleine, waren nun die richtigen Hausgeister froh, daß die kalte, falsche Wasserfrau keine Macht mehr über Lövdala hatte.

Nein, wie wundervoll sie tanzten! Warum lag man nur drinnen in den Stuben und verschlief die hellen Nächte? Warum tanzte man nicht auch auf dem grünen Rasen? Warum war man nicht selbst so leicht und lustig, warum hatte man so viel Kummer, den man nie abwerfen konnte?

Da plötzlich hörte die Kleine im Hause drinnen ein dumpfes Geräusch wie von einem schweren Fall, und eilig lief sie in den Flur zurück.

Sie lauschte, vernahm aber nichts mehr. Doch war sie ganz sicher, daß das Geräusch aus dem westlichen Zimmer, dem Zimmer des Pfarrers, gekommen war.

So rasch sie konnte, lief sie zu Mamsell Maja Lisa hinein und sagte, sie solle doch aufstehen, dem Herrn Pfarrer müsse etwas geschehen sein.

Die Pfarrerstochter warf hastig ein paar Kleidungsstücke über und fragte währenddessen, was denn geschehen sei. Die Kleine berichtete mit fliegendem Atem, sie habe von der Freitreppe aus zwei kleine Gestalten tanzen sehen, und dann habe sie plötzlich droben im Zimmer des Herrn Pfarrers einen dumpfen Fall gehört.

Da wurde die Pfarrerstochter totenblaß.

„Diese beiden zeigen sich nur, wenn Lövdala einen neuen Herrn bekommen soll," sagte sie; „aber ich glaube, bis jetzt hat sie noch kein Mensch jemals tanzen sehen."

Sie hatte erst einen Schuh angezogen; aber sie dachte jetzt nicht an ihre Kleidung, sondern eilte hinauf in die westliche Stube.

Hier lag der Pfarrer auf dem Boden ausgestreckt und rührte sich nicht.

„Was ist Euch, Herr Vater, was ist Euch?" rief Maja Lisa, indem sie sich über ihn beugte.

Gleich darauf hob sie den Kopf wieder und sah die Kleine an, die ihr gefolgt war.

„Der Herr Vater ist tot," sagte sie. „Komm, wir

wollen ihm noch für alles danken; er ist uns vielleicht noch so nahe, daß er uns noch hören kann."

Sie nahm seine Hand, küßte sie innig und zärtlich und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Dann durfte ihm auch die Kleine noch die Hand küssen.

Alsdann stand die Pfarrerstochter auf und sah sich im Zimmer um, wie um zu erfahren, wie es zuletzt gewesen war. Der Vater hatte am Schreibtisch gesessen und geschrieben, in seinem Federkiel war die Tinte noch naß. Während er schrieb, hatte er sich wohl plötzlich unwohl gefühlt; da war er aufgestanden, um mit seiner Glocke zu läuten und Hilfe herbeizurufen, und da war er zu Boden gesunken.

Auf dem Tisch lag die halbfertige Predigt. Die letzten Zeilen liefen mit kritzeligen ungleichen Buchstaben schräg über die Seite herab. „Der Arbeiter, der sein Werk vollendet hat, sehnt sich nach Ruhe und freut sich, daß ein besserer an seine Stelle tritt."

Da stürzten Maja Lisa die Tränen aus den Augen. „Jetzt verstehe ich, warum die beiden gerade für Vater tanzten. Sie wußten, daß er fort wollte. Sie wußten, daß er frei werden würde."

Die Heimat

Die Pfarrerstochter saß in der Küchenkammer, hatte Bibel und Gesangbuch vor sich und las Gottes Wort zum Trost in ihrem großen Leid.

Es war noch früh am Morgen, und gerade vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit sie den geliebten Vater tot auf dem Boden gefunden hatte. Den ganzen Tag hindurch hatte sie so viel zu besorgen gehabt, daß sie gar nicht an ihren großen Verlust hatte denken können. Aber in der Nacht war der Schmerz in seiner ganzen Größe über sie hereingebrochen, und sie hatte nicht schlafen können. So war sie aufgestanden, ehe noch irgend jemand im Hause wach war, hatte die beiden Bücher vorgenommen und las nun darin.

Aber schon nach ganz kurzer Zeit machte sie die Bücher

14*

zu, faltete die Hände und dankte nun Gott von Herzensgrund, daß sie jetzt nicht allein und verlassen war, sondern einen treuen, zuverlässigen Freund zu eigen hatte, der ihr helfen und sie beschützen konnte. Denn jetzt würde wohl die Stiefmutter zurückkommen, um die Herrschaft über den Hof an sich zu reißen, und wenn Maja Lisa dann den Freund nicht gehabt hätte, wäre sie ganz in der Stiefmutter Gewalt gewesen. Und dann hätte sie nicht allein über den Verlust ihres guten Vaters, sondern auch über ihr eigenes Schicksal weinen müssen.

Kaum hatte Maja Lisa dies gedacht, als draußen vor dem Fenster, das nach dem Garten hinausging, herrliche, gedämpfte Geigentöne erklangen.

Maja Lisa wußte wohl, wer spielte; sie selbst hatte gestern nach ihm geschickt.

Einen Augenblick stieg der Gedanke in ihr auf, es schicke sich wohl nicht, daß er vor einem Trauerhaus spiele; aber sie verwarf ihn sofort wieder. Ihrem Freund fiel es schwer, in Worten auszudrücken, was er ihr sagen wollte, deshalb hatte er die Geige mitgebracht. Es war durchaus nicht unpassender, wenn er ihr auf diese Weise sagte, wie sehr er teil an ihrem Schmerz nahm, als wenn er es ihr mit Worten ausgedrückt hätte.

Sie saß mit dem Rücken gegen das Fenster und konnte ihn nicht sehen; aber sie wagte sich nicht umzudrehen. Sie hörte ihn zum ersten Male spielen, denn jenes Aufspielen auf Svansskog konnte nicht gerechnet werden. Und sie konnte nichts dafür, aber mitten in ihrem tiefen Leid bereitete es ihr eine innige Freude, daß er wieder nach dem Bogen gegriffen hatte. Ja, ja, seine große Liebe zu ihr, sie war es, die ihn instand gesetzt hatte, ihn wieder zu führen.

Ach, daß man einer Geige solche Töne zu entlocken vermochte! Daß der Bogen und die Saiten so hinschmelzend hold erklingen konnten!

Was er spielte, klang so traurig, so traurig! Maja Lisa liefen große Tränen die Wangen herab.

Aber allmählich veränderte sich sein Spiel. Jetzt war es nicht mehr ruhig und tröstend. Sie wußte zwar nicht, ob sie es richtig deuten konnte, aber es kam ihr auf einmal wild und erschreckend düster vor.

Sie verwunderte sich mehr und mehr. Das war kein Spiel, das für den Vater paßte! Der gute Vater war immer glücklich gewesen und hatte auch andere glücklich zu machen gesucht. Nie hatte er etwas von Kummer und Angst wissen wollen. Als er gefunden hatte, daß das Leben schwer und verworren wurde, war er dahingegangen. Ja gewiß würde sie um den geliebten Vater trauern und sich von ganzem Herzen nach ihm sehnen. Aber doch war die Erinnerung an ihn hell und licht.

Nein, jetzt konnte sie nicht mehr glauben, daß er da draußen sie mit seinem Spiele trösten wollte. Aus einem anderen Grunde führte er den Bogen. Eines andern Menschen Not und Verzweiflung klang aus den Saiten, die er rührte.

Ja, sie hatten recht, sie, die ihn einen Meister nannten! So wenig ausgebildet Maja Lisa auch in der Musik war, sie verstand ihn, wie wenn er mit ihr redete.

Er klagte so jammervoll! Jemand war in den schwärzesten Abgrund versunken, jemand war in Ketten geschlagen, jemand brannte im verzehrendsten Feuer!

Und niemand, niemand konnte ihn ans Licht heraufbringen, niemand konnte ihm die Freiheit schenken, niemand die Glut löschen, die ihn marterte!

Maja Lisa wurde das Herz so schwer, so schwer! Es war wie zusammengepreßt, wie wenn es zermalmt werden sollte. Wenn ein großer Sünder, der in der tiefsten Hölle schmachtet, eine Geige in die Hände bekäme, dann könnte er vielleicht in solchem Spiel seiner ganzen Qual Ausdruck verleihen.

Aber er da draußen, wessen Unglück drückte er in seinem Spiel aus? War es seine eigene Qual, oder war es die eines andern?

Maja Lisa erwartete, daß das Spiel sich wieder verändern, daß er auf etwas anderes übergehen werde. Aber das war eine eitle Hoffnung. Nichts anderes konnte er spielen als zunehmende Angst. Jetzt war es nicht mehr schön anzuhören, es klang schrill und gellend.

Sie konnte nicht länger ruhig zuhören. Ein furchtbares Unglück mußte ihn betroffen haben, es war nicht anders möglich. Sie mußte ein Fenster aufmachen und ihn fragen.

Als er sie sah, brach er mitten drin mit einem Ton ab, der ihr wilder in den Ohren gellte als irgendeiner vorher. Der Hut war ihm während des aufgeregten Spiels vom Kopf gefallen, und das Haar lag wirr auf seiner Stirn. Er war blaß wie ein Kranker, und alle seine Gesichtszüge waren von Schmerz verzerrt.

„Du hast gesagt, du möchtest mich spielen hören," preßte er hervor. „Jetzt hast du deinen Willen, nun weißt du, wie es klingt."

Ach, seine Stimme war so scharf und seine Worte so heftig, daß Maja Lisa glauben mußte, er sei über sie aufgebracht! Sie erschrak und wagte nicht, den Mund aufzumachen, um zu fragen, was ihm geschehen sei.

Da sagte er mit derselben Leidenschaft. „Du hast mich noch nie spielen hören. Du hast vielleicht nicht einmal gewußt, daß ich es war, der hier spielte."

Da fiel ihr ein zu sagen: „Ich glaubte, es sei der Nöck."

„Hast du ihn denn gehört?"

„Er soll ja spielen wie einer, der sich nach der Seligkeit sehnt und doch weiß, daß er sie niemals gewinnen kann."

Bei diesen Worten trat er weiter vor. Er stand ihr jetzt so nahe, daß sie ihm gut die Haarlocke aus der Stirne hätte streichen können; sie wagte es aber nicht.

„Ja, ganz recht, so ist es," sagte er. „Ich bin auch einer, dem der Himmel verschlossen ist."

Zugleich schlug er die Hände vors Gesicht und schluchzte laut.

Es war herzzerreißend; und Maja Lisa hätte gern ihr Leben hingegeben, um die Qual, die ihn marterte, zu lindern.

„Was ist dir? Was ist dir?" fragte sie. „Hast du etwas Böses getan? Hast du ohne deine Absicht jemand umgebracht?"

Sie verstummte jäh. Dies war ja das schlimmste, was sie hätte sagen können!

Er nahm die Hände vom Gesicht und streckte die geballten Fäuste aus.

„Ich bin ein Mörder, ich weiß es. Eine Zeitlang hab' ich es jede Nacht aufs neue durchgemacht. Ich

spielte ihr den Todestanz, und sie tanzte, bis sie tot umfiel. Man sieht es mir wohl an, was ich für einer bin."

Maja Lisa konnte nichts entgegnen; es war gewiß am besten, sie ließ ihn ausreden, nachdem er nun im Zug war.

„Im letzten Winter hab' ich ihr nicht mehr vorgespielt. Deshalb hab' ich es gewagt, um dich zu freien, Maja Lisa. Ich glaubte, sie wolle es. Aber sie war es nicht, die es wollte, nein, nur ich selbst hab' es gewollt."

Zu sprechen wagte Maja Lisa nicht; aber sie streckte die Hand aus, um sie ihm auf die Stirne zu legen und ihn zu beruhigen. Er aber fuhr zurück, bis er außer dem Bereich ihrer Hand war.

„Du hättest mich nicht bitten sollen, zu spielen, nie, nie! Die Saiten an meiner Geige hättest du zerschneiden sollen, sobald du mich spielen hörtest. Das Geigenspiel hat alles wieder ins Leben zurückgerufen."

Er lachte unbeschreiblich wild und unheimlich auf.

„Ich bin hierher geeilt, sobald ich deine Botschaft bekommen hatte, und ich nahm meine Geige mit, weil ich dachte, sie könne dich besser trösten als ich. Aber als die Saiten einmal gerührt waren, da wachte alles, alles wieder auf. Ich sah das große Zimmer vor mir, wo sich die stampfenden, erhitzten Paare hurtig im Kreise drehten, und zwischen ihnen sah ich eine, die so leicht und fein dahinschwebte, als gehörte sie gar nicht zu den andern. Und da spielte ich nur noch für sie, ganz allein für sie. Und da jagte ich sie in den Tod."

Er rang die Hände, daß sie knackten.

„Und ich glaubte, ich könnte das vergessen! Könnte den Gewissensqualen entgehen und glücklich werden! Könnte von dem Gelübde frei werden, das ich an ihrem Grabe abgelegt habe! Ich war wie verzaubert, hatte alles vergessen, bis mich die Geige wieder zu mir selbst brachte.

Maja Lisa war es, als sei sie gar nicht mehr für ihn vorhanden; aber sie wollte trotzdem noch einen Versuch machen, sich und ihr Recht zu behaupten.

„Denkst du gar nicht mehr an mich?" fragte sie. „Auch mir hast du dein Wort gegeben."

„Ja, ich hab' es dir gegeben, weil ich glaubte, sie

wolle es. Aber jetzt weiß ich es besser. Sie will mich ganz allein haben, verstehst du? Du mußt mich freigeben."

„Ach, Liebster, wie könnte ich dich freigeben? Ich habe ja niemand als dich. Wenn es sich um eine Lebende handelte, die ein Recht auf dich hätte, dann müßte es wohl sein. Aber ich sehe nicht ein, warum ich dich einer Toten abtreten soll."

In Maja Lisas Stimme mußte etwas gelegen haben, das ihn rührte. Er sah zu ihr auf, und dabei verschwand der düstere, erschreckende Ausdruck aus seinem Gesicht. Er hielt noch immer die Geige und den Bogen in der Hand, und plötzlich kam es ihm beschwerlich vor, sie noch halten zu müssen; aber er wollte sie nicht auf die Erde legen, und so reichte er sie Maja Lisa zum Fenster hinein. Maja Lisa nahm sie schweigend in Empfang und legte sie auf einen Tisch im Zimmer.

Als sie darauf wieder ans Fenster trat, griff er nach ihren beiden Händen. Er drückte sie gegen seine Stirne und hielt sie so eine Weile ganz still fest, wohl damit sie fühlen sollte, wie heiß und verwirrt seine Gedanken da drinnen durcheinander wogten. Darauf begann er mit unsäglich trauriger Stimme und mit vielen Unterbrechungen, aber doch so, daß sie ihn wieder erkennen konnte, zu reden.

„Nein, Maja Lisa, du darfst nicht glauben, daß ich es so meine, wie ich vorhin gesagt habe. Nicht meinetwegen bitte ich dich, mich freizugeben, nein, durchaus nicht. Aber ich kann nicht so gewissenlos sein, dich mit in mein Unglück hineinziehen zu wollen. Jetzt hast du gesehen, wie ich bin, wenn die Schwermut mich überkommt. Nun kannst du nicht mehr wünschen, mit mir vereinigt zu werden."

Er schwieg, wie um eine Antwort abzuwarten; aber Maja Lisa war so betrübt und erschrocken, daß sie nichts zu sagen wußte, und so fuhr er fort:

„Ich weiß ja recht wohl, wie es dir geht; und jetzt, wo du deinen Vater verloren hast, möchte ich nichts lieber tun, als dir zur Seite stehen und dir helfen. Aber bedenke: was du auch Schweres von deiner Stiefmutter erleiden magst, kann in keiner Weise mit dem Elend

verglichen werden, das dich erwartet, wenn du mit mir vereinigt wirst. Ich muß dir das bekennen, ich kann nicht anders. Es kann mich zuzeiten eine so tiefe Schwermut überkommen, daß ich es nicht mehr daheim aushalte, sondern in die Wildnis hinauswandere und dort, ohne mit einem Menschen zu verkehren, oft wochenlang umherstreife, ja und bisweilen stürze ich mich auch in das wildeste Leben hinein, nur um Vergessen zu finden. Ach, aber das verstehst du doch wohl, Maja Lisa, daß ich dich zu lieb habe, um dich in dieses hineinziehen zu wollen. Ich hätte mich dir nie nähern sollen, und ich würde es auch nicht getan haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, ich sei geheilt."

Wieder hielt er inne; da Maja Lisa aber ihre Antwort noch nicht fertig hatte, fuhr er fort:

„Vorhin fühlte ich fast Zorn gegen dich in meinem Herzen aufsteigen, weil ich deinetwegen wieder gespielt hatte; denn gerade das Spiel hat mir gezeigt, daß das Schwere und Düstere noch immer in meinem Herzen wohnt. Und da hab' ich gewünscht, diese Gefahr wäre mir gar nicht zum Bewußtsein gekommen, und wir hätten geheiratet, während ich noch glaubte, alles stehe gut. Aber das wirst du doch verstehen, daß ich nur einen einzigen Augenblick so dachte. Ich habe dich zu lieb, Maja Lisa, ja, ja, zu lieb, um zu wünschen, daß du meine Frau werden sollst."

Während er all dies sagte, sah ihn Maja Lisa unverwandt an. Sie begriff, er sprach die Wahrheit, wenn er sagte, er leide an tiefer Schwermut, und es war wohl möglich, daß sie, wenn sie ihn heiratete, noch unglücklicher wurde, als wenn sie wieder unter die Herrschaft der Stiefmutter kam. Aber sie konnte an nichts anderes denken, als daß sie ihm zur Seite stehen und ihm helfen wollte.

„Ach," sagte sie, „das weißt du doch wohl, daß ich lieber Sorgen und Unglück mit dir teilen, als mit einem andern lauter frohe Tage verleben möchte. Wenn es wahr ist, daß du mich lieb hast, dann sollst du nicht von mir gehen. Wie könnte ich — —"

Sie verstummte plötzlich, denn sie sah ja, daß das, was sie sagte, keine Macht über ihn hatte.

„Ach," dachte sie, „wie kann ich ihn doch zu der Einsicht brinngen, daß es das größte Unglück für mich ist, wenn ich nicht bei ihm sein und ihm nicht in seiner Not beistehen darf!"

„Das ganze Jahr hindurch," dachte sie weiter, „habe ich immerfort in Sorge und Angst gelebt. Nun sollte ich doch etwas gelernt haben. Ich bin jetzt kein solches Kind mehr wie damals, als ich meinen guten Vater verloren habe, und ich will über das alles, was ich zu erdulden hatte, nicht klagen, wenn ich nur dadurch an Verstand so zugenommen habe, daß ich den, den ich liebe, festzuhalten vermag."

Sie schlug die Augen auf und sah über den Garten hin, wie wenn sie jemand suchte, der ihr helfen könnte. Und da war sie ganz überrascht. Wohl möglich, daß sie gestern kein Auge für so etwas gehabt hatte, möglich auch, daß es erst über Nacht so geworden war. Jedenfalls hatte sie vor diesem Augenblick nicht bemerkt gehabt, daß in Vaters Obstgarten alle Apfelbäume in voller Blüte standen. Es war, als dehne sich ein großes weiß und rosa schimmerndes Dach vom Wohnhaus bis hinüber zu dem Birkengehölz, das den Garten gegen den Nordwind beschützte. Alle Zweige waren mit Blüten bedeckt, ja, Maja Lisa war es, als entfalteten sie sich, während ihr Blick auf ihnen ruhte. Eine große Menge Bienen und Hummeln schwirrten und summten um die duftenden, schimmernden Blüten. Die Sonne war über den Berggipfel emporgestiegen, ihre Strahlen lagen auf den Baumwipfeln des Gehölzes, sie glitten und tanzten über die Ackerfelder hin, als hätten sie große Eile, zu den glänzenden Apfelblüten hinzugelangen, um ihnen noch mehr Glanz und Schimmer zu verleihen, als sie schon vorher hatten.

Als Maja Lisa dies sah, war es ihr, als müßte ihr das Herz vor Mitleid brechen.

„Der Ärmste, der Ärmste!" dachte sie. „Ist es verwunderlich, daß er schwermütig ist? Seit seinem vierzehnten Jahre hat er keine Heimat mehr gehabt. Das würde anders werden, wenn ich ihn hier auf Lövdala hätte. Welch eine gute Heimat könnte ich ihm bereiten! Ich weiß, wie schön ich es bis zum letzten Jahre immer

gehabt habe. Schließlich würde er hier unter den Apfelbäumen ebenso glücklich umherwandeln wie einst mein guter Vater. Ach, wenn ich doch nur für ihn sorgen dürfte!"

Sie wurde ganz rot vor Eifer, und ihre Augen glänzten. Wenn es ihr doch nur gelänge, so von Lövdala mit ihm zu reden, daß er verstand, wie herrlich es hier war, und daß ihm eine solche gute Heimat gerade fehlte!

Sie erwachte aus ihren Gedanken, als Liljecrona ihre Hände, die er noch immer festgehalten hatte, losließ.

„Gib mir meine Geige wieder, damit ich gehen kann," sagte er. „Ich sehe, du begreifst, daß mir keine andere Wahl bleibt."

Sie konnte sich nicht darüber verwundern, daß er glaubte, sie wolle ihn gehen lassen. Da stand sie ja noch immer und suchte nach den richtigen Worten, die ihn zurückhalten sollten, fand sie aber nicht.

„Liebster," sagte sie nun hastig, „du brauchst doch wohl nicht so rasch zu gehen. Willst du dich nicht wenigstens erst auf Lövdala etwas umsehen? Ist es nicht wunderschön hier mit all den herrlichen Blüten? Siehst du den Sonnenschein, der wie Gold auf dem Grase liegt? Möchtest du denn nicht — —"

Sie kam nicht weiter, wieder fehlten ihr die Worte. Ach, sie hätte so gerne von der guten Heimat mit ihm gesprochen, die sie und er auf Lövdala miteinander bauen würden; aber es war ihr, als sei das nichts, was einen Wert in seinen Augen hätte. Eine gute Heimat bedeutete für ihn durchaus nicht dasselbe wie für sie.

Wieder bat er sie um die Geige. Danach, sagte er, werde er ihren Weg nie mehr kreuzen.

Sie legte die Hand aufs Herz und atmete schwer. Nun würde er gehen und nie wiederkommen. Und sie konnte und konnte die Worte nicht finden, die Macht über ihn haben würden; sie konnte ihn nicht zurückhalten.

Nein, sie wußte keinen Ausweg, sie mußte ihm nachgeben. So trat sie vom Fenster zurück, um die Geige zu holen und sie ihm auszuhändigen.

Aber als sie die Geige in der Hand hielt, blieb sie unbeweglich stehen; höchst wunderliche Gedanken stiegen in ihrem Herzen auf.

Jetzt hielt sie das in der Hand, was die größte Macht über ihn gehabt hatte. Diese Geige war in früheren Tagen seine Stärke und sein Trost gewesen.

Sie begriff, sie begriff! Diese Geige war es, die Musik, die er auf ihr spielte, sie war für ihn das, was für sie selbst Lövdala war. Die Musik, sie war seine Heimat. Sie, sie konnte ihm Ruhe, Sicherheit und Erquickung bringen. Wenn er spielte, spannten die Töne ein Dach über seinem Haupte aus, das strahlender war als Apfelblüten und Sonnenschein. Dann trat er ein in seine wahre Heimat, sie, die während seiner ganzen einsamen Jugendzeit seine Zuflucht gewesen war.

In früheren Zeiten hatte er schwere Tage aushalten können, ohne zu erliegen, nur weil er seine Geige gehabt hatte. Da hatte er nur den Bogen in die Hand zu nehmen brauchen, um sich eine Welt zu erschließen, in der er sich glücklich fühlte. Jetzt aber hatte die Schwermut die Oberhand bekommen, weil er während der letzten Jahre nicht mehr hatte spielen können.

Ach, wie unglücklich würde sie sich fühlen, wenn sie nicht auf Lövdala bleiben dürfte! Wie verloren, wie einsam würde sie in der Fremde sein! Und so war es wohl auch bei ihm; er konnte sich da nicht zurechtfinden, wußte nicht mehr, wo er sich Ruhe und Erquickung holen sollte.

Und plötzlich fühlte sich Maja Lisa ihrer selbst ganz sicher. Nun kannte sie ja seine Krankheit, nun wußte sie auch, wie das Heilmittel hieß. Wenn sie nur diese, seine richtige Heimat wieder für ihn öffnen konnte, dann wurde er wieder wie früher und konnte das überwinden, was ihn jetzt quälte.

Sie trat wieder ans Fenster, behielt aber die Geige in der Hand.

„Liebster," sagte sie, „darf ich dich um eines bitten, ehe du gehst? Hier, nimm die Geige und spiele noch einmal. Es wäre ja möglich, daß es dir vorhin so schwer wurde, weil es das erstemal war, seit das Unglück geschehen ist. Aber ich kann nicht glauben, daß es immer so bleiben wird. Willst du nicht noch einen Versuch machen, damit ich dich doch schließlich einmal richtig geigen höre. Du wirst dich doch wohl überwinden und mir zuliebe spielen können? Vorhin hast du ja gesagt,

du habest den ganzen Winter hindurch nicht an dieser Schwermut gelitten, weil du glaubtest, du seiest geheilt. Vielleicht ist es auch so; das Böse ist gewiß nicht tatsächlich zurückgekehrt, ich kann es nicht glauben. Du wirst sehen, wenn du es jetzt noch einmal wagst ..."

Er zuckte die Schultern. „Es ist unmöglich," sagte er; „es wird nur siebenmal schlimmer."

Aber sie bestand darauf und sie bat:

„Du brauchst nie mehr etwas für mich zu tun, da wirst du mir doch diese eine Bitte nicht abschlagen, jetzt da wir voneinander scheiden? Wenn du von mir gehst, ohne gespielt zu haben, wird es dich nachher reuen, daß du mir das letzte, um das ich dich gebeten hatte, versagt hast."

Er sah noch immer gleich bedrückt aus, aber er gab doch nach.

„Ich weiß, wie es gehen wird," sagte er, „und du weißt es auch. Aber ich will dir trotzdem deinen Wunsch erfüllen."

Maja Lisa strich mit der Hand leicht über die Geige hin. „Liebe, liebe Geige," flüsterte sie, „hilf mir, ach, hilf mir!"

Als Liljecrona die Geige in die Hand nahm, lag schon eine düstere unheilverkündende Wolke auf seiner Stirne. Und als er die ersten Bogenstriche machte, klangen die Töne ebenso verwirrt und unharmonisch, wie am Schlusse des ersten Mals.

Er warf Maja Lisa einen Blick zu, wie um ihr Vorwürfe zu machen, daß sie ihn in dieses neue Elend hineingelockt hatte.

Maja Lisas Herz klopfte zum Zerspringen; aber sie wollte keine Angst zeigen. Sie blieb am Fenster stehen, ja sie zwang sogar ein hoffnungsvolles Lächeln auf ihre Lippen.

Und siehe! jetzt klang das Spiel schon etwas weniger angstvoll und verzweifelt. Jetzt drang Licht durch die Wolken — jetzt stürzte die Mauer des Gefängnisses ein — jetzt zersprangen die Fesseln, die die Seele gefangen hielten.

Jetzt ging es aufwärts mit Blitzesschnelle — aber es sank wieder zurück. Ein harter Kampf entspann sich.

Jetzt war das Spiel in der tiefsten Tiefe, es schien fast unglaublich, daß es je wieder in die Höhe kommen könnte. Aber dann rang es sich doch wieder empor. Es stieg und sank, stieg und sank. Aber dann plötzlich schwang es sich hinauf, hinauf wie auf Engelsflügeln! Es flog zum Himmel empor, voller Jubel und Freude, höher, höher als irdische Stimmen und irdische Gedanken reichen — jetzt war es droben im klarsten Ätherraum! Der Himmel öffnete sich, und es versuchte, dessen Seligkeit auszudrücken ...

Plötzlich senkte Liljecrona den Bogen. Es war, als sei er auf dem höchsten Punkt seines Vermögens angekommen, noch mehr konnte er nicht vollbringen. Sein Spiel war so hoch hinaufgestiegen, daß es ihm vor lauter Licht und Pracht und Herrlichkeit schwindelte.

Er sah Maja Lisa an. Große, schwere Tränen standen in ihren Augen, und sie hatte die Hände gefaltet. Ihr ganzes Gesicht leuchtete verklärt. Sie war nicht mehr auf der Erde; sie war mit ihm zum Himmel aufgefahren.

Ihr Atem ging schwer. Nein, sie hatte ihn nicht nur begleitet, sie war ihm vorausgeschwebt! Niemals hatte ihn sein Spiel so hoch hinaufgeführt. Ihre Liebe war es, die ihn aus der Finsternis emporgetragen hatte.

Nun war es ihr, als könnte sie ihn über alle Dunkelheit des Lebens hinaufheben. Sie fühlte, ihre Liebe konnte alle Angst, alle Verzweiflung überwinden.

Er zog ihre Hände an sich und küßte sie.

„Bist du nun in deiner rechten Heimat gewesen?“ flüsterte sie.

„Maja Lisa, Liebste, Geliebte, so hab' ich noch nie gespielt! Du warst es, deine Liebe war es, die gespielt hat — ich, ich war es nicht.

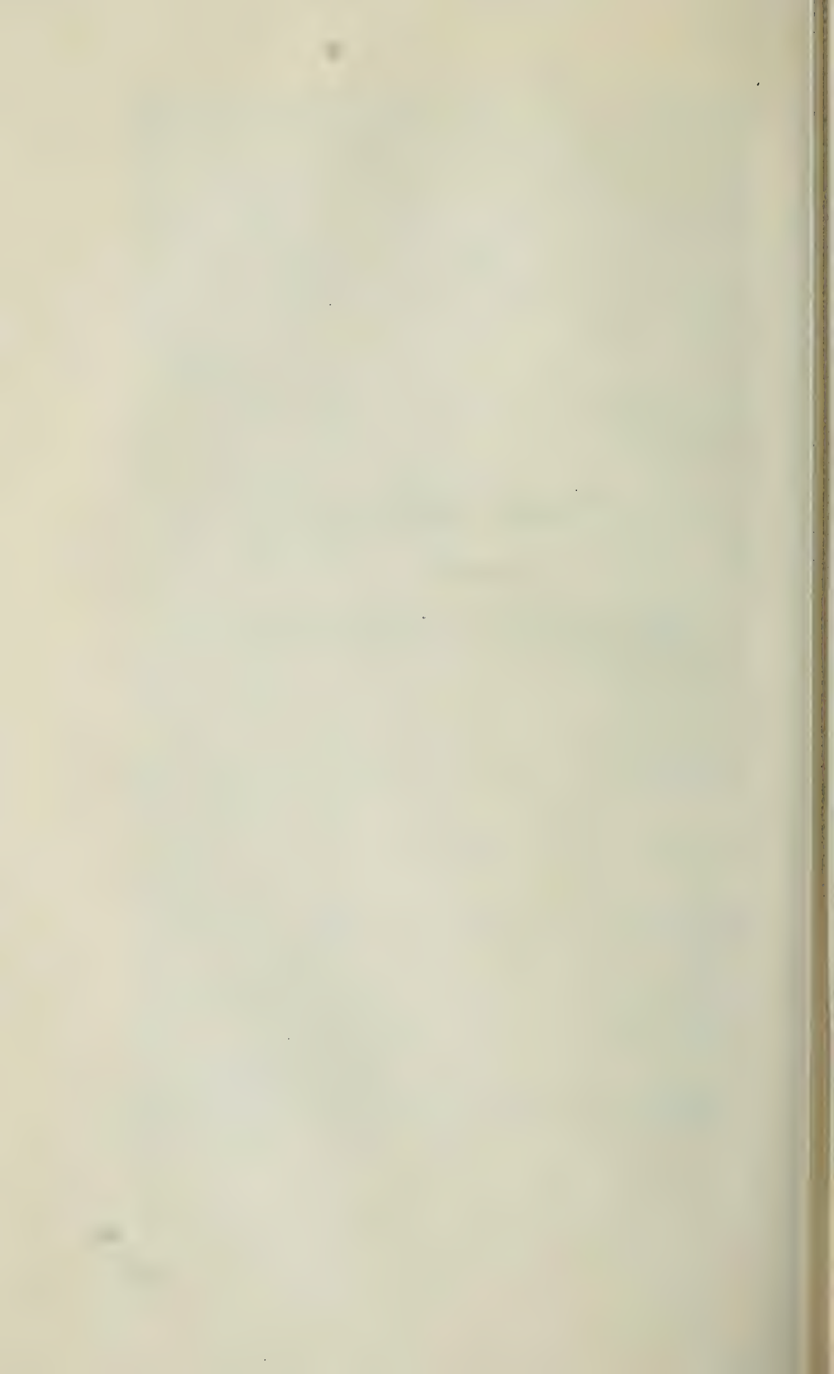
Mag es nun zu deinem Unglück oder zu deinem Glück sein — ich muß hier bleiben. Du, du sollst mir helfen, und du mußt mich hier festhalten.“

Es ward ganz still im Garten, wo sich die blühenden Apfelbäume wie eine Kirche über dem jungen Menschenpaare wölbten.

Jans Heimweh

Roman

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau



Erster Teil

Das klopfende Herz

So alt Jan Andersson in Skrolycka auch immer wurde, nie wurde er es müde, von dem Tag zu erzählen, an dem sein kleines Mädchen zur Welt kam.

In aller Frühe war er aufgebrochen, die Hebamme und noch andere Helferinnen zu holen; aber dann hatte er den ganzen Vormittag und noch ein gut Stück in den Nachmittag hinein auf dem Hauklotz im Holzschuppen gesessen und hatte gewartet, gewartet.

Draußen regnete es in Strömen, und auch Jan Andersson blieb nicht ganz verschont von dem Regenwetter, obgleich er sozusagen unter Dach saß. Es drang als Feuchtigkeit zwischen den undichten Wänden zu ihm herein, und jetzt eben schleuderte der Wind auch noch eine ganze Sturzsee durch die türlose Schuppenöffnung.

„Ich frage mich eben, ob wohl irgend jemand meinen kann, ich freue mich über die Ankunft des Kindes?" murmelte er, und zugleich stieß er mit dem Fuß so heftig nach einem kleinen Holzscheit, daß es bis in den Hof hinausflog. „Das größte Unglück ist's geradezu, das mir hätte widerfahren können. Als Katrine und ich heirateten, geschah's nur, weil wir es überdrüssig geworden waren, noch länger als Knecht und Magd bei Erik in Falla aus und ein zu gehen. Wir taten's, weil wir die Füße unter den eigenen Tisch setzen wollten, aber doch gewiß nicht, um Kinder zu bekommen."

Er verbarg das Gesicht in den Händen und seufzte tief. Die Kälte und die Feuchtigkeit und das lange peinliche Warten hatten allerdings das ihrige zu seiner schlechten Laune beigetragen, aber die eigentliche Ursache waren diese Unannehmlichkeiten keineswegs. Es war ihm vollkommen Ernst mit seiner Klage.

„Arbeiten," dachte er, „arbeiten muß ich alle Tage vom Morgen bis zum Abend, aber bisher hatt' ich dann

wenigstens bei Nacht meine Ruhe. Nun wird das Kind wahrscheinlich recht viel schreien, und dann bekomme ich auch da keine Ruhe mehr."

Nach diesem Gedankengang überkam ihn noch größere Verzweiflung. Er nahm die Hände vom Gesicht und rang sie so heftig, daß die Gelenke krachten.

„Bis jetzt ist auch alles ganz gut gegangen, weil Katrine, gerade wie ich auch, auf Arbeit ausgehen konnte. Aber jetzt muß sie ja daheimbleiben und das Kind warten."

Er starrte geradeaus in die zunehmende Dunkelheit hinein, mit einem Ausdruck, wie wenn schon die Hungersnot über den Hofplatz dahergeschlichen käme und ins Haus eindringen wollte.

„Ja, ja," sagte er, und jetzt schlug er, wie um seine Worte zu bekräftigen, mit beiden Fäusten hart auf den Hauklotz. „Ja, ich sag' nur soviel, wenn ich damals gewußt hätte, daß dies hier die Folge sein würde, als Erik in Falla zu mir kam und sagte, ich dürfe mir ein Haus auf seinem Grund und Boden bauen, und mir überdies auch noch alte Balken zum Bau überließ, wenn ich das damals gewußt hätte, so hätt' ich alles miteinander ausgeschlagen und wär' meiner Lebtage in der Stallkammer auf Falla geblieben."

Das waren starke Worte, er fühlte es wohl; aber er hatte keine Lust, sie zurückzunehmen.

„Wenn es je geschehen sollte...," begann er wieder; denn er war nun soweit, sagen zu wollen, es wäre ihm gar nicht unlieb, wenn dem Kind auf irgendeine Weise etwas zustieße, ehe es das Licht der Welt erblickte. Aber er kam nicht dazu, diesen Gedanken auszusprechen; denn eben jetzt drang ein piepsendes Stimmchen durch die Wand an sein Ohr, und da hielt er jäh inne.

Der Holzschuppen war mit dem Wohnhaus zusammengebaut, und als er hinhorchte, drangen die piepsenden Laute immer wieder zu ihm heraus. Jan Andersson wußte natürlich sofort, was das bedeutete, und nun blieb er lange ganz still sitzen, ohne ein Zeichen von Kummer oder Freude an den Tag zu legen.

Schließlich zuckte er leicht die Schultern und sagte:

„Ja, jetzt ist's also gekommen, und jetzt werd' ich doch

wohl in Gottes Namen ins Haus hinein dürfen und mich wärmen."

Aber auch diese Erleichterung wurde ihm nicht so schnell zuteil, sondern er mußte abermals Stunde um Stunde warten.

Der Regen strömte noch immer mit gleicher Heftigkeit hernieder, der Wind nahm zu, und obgleich es erst dem Ende August zuging, war die Luft so rauh wie an einem Novembertag.

Und um das Maß vollzumachen, verfiel Jan Andersson nach einer Weile noch auf einen Gedanken, der ihn noch niedergeschlagener machte, als er schon vorher war. Er fühlte sich allmählich mißachtet und zurückgesetzt.

„Drei verheiratete Frauen sind außer der Hebamme bei Katrine drinnen," sagte er halblaut. „Die hätten sich doch wirklich die Mühe machen können, oder wenigstens eine von ihnen, herauszukommen und mir zu sagen, ob es ein Junge oder ein Mädel ist."

Er horchte nach der Hauswand hin und hörte, wie auf dem Herd Feuer gemacht wurde. Dann sah er die Frauen an der Quelle Wasser holen; aber keine schien ihn auch nur zu bemerken.

Da schlug er plötzlich die Hände vors Gesicht und wiegte den Oberkörper hin und her.

„Mein guter Jan Andersson," begann er, „wo hapert's denn eigentlich bei dir? Warum geht bei dir alles schief? Warum bist du immer so niedergedrückt? Ach, warum hast du denn nicht ein schönes junges Mädchen heiraten können, sondern nur die alte Stallmagd Katrine bei Erik auf Falla?"

Er war ganz aufgelöst vor Kummer. Zwischen den Fingern quollen ihm sogar ein paar Tränen hervor.

„Warum bist du im Dorf so wenig geachtet, mein guter Jan Andersson? Warum wirst du immer vor andern zurückgesetzt? Du weißt, es gibt andere, die ebenso arm sind wie du und ebenso schwach bei der Arbeit, gerade wie du auch, aber keiner wird so übersehen wie du. Wo hapert's denn nur bei dir, mein guter Jan Andersson?"

Das war eine Frage, die sich Jan Andersson schon oft gestellt hatte, aber immer vergeblich. Er hatte auch gar

15*

keine Hoffnung, daß er je die Antwort darauf finden würde, und wenn er alles in allem betrachtete, so haperte es vielleicht überhaupt nirgends. Vielleicht war die richtige Erklärung, daß Gott und die Menschen ungerecht gegen ihn waren?

Als er bei diesem Gedanken angekommen war, nahm er die Hände vom Gesicht und versuchte, eine kecke Miene aufzusetzen.

„Wenn du je wieder in dein eigenes Haus hinein darfst, dann wirst du nicht einen Blick auf das Kind werfen, mein guter Jan Andersson," sagte er. „Du wirst nur stillschweigend an den Herd gehen und dich wärmen."

„Oder wie wär's, wenn du jetzt auf und davon gingest — —," fing er wieder an. „Du brauchst ja gar nicht länger hier sitzenzubleiben, jetzt, wo du weißt, daß alles überstanden ist. Wie, wenn du Katrine und den andern Weibern drinnen zeigen würdest, was du für ein Mann bist — — —"

Er wollte eben vom Hauklotz aufstehen, da erschien die Hofbäuerin von Falla unter dem Eingang des Schuppens. Sie verneigte sich gar zierlich und lud ihn ein, jetzt ins Haus hereinzukommen und sich das Kind anzusehen.

Wenn es nicht die Mutter in Falla selbst gewesen wäre, die diese Einladung vorbrachte, dann ist es nicht gewiß, ob Jan Andersson in seiner aufgebrachten Stimmung hineingegangen wäre. Aber mit ihr ging er natürlich, doch ohne irgendwelche Eile an den Tag zu legen. Er gab sich alle Mühe, die Miene und Haltung anzunehmen, die Erik in Falla hatte, wenn er auf dem Rathaus nach der Wahlurne ging, um seinen Wahlzettel hineinzulegen, und es gelang Jan Andersson jetzt auch ganz gut, ebenso feierlich und finster auszusehen wie jener.

„Bitte, Jan!" sagte die Mutter in Falla, und damit machte sie die Türe weit auf. Zugleich trat sie zur Seite und ließ Jan vorausgehen.

Jan sah auf den ersten Blick, wie fein und sauber alles in der Stube gemacht worden war! Die Kaffeekanne stand zum Abkühlen auf dem Rand der Herdplatte, und der Tisch am Fenster war mit Mutter in Fallas Kaffee-

tassen und einem schneeweißen Tuch gedeckt. Katrine lag im Bett, und zwei andere Frauen, die auch zur Hilfe da waren, drückten sich an die Wand, damit er einen freien Blick über alle Anordnungen haben könnte.

Dicht vor dem Kaffeetisch stand die Hebamme mit einem Bündel auf dem Arm.

Jan Andersson drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß es aussehe, als sei er hier bei dieser Sache einmal die Hauptperson. Katrine sah ihn mit einem freundlichen Blick an, wie wenn sie fragen wollte, ob er zufrieden mit ihr sei. Und alle die andern hielten auch ihre Augen auf ihn gerichtet, gleichsam Lob erheischend für alle die Mühe, die sie sich seinetwegen gemacht hatten.

Aber es ist nicht so leicht, frohen Herzens zu werden, wenn man einen ganzen Tag draußen gesessen und gefroren hat und schlechter Laune geworden ist. Jan konnte Erik in Fallas Miene nicht aus seinem Gesicht verbannen und blieb, ohne ein Wort zu sagen, mitten im Zimmer stehen.

Da machte die Hebamme einen Schritt auf ihn zu. Und die Stube war nur so groß, daß sie mit diesem einzigen Schritt ganz dicht zu ihm hinkam und ihm das Kind in die Arme legen konnte.

„Da kann Er ein kleines Mädchen sehen, das überdies ein Prachtsmädel ist," sagte sie.

Da stand nun der arme Jan und hielt zwischen seinen Händen etwas, das sich warm und weich anfühlte und in ein großes Tuch eingewickelt war. Das Tuch war so weit zurückgeschlagen, daß Jan das winzige, runzlige Gesichtchen und die verschrumpelten Händchen sehen konnte.

Er stand unsicher da und fragte sich, was denn die Frauenzimmer erwarteten, daß er mit diesem Ding, das ihm die Hebamme in die Arme gelegt hatte, anfangen werde, als er plötzlich einen Stoß erhielt, bei dem er und das Kind zusammenzuckten. Keines von den Anwesenden hatte ihm diesen Stoß versetzt, aber ob er von dem kleinen Mädchen zu ihm kam oder von ihm zu dem kleinen Mädchen, das konnte Jan nicht herausbringen.

Unmittelbar darauf fing das Herz in seiner Brust so heftig an zu klopfen, wie es noch nie geklopft hatte,

und in demselben Augenblick fror Jan nicht mehr und er fühlte sich nicht mehr verdrießlich noch bekümmert noch ärgerlich, sondern alles war ganz gut. Nur eines beunruhigte ihn noch: er konnte nicht begreifen, warum es auf diese Weise in seiner Brust hämmerte und klopfte, da er doch den ganzen Tag weder getanzt hatte noch schnell gelaufen oder einen steilen Berg hinaufgeklettert war.

„Legt einmal Eure Hand hierher und fühlt!" sagte er zu der Hebamme. „Mir ist, als schlüge mein Herz so sonderbar."

„Ja, Ihr habt tüchtig Herzklopfen," sagte die Hebamme. „Habt Ihr das öfters?"

„Nein, ich hab's noch nie gehabt," versicherte Jan. „Noch niemals auf diese Weise."

„Ist es Euch schlecht? Habt Ihr irgendwo Schmerzen?" fragte die Hebamme besorgt.

Nein, nein, es sei sonst alles in Ordnung.

Da konnte die Hebamme nicht verstehen, was ihm fehlen könnte, und sie sagte:

„Ich will Euch jedenfalls das Kind abnehmen."

Aber da überkam Jan ein neues Gefühl. Das Kind, nein, das wollte er nicht hergeben.

„Nein, laßt mir das Kind!" sagte er.

Und in diesem Augenblick mußten die Frauen in seinen Augen etwas gelesen und aus seiner Stimme etwas herausgehört haben, das sie froh machte, denn die Hebamme verzog den Mund, und die andern brachen in lautes Lachen aus.

„Ei Jan, habt Ihr noch nie jemand so lieb gehabt, daß Ihr seinetwegen Herzklopfen bekommen habt?" sagte die Hebamme.

„Nei—n," antwortete Jan.

Und nun begriff er plötzlich, was ihm das Herz jetzt eben in Gang gesetzt und so stark zum Klopfen gebracht hatte. Und damit nicht genug, er begann auch zu ahnen, wo es bei ihm Zeit seines Lebens gehapert hatte: denn der Mensch, der sein Herz weder in Leid noch in Freude schlagen fühlt, der kann sicher nicht für einen richtigen Menschen gerechnet werden.

Am nächsten Tag stand Jan in Skrolycka mehrere Stunden lang unter seiner Haustür mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm.

Auch das war eine lange Wartezeit; aber jetzt war alles ganz anders als gestern. Jetzt stand er hier in guter Gesellschaft, und so wurde er weder müde noch verdrießlich.

Er konnte gar nicht beschreiben, welch ein wohliges Gefühl ihn überkam, während er unter der Tür stand und den warmen kleinen Körper an sich gedrückt hielt. Es kam ihm vor, als sei er bisher auch gegen sich selbst immer recht widerwärtig und bitter gewesen, denn jetzt auf einmal empfand er nur Glück und Wonne in seinem Herzen. Noch nie hatte er gefühlt, wie geradezu beseligt man sein kann, einzig und allein dadurch, daß man jemand so recht herzlich lieb hat.

Jan hatte sich natürlich nicht ohne Absicht unter die Tür gestellt. Während er dastand, mußte eine gar wichtige Sache entschieden werden.

Schon seit dem frühen Morgen hatten die Eheleute versucht, für das Kind einen Namen zu finden. Sie hatten es aufs reiflichste hin und her überlegt, sich aber noch immer nicht für einen von all den vielen Namen entscheiden können.

Schließlich hatte Katrine gesagt:

„Jetzt weiß ich mir keinen andern Rat, als daß du dich mit dem Kinde auf die Türschwelle stellst und dann das erste Frauenzimmer, das vorüberkommt, nach ihrem Namen fragst. Den Namen, den sie dir angibt, müssen wir dann dem Mädchen geben, einerlei, ob er grob oder fein ist."

Aber das Häuschen lag etwas abseits vom Wege, und es pflegte nicht oft jemand vorbeizukommen. Jan stand schon sehr lange unter der Tür, und noch immer war niemand vorübergegangen.

Auch an diesem Tag herrschte trübes Wetter; aber es regnete nicht, auch war es weder windig noch kalt, eher etwas schwül.

Wenn Jan nicht mit der Kleinen im Arm dagestanden

hätte, so hätte er sicherlich die Hoffnung auf einen Vorübergehenden schon längst aufgegeben, und er hätte zu sich selbst gesagt:

„Mein guter Jan Andersson, vergißt du denn, daß du ganz entlegen am Duvsee in Askedalarna wohnst, wo es nur einen einzigen richtigen Bauernhof gibt und sonst nur noch einige kleine Kätnerhäuschen und Fischerhütten umherliegen? Wen gäbe es da wohl mit einem so vornehmen Namen, der dir für dein kleines Mädchen recht wäre?"

Da es sich aber jetzt um sein Töchterchen handelte, zweifelte Jan gar nicht an einem endlichen günstigen Ausgang. Er schaute nach dem Duvsee hinüber und wollte gar nicht sehen, wie verlassen und einsam dieser in seinem Bergkessel dalag. Es könnte ja doch sein, daß eine vornehme Dame mit einem schönen Namen von dem Duvnäser Hüttenwerk auf diese Seite des Sees herüberruderte. Jan war beinahe sicher, daß es nur um des kleinen Mädchens willen so gehen werde.

Das Kind schlief die ganze Zeit, er konnte also ganz ruhig unter der Tür stehenbleiben und warten, solange er Lust hatte. Schlimmer war es bei Katrine. Sie fragte einmal ums andere, ob denn niemand komme. Denn jetzt könne er wohl nicht länger mit der Kleinen draußen stehen.

Jan richtete seinen Blick auf den Storsnipa, der aus den Birkenwäldchen und Äckerchen in Askedalarna steil aufragte und wie ein Festungsturm Wache hielt, um alle Fremden fernzuhalten. Es hätte ja doch sein können, daß irgendeine vornehme Dame, die auf dem Berge gewesen war, um die schöne Aussicht zu betrachten, auf dem Rückwege die Richtung verfehlen und sich bis nach Skrolycka verirren würde.

Er beruhigte Katrine, so gut er konnte. Es fehle ihnen nichts, weder ihm noch dem Kinde. Da er nun so lange dagestanden habe, wolle er auch noch ein wenig länger warten.

Nirgends war ein Mensch zu sehen; aber Jan war fest überzeugt, daß ihm Hilfe zuteil werde, wenn er nur noch ein wenig wartete. Es konnte ja nicht anders sein. Er hätte sich auch gar nicht verwundert, wenn eine Königin

in einer goldenen Kutsche durch Gebirge und Waldesdickicht dahergefahren gekommen wäre, um dem kleinen Mädchen in seinen Armen ihren Namen zu geben.

Wieder verging eine Weile; aber nun fühlte Jan den Abend herannahen, und da konnte er nicht länger draußen stehenbleiben.

Katrine konnte auf der Uhr im Zimmer sehen, wie spät es war, und sagte wieder, er solle jetzt hereinkommen.

„Hab' nur noch einen Augenblick Geduld!" erwiderte Jan. „Ich glaube, ich kann dort drüben im Westen jemand herankommen sehen."

Den ganzen Tag hindurch war das Wetter trüb gewesen, aber in diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken und ließ ein paar goldene Strahlen auf das Kind fallen.

„Ich verwundere mich nicht, daß du dir die Kleine ansehen willst, ehe du dich zur Ruhe begibst," sagte Jan zu der Sonne. „Sie ist es wert, daß man sie ansieht."

Die Sonne brach immer heller hervor und warf einen roten Schein auf das Kind und das ganze Häuschen.

„Aha, du willst wohl überdies Patenstelle bei der Kleinen übernehmen?" sagte Jan in Skrolycka.

Darauf gab die Sonne keine direkte Antwort; in rotgoldener Pracht leuchtete sie noch einmal hell auf, zog dann aber den Wolkenschleier wieder vor und verschwand.

Nun erklang Katrines Stimme aufs neue.

„Ist jemand dagewesen?" fragte sie. „Es war mir, als hättest du mit jemand gesprochen. Du mußt jetzt hereinkommen."

„Ja, jetzt komm' ich," sagte Jan und trat auch sogleich herein. „Eine furchtbar vornehme Dame ist eben vorbeigegangen. Aber sie hatte es sehr eilig; ich konnte ihr kaum guten Tag sagen, da war sie auch schon wieder verschwunden."

„Ach je, das ist doch recht ärgerlich, nachdem wir nun so lange gewartet haben! Du hast sie wohl gar nicht nach ihrem Namen fragen können?"

„Doch, sie hieß Klara Fina Gulleborg[1]), soviel hab' ich aus ihr herausgebracht."

---

[1]) Klara Fina Gulleborg, auf deutsch: Helle schöne Goldborg.

„Klara Fina Gulleborg! Das ist doch wohl ein zu vornehmer Name für das Kind," sagte Katrine, erhob dann aber doch keinen weiteren Widerspruch.

Aber Jan in Skrolycka war ganz bestürzt über sich selbst, weil er auf etwas so Großes verfallen war, wie die Sonne als Patin für sein kleines Mädchen zu nehmen es doch war. Ja, in dem Augenblick, wo ihm das Kind in die Arme gelegt wurde, war er ein neuer Mensch geworden.

Die Taufe

Als das kleine Mädchen in Skrolycka zum Pfarrer gebracht werden sollte, um die heilige Taufe zu empfangen, benahm sich Jan, ihr Vater, sehr dumm; es fehlte nicht viel, so hätte er von seiner Frau und auch von den Gevatterleuten heftige Schelte bekommen.

Erik in Fallas Frau wollte das Kind über die Taufe halten. Sie fuhr mit der Kleinen im Arm nach dem Pfarrhaus, und Erik in Falla ging selbst neben dem Wagen her und führte die Zügel; die erste Wegstrecke bis zum Duvnäser Hüttenwerk war so schlecht, daß man sie kaum einen Weg nennen konnte, und Erik auf Falla wollte vorsichtig sein, wenn er ein ungetauftes Kind im Wagen fuhr.

Jan in Skrolycka hatte der Abfahrt aufmerksam zugesehen. Er hatte das Kind selbst aus dem Hause herausgeholt, und niemand wußte besser als er, welch prächtige Leute das waren, die jetzt das Kind übernahmen. Erik in Falla war beim Fahren ebenso zuverlässig wie in all seinem anderen Tun, das wußte Jan sehr wohl, und die Mutter in Falla hatte selbst sieben Kinder geboren und aufgezogen, das wußte Jan auch; deshalb hätte er sich also nicht im geringsten beunruhigt zu fühlen brauchen.

Aber als die kleine Gesellschaft seinen Augen entschwunden war und er sich wieder an seine Grabarbeit auf Erik in Fallas Brachfeld gemacht hatte, da überkam ihn plötzlich eine furchtbare Angst. Wie, wenn nun Erik in Fallas Pferd durchging? Oder wenn der Pfarrer das Kind in dem Augenblick, wo es ihm von der Patin über-

geben wurde, fallen ließe? Oder wenn die Mutter in Falla das Kind in so viele Tücher und Decken gehüllt hätte, daß es erstickt war, wenn sie mit ihm am Pfarrhaus ankämen?

Jan sagte sich selbst, es sei sehr unrecht, wenn er sich solche Sorgen mache, da er ja Erik in Falla und dessen Frau als Gevatterleute habe. Aber die Angst ließ ihn nicht los. Und plötzlich hielt er es nicht mehr aus; er stellte den Spaten weg und machte sich, wie er ging und stand, auf den Weg nach dem Pfarrhaus.

Er nahm den Richtweg über die Hügel und lief aus Leibeskräften. Und richtig, als Erik von Falla in den Wirtschaftshof der Pfarrei hineinfuhr, war Jan Andersson von Skrolycka der erste Mensch, den er erblickte.

Es ist ja ganz und gar nicht schicklich, daß Vater oder Mutter dabei sind, wenn die Kinder getauft werden, und Jan sah auch gleich die Unzufriedenheit der Gevatterleute, weil er nach dem Pfarrhof gelaufen war. Erik winkte ihn nicht zur Hilfe beim Pferd herbei, sondern spannte selbst aus, und die Mutter von Falla nahm das Kind hoch auf und ging, ohne ein Wort zu Jan zu sagen, die Anhöhe hinauf und in die Pfarrküche hinein.

Da die Gevatterleute Jan offenbar nicht sehen wollten, wagte er es nicht, näher herbeizukommen. Aber als die Nachbarsfrau an ihm vorbeiging, klang ein leises Piepsen aus dem Bündel heraus an Jans Ohr, und nun wußte er wenigstens eins, das Kind war unterwegs nicht erstickt.

Er fühlte wohl, wie töricht er sich benahm, weil er nun nicht schnurstracks wieder heimging; aber jetzt war er ganz fest überzeugt, daß der Pfarrer das Kind fallen lassen werde, und so konnte er nicht anders, er mußte dableiben.

Eine Weile wartete er auf dem Wirtschaftshof, dann ging er nach dem Wohnhaus und trat in den Flur.

Es ist so unpassend wie nur möglich, wenn der Vater des Kindes bei der Taufe mit zum Pfarrer kommt, namentlich, wenn er solche Gevatterleute für sein Kind hat, wie Erik von Falla und Erik von Fallas Frau. Als nun die Tür zu der Amtsstube des Pfarrers aufging, nachdem eben die heilige Handlung begonnen hatte, und Jan Andersson von Skrolycka sich in seinem schlechten

Arbeitsanzug vorsichtig ins Zimmer hereinschob und also keine Möglichkeit mehr war, ihn wieder hinauszuschicken, da gelobten sich die beiden Gevatterleute in ihrem Herzen, sobald sie nach Hause kämen, Jan wegen seines unpassenden Benehmens ordentlich die Leviten zu lesen.

Alles ging bei der Taufe, wie es sich gehörte, ohne den kleinsten Zwischenfall, und Jan Andersson hatte durchaus keine Entschuldigung für sein Eindringen. Gerade vor Schluß der Handlung öffnete er die Tür wieder und schob sich sachte in den Flur hinaus. Er sah ja, daß alles ohne ihn wohl und gut ablief.

Nach einer kleinen Weile kam Erik in Falla mit seiner Frau auch auf den Flur heraus. Sie wollten wieder in die Küche gehen, wo die Mutter in Falla das Kind aus allen überflüssigen Tüchern herausgeschält hatte.

Erik in Falla ging voraus und machte seiner Frau die Küchentür auf; aber als er dies tat, stürmten zwei junge Katzen in den Flur herein, und gerade vor den Füßen der Mutter in Falla kugelten sie übereinander; dadurch stolperte die Mutter in Falla und war auf dem Punkt, zu Boden zu stürzen.

Sie kam in ihren Gedanken gerade noch so weit: „Jetzt stürz' ich mit dem Kinde hin, und es fällt sich zu Tode, und ich werd' unglücklich Zeit meines Lebens," als sie von einer kräftigen Hand erfaßt und aufrecht gehalten wurde.

Und als sie sich umsah, so war der Helfer in der Not niemand anders als Jan in Skrolycka, der im Flur geblieben war, ganz wie wenn er gewußt hätte, daß man ihn hier brauchen würde.

Aber ehe sich die Mutter in Falla wieder von ihrem Schrecken erholt hatte und etwas zu Jan sagen konnte, war er verschwunden. Und als sie mit ihrem Mann nach Hause gefahren kam, stand er wieder draußen bei seiner Grabarbeit.

Nachdem das drohende Unglück verhindert worden war, hatte er gefühlt, daß er nun ruhig nach Hause gehen konnte.

Aber weder Erik noch seine Frau sagten etwas zu ihm wegen seines unpassenden Benehmens. Statt dessen lud ihn die Mutter in Falla zum Kaffee herein, in dem

erdigen, lehmbespritzten Anzug, in dem er da draußen auf dem herbstlich feuchten Brachfeld seine Arbeit verrichtete.

Das Impfen

Als das kleine Mädchen von Skrolycka geimpft werden sollte, hatte niemand etwas einzuwenden, daß ihr Vater Jan mitging, als er selbst die Absicht kund tat. Das Impfen sollte eines Abends Ende August vorgenommen werden, und als Katrine von Hause wegging, war es schon ganz dunkel. Sie war deshalb sehr froh, jemand bei sich zu haben, der ihr über Zäune und Gräben und alle anderen Schwierigkeiten auf dem elenden Weg hinüberhalf.

Die Kinder sollten in Erik in Fallas Haus geimpft werden, und die Mutter in Falla hatte auf der Feuerstelle ein Riesenfeuer angezündet, das ihrer Meinung nach neben einem dünnen Talglicht auf einem Tischchen, wo der Küster seine Arbeit verrichten sollte, zur Beleuchtung vollständig ausreichte.

Die Leute von Skrolycka fanden es, wie alle die andern Anwesenden, ungewöhnlich hell im Zimmer, aber trotzdem war es nicht heller, als daß die Dunkelheit wie eine grauschwarze Mauer vor den Wänden stand und das Zimmer kleiner erscheinen ließ, als es in Wirklichkeit war. Und in dieser Dunkelheit konnte man einen Haufen Weiber unterscheiden mit Kindern, die nicht älter als ein Jahr waren und die noch auf dem Arm getragen, geschweigt und auf jede Weise versorgt werden mußten.

Die meisten waren dabei, ihre Kleinen aus den Tüchern und Umhüllungen herauszuschälen. Dann zogen sie ihnen die bunten Kattunkittelchen aus und lösten die Bänder, mit denen die Hemdchen zusammengebunden waren, damit nachher, wenn der Küster zum Impftisch rief, der Oberkörper des Kindes leicht entblößt werden konnte.

Es war merkwürdig still im Zimmer, obgleich so viele kleine Schreihälse hier beieinander waren. Das gegenseitige Anstarren schien ihnen offenbar Vergnügen zu

machen, und so vergaßen sie alles Lärmen und Schreien. Und die Mütter verhielten sich auch still, um besser hören zu können, was der Küster sagte, der die ganze Zeit über mit ihnen redete.

„Es gibt für mich wirklich nichts Angenehmeres, als wenn ich so zum Impfen umherziehe und mir dabei alle die hübschen Kinder betrachten kann," sagte der Küster. „Nun wollen wir sehen, ob das ein feiner Jahrgang ist, den ihr hier bieten könnt."

Der Mann war nicht nur der Küster, sondern auch der Schullehrer, und er hatte Zeit seines Lebens in diesem Kirchspiel gewohnt. Er hatte schon die Mütter geimpft und unterrichtet, war Zeuge ihrer Konfirmation und ihrer Hochzeiten gewesen, und nun sollte er ihre Kinder impfen. Das war das erste, was die kleinen Weltbürger mit dem Manne zu tun bekamen, der später eine große Rolle in ihrem Leben spielen würde.

Der Anfang stellte sich günstig an. Eine Mutter nach der andern kam herbei, setzte sich auf den Stuhl neben dem Tisch und hielt ihr Kind so, daß der Lichtschein auf dessen nacktes linkes Ärmchen fiel. Und während der Küster immer weiter redete, setzte er die drei Schnitte in die glänzende weiße Haut, ohne daß das Kind einen Laut von sich gab.

Dann ging die Mutter mit dem Kind zum Feuer hin und hielt sich eine Weile in der Nähe der Flammen auf, um den Impfstoff eintrocknen zu lassen. Inzwischen dachte sie an das, was der Küster zu ihr und ihrem Kind gesagt hatte; nämlich, daß es groß und schön sei und dem Hofe zur Ehre gereichen und ebenso tüchtig werden solle, wie sein Vater und Großvater, ja vielleicht noch tüchtiger.

So ging es still und ruhig weiter, bis die Reihe an Katrine von Skrolycka war. Als sie mit dem Kinde herbeikam, schrie und wehrte sich die kleine Klara und schlug um sich. Katrine versuchte sie zu beruhigen, und der Küster sprach sanft und freundlich mit ihr, aber sie war und blieb von wilder Angst beherrscht.

Katrine mußte sie wieder wegtragen und versuchen, sie zu beschwichtigen. Darauf wurde ein großer starker Junge geimpft, der nicht einen einzigen Schrei hören

ließ; aber als Katrine dann mit der Kleinen wieder herbeikam, erneute sich der vorherige Auftritt. Sie konnte das Kind nicht dazu bringen, so lange stillzuhalten, daß der Küster auch nur einen einzigen Schnitt machen konnte.

Außer der kleinen Klara war kein Kind mehr zum Impfen da, und Katrine war ganz außer sich, weil sich ihr Kind so schlecht aufführte. Sie wußte nicht, was sie tun sollte, als plötzlich Jan ganz rasch aus der Dunkelheit bei der Tür hervortrat.

Er nahm das Kind auf den Arm, und Katrine stand von dem Stuhl auf, um ihm Platz zu machen.

„Ja, versuch du, ob's dir besser geht!" sagte sie mit leicht verächtlichem Ton in der Stimme, denn sie hielt den kleinen abgeschafften Knecht Erik in Falla, den sie geheiratet hatte, in gar keiner Hinsicht für besser als sich selbst.

Aber ehe Jan sich setzte, warf er die Jacke zurück, und nun zeigte es sich, daß er drüben in der Dunkelheit seinen Hemdärmel weit hinaufgekrempelt hatte.

Er streckte den nackten Arm vor und sagte, er möchte selbst gern geimpft werden. In seinem ganzen Leben sei er erst einmal geimpft worden und er fürchte sich vor nichts so sehr wie vor den Pocken.

Als die kleine Klara den nackten Arm sah, wurde sie plötzlich ganz still und sah ihren Vater mit großen klugen Augen gespannt an.

Sie sah auch aufmerksam zu, wie der Küster die drei roten Striche in den Arm machte. Dann sah sie von dem einen zum andern und merkte da recht wohl, daß es dem Vater gar nicht schlecht erging.

Als Jan Andersson fertig war, wendete er sich an den Küster und sagte:

„Jetzt ist die Kleine ganz ruhig, nun könnt Ihr's vielleicht noch einmal versuchen, Küster."

Ja, der Küster versuchte es noch einmal, und diesmal ging es ausgezeichnet. Die kleine Klara saß die ganze Zeit mit derselben altklugen Miene da und stieß nicht einen einzigen Schrei aus.

Auch der Küster schwieg, bis er mit seiner Arbeit fertig war, dann sagte er:

„Wenn Ihr das nur getan habt, um das Kind zu beruhigen, Jan, dann hätten wir ja nur so tun können, als wollten wir — — —"

Aber da fiel Jan ein:

„Nein, nein, Küster, das wär' nicht gegangen. So ein Kind wie dieses gibt es gar nicht mehr. Dieser Kleinen kann man unmöglich etwas weismachen, was nicht wirklich so ist."

Der Geburtstag

An dem Tag, wo das kleine Mädchen ein Jahr alt wurde, war ihr Vater auf Erik in Fallas Brachfeld bei seiner Grabarbeit.

Er versuchte sich klarzumachen, wie es früher gewesen war, als noch niemand da war, an den er bei seiner Arbeit auf dem Felde denken konnte, damals, wo er auch noch nicht das klopfende Herz in der Brust gehabt hatte, wo er noch keine Sehnsucht verspürt hatte und nie beunruhigt gewesen war.

„Wie merkwürdig, daß ein Mensch auf diese Weise leben kann!" sagte er und verachtete sich dabei selbst.

„Ja," fuhr er fort, „das ist das einzige, worauf's ankommt. Wenn ich so reich wär' wie Erik in Falla, oder so stark wie Börje, der dort drüben seinen Acker umgräbt, so wär' das gar nichts im Vergleich zu dem klopfenden Herzen in meiner Brust."

Er sah zu Börje hinüber, der ein ungeheuer starker Mann war und ungefähr doppelt so viel Arbeit bewältigen konnte als er. Während nun Jan zu Börje hinübersah, fiel ihm auf, daß dieser an diesem Tage lange nicht so weit gekommen war wie sonst.

Sie bekamen von Erik Stücklohn, und Börje übernahm immer mehr als Jan; aber beide wurden trotzdem immer ungefähr zur selben Zeit fertig. An diesem Tag aber war Börje merkwürdig langsam vorwärts gekommen, ja er hielt nicht einmal gleichen Schritt mit Jan, sondern war weit zurückgeblieben.

Aber Jan hatte auch seine ganze Kraft eingesetzt, um

möglichst rasch zu seinem kleinen Mädchen heimzukommen. An diesem Tage sehnte er sich noch viel mehr nach ihr als sonst. Sie war abends meist schläfrig, und wenn er sich nicht beeilte, konnte sie möglicherweise schon fest eingeschlafen sein.

Als Jan fertig war, sah er, daß Börje sein Stück kaum halb fertig hatte. Das war in all den Jahren, die sie nun zusammen arbeiteten, noch nie vorgekommen, und Jan verwunderte sich auch so darüber, daß er zu Börje hinging.

Börje stand in dem Graben und plagte sich eben, eine hartnäckige Erdscholle herauszuheben. Er war auf einen Glasscherben getreten und hatte dabei eine tiefe Wunde im Fuß davongetragen. Es war ihm nicht möglich, den Stiefel anzubehalten, und nun kann man sich wohl denken, wie schrecklich das sein muß, wenn man mit einem verwundeten Fuß den Spaten in die Erde hineinzwingen soll.

„Solltest du nicht lieber aufhören?" fragte Jan in Skrolycka.

„Nein, ich muß durchaus heut fertig werden," erwiderte Börje, „denn ich bekomm' ja kein Korn von Erik in Falla, ehe das ausbedungene Stück fertig ist. Und wir haben daheim kein Roggenmehl mehr."

„Na, gut' Nacht also!" sagte Jan.

Börje gab keine Antwort. Er war so müde und abgemattet, daß er nicht mehr den gewohnten Abendgruß herausbrachte.

Jan von Skrolycka ging bis zum Rand des Ackers, aber dort hielt er an.

„Was macht's dem kleinen Mädchen aus, ob du zu ihrem Geburtstag heimkommst," sagte er zu sich. „Sie hat's ebenso gut ohne dich; Börje aber hat sieben Kinder daheim und kein Essen für sie. Willst du sie hungern lassen, nur um heimzukommen und mit Klara Gulla zu spielen?"

Er ging zu Börje zurück, stellte sich neben ihn und arbeitete mit ihm weiter; aber da er schon vorher recht müde gewesen war, ging es nicht besonders schnell vorwärts, und es war schon beinahe dunkel, als die beiden endlich fertig waren.

Jetzt schläft Klara Gulla schon lange, dachte Jan, als er endlich den letzten Spatenstich tat.

„Nun gut' Nacht!" rief er zum zweiten Male Börje zu.

„Gut' Nacht und Dank für die Hilfe!" erwiderte Börje. „Jetzt geh ich und hol' mir gleich meinen Roggen. Ich werd's dir schon ein andermal wettmachen, du kannst dich darauf verlassen."

„Ich will keine Bezahlung dafür. Gut' Nacht!"

„Willst du nichts für deine Hilfe haben? Was ist denn los, daß du so großartig bist?"

„Ach, 's ist... 's ist heute der Kleinen ihr Geburtstag."

„Was, und deshalb hast du mir hier beim Umschoren geholfen?"

„Ja, deshalb und auch noch wegen was anderem. Na also, gute Nacht!"

Jan ging hastig fort, um nicht zu einer Erklärung über das „andere" verlockt zu werden; aber es brannte ihm auf der Zunge zu sagen: Heute ist nicht nur Klara Gullas Geburtstag, sondern es ist auch der meines Herzens.

Aber es war gut, daß er nicht dazu kam, dies zu sagen, denn Börje hätte sicher geglaubt, er sei verrückt geworden.

Der Weihnachtsmorgen

Als das kleine Mädchen ein Jahr alt war, nahm sie Jan Andersson am Weihnachtsmorgen mit in die Kirche zur Christmette.

Seine Frau meinte freilich, das Kind sei doch noch recht klein, um schon in die Kirche mitgenommen zu werden, auch fürchtete sie, es könnte sich wieder so ungebärdig anstellen wie damals beim Impfen.

Aber Jan setzte seinen Willen durch, weil es ja nicht gegen die Sitte verstieß, wenn kleine Kinder mit zur Weihnachtsmette genommen wurden.

So machten sich die Leute von Skrolycka mit Klara Gulla am Weihnachtsmorgen schon früh um fünf Uhr auf den Weg. Es war bedeckter Himmel und so finster wie in einem Sack, aber die Luft war nicht kalt, sondern

fast mild und dazu vollkommen still, so wie es dort in der Gegend Ende Dezember zu sein pflegt.

Gleich zu Anfang ging es einen engen Pfad zwischen den Äckern und Gehölzen in Askedalarna entlang. Dann mußten die Wanderer dem steilen verschneiten Weg über den Snipahügel folgen, und erst dann kamen sie auf ordentliche Wege.

Das große zweistöckige Wohnhaus auf Falla hatte in allen Fenstern brennende Kerzen; es winkte den Leuten von Skrolycka zu wie ein Leuchtturm, und so konnten sie sich bis zu Börjes Haus hindurchfinden. Dort trafen sie mit ein paar Nachbarn zusammen, die sich am Abend vorher Fackeln zurecht gemacht hatten, mit denen sie sich nun den Weg erhellten; an diese schlossen sich die Leute von Skrolycka an. Jeder Fackelträger ging an der Spitze einer kleinen Schar. Die meisten schwiegen, aber alle waren frohen Mutes. Sie kamen sich vor wie die Weisen aus dem Morgenlande, die beim Scheine des Wundersterns dahinwanderten, um den neugeborenen König der Juden zu suchen.

Als die ganze Schar die Waldhöhe erreicht hatte, mußte sie an einem großen Steinblock vorbei, den einstmals ein Riese drunten in Frykerud an einem Weihnachtsmorgen nach der Svartsjöer Kirche geschleudert hatte, der aber zum guten Glück über den Kirchturm weggeflogen und hier auf dem Snipahügel liegen geblieben war.

Als die Kirchgänger sich jetzt dem Stein näherten, lag er wie gewöhnlich auf der Erde; aber alle wußten, daß er während der Nacht auf zwölf goldene Pfeiler aufgehoben worden war und daß der Troll darunter gesessen und getrunken und getanzt hatte.

Es war wirklich kein Vergnügen am Weihnachtsmorgen an so einem Steinblock vorbeigehen zu müssen, und Jan sah eifrig zu Katrine hinüber, ob sie auch das Kind fest an sich gedrückt hielte. Katrine schritt sicher und ruhig fürbaß ganz wie gewöhnlich und unterhielt sich halblaut mit einer Nachbarin. Sie schien gar nicht daran zu denken, was das für ein gefährlicher Platz war.

Hier auf der Höhe standen uralte wetterfeste Tannen. Wenn man diese so im Fackelschein mit den großen Schneeklumpen auf den Zweigen wahrnehmen konnte,

16*

drängte sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß mehrere von ihnen, die man vorher für Bäume gehalten hatte, nichts anderes waren als Trolle mit stechenden Augen unter den weißen Schneemützen und mit langen scharfen Krallen, die aus den dicken Schneefäustlingen hervorstachen.

Das konnte man ja ertragen, so lange sie sich ruhig verhielten, aber wie, wenn einer von ihnen den Arm ausstrecken und eines der Vorübergehenden an sich reißen würde? Für die Erwachsenen und alten Leute war es wohl nicht so gefährlich, aber eines hatte Jan doch immer gehört: die Trolle hatten eine besondere Liebe für winzig kleine Menschenkinder, je kleiner, desto besser!

Es kam ihm vor, als halte Katrine die kleine Klara gar so sorglos. Ach, für die großen krallenbewaffneten Trollhände war es gar keine Kunst, ihr das Kind zu entreißen! Hier mitten auf dem gefährlichen Platz wagte es Jan indes nicht, Katrine das Kind aus den Armen zu nehmen. Gerade dadurch hätte sich das Trollpack am Ende zu rühren angefangen.

Schon fing es von dem einen Trollbaum zum andern an zu raunen und zu rauschen. Es knarrte droben in den Zweigen, wie wenn sie versuchen wollten, sich in Bewegung zu setzen.

Jan wagte die andern nicht zu fragen, ob sie das auch sähen und hörten, was er sah und hörte. Denn das hätte ja gerade die Frage sein können, die das Trollpack zum Leben erweckte.

In dieser Erwartung wußte er nur eins, was er tun konnte. Er stimmte mitten im Walde ein Lied an.

Jan hatte eine schlechte Singstimme, und er hatte auch im Beisein anderer noch nie gesungen. Es fiel ihm sehr schwer, den Ton richtig zu treffen, und er wagte deshalb nicht einmal in der Kirche mitzusingen; aber jetzt mußte er singen, mochte es gehen, wie es wollte.

Er sah, daß die Nachbarn sich über ihn wunderten. Die vor ihm gingen, stießen einander an und schauten sich nach ihm um; doch das durfte ihn nicht hindern; er mußte weiter machen.

Gleich darauf flüsterte ihm indes eine der Frauen zu: „Wartet ein wenig, Jan, ich werd' Euch helfen!"

Und dann stimmte sie mit der richtigen Melodie und dem richtigen Ton in das Weihnachtslied ein.

Es klang schön durch die Nacht zwischen den Bäumen. Die andern konnten nun auch nicht zurückbleiben, sondern stimmten ebenfalls mit ein.

„Gruß dir, du schöne Morgenstund', durch der Propheten heil'gen Mund ist sie verkündet worden!"

Da ging es wie ein ängstliches Sausen durch die Trollbäume. Sie zogen die Schneemützen so tief herein, daß man nichts mehr von ihren bösen Trollaugen sah, und ebenso zogen sie die ausgestreckten Krallen unter Tannennadeln und Schnee zurück. Als der erste Liedervers verklungen war, konnte niemand mehr sehen, daß da oben auf der Waldhöhe etwas anderes vorhanden war, als gewöhnliche, ungefährliche, alte Tannenbäume.

* *
*

Die Fackeln, die den Leuten aus Askedalarna durch den Wald geleuchtet hatten, waren abgebrannt, als die Schar die Landstraße erreichte. Aber von da an ging es mit Hilfe der erleuchteten Bauernhäuser weiter. Wenn ein Haus aus dem Gesichtskreis entschwand, gleich schimmerte ein anderes in geringer Entfernung auf. Die Leute hatten in alle Fenster Lichter gestellt, um den armen Wanderern den rechten Weg nach der Kirche zu zeigen.

Schließlich erreichten die Leute einen Hügel, von dem man die Kirche sehen konnte. Da stand sie vor ihnen: aus allen Fenstern strömte heller Lichterschein heraus, und sie sah aus wie eine riesengroße Laterne.

Als die Wanderer die Kirche sahen, blieben sie unwillkürlich stehen, der Anblick raubte ihnen den Atem. Nach allen den kleinen Häusern und niederen Fenstern an denen sie vorbeigepilgert waren, kam ihnen die Kirche überwältigend groß und überirdisch hell vor.

Als Jan die Kirche erblickte, mußte er unwillkürlich an ein paar arme Leute in Palästina denken, die die ganze Nacht unterwegs gewesen waren und ein kleines Kind bei sich hatten, ihren einzigen Trost und ihre einzige Freude. Sie kamen von Bethlehem und wollten nach Je-

rusalem, weil das Kind im Tempel zu Jerusalem beschnitten werden sollte. Aber sie mußten sich in dunkler Nacht dahinschleichen, weil es so viele gab, die dem Kindlein nach dem Leben trachteten.

Die Leute von Askedalarna waren in aller Frühe von Hause weggegangen, um vor denen anzukommen, die nach der Kirche fuhren, aber in der Nähe der Kirche wurden sie doch von diesen eingeholt. Sie kamen mit schnaubenden Pferden und klingenden Schellen dahergefahren, jagten in sausendem Galopp dahin und zwangen die armen Fußgänger, sich auf den hohen Schneewall am Wegrand zu retten.

Jetzt hatte Jan das Kind auf dem Arm. Unaufhörlich mußte er den Fuhrwerken ausweichen. Er kam auf dem finsteren Weg nur sehr schwer vorwärts; aber vor ihm lag ja der strahlende Tempel, und wenn sie nur dorthin gelangen konnten, dann waren sie sicher und geborgen.

Jetzt erhob sich hinter ihnen lautes Schellengeklingel und Pferdegetrappel. Ein großer Schlitten mit zwei Pferden davor kam dahergefahren. Drinnen saß ein junger vornehmer Herr in schwarzem Pelz und hoher Pelzmütze mit seiner jungen Frau an der Seite. Er führte selbst die Zügel, aber hinter ihm stand der Kutscher mit einer lohenden Fackel in der hocherhobenen Hand. Die Flamme flackerte im Luftzug weit zurück und ließ einen langen Schweif von Rauch und sprühenden Funken hinter sich.

Jan stand auf dem Schneewall am Weg mit dem Kind im Arm. Es sah sehr gefährlich aus; sein einer Fuß sank plötzlich tief in den Schnee hinein, und er war am Umfallen. Da zog der kutschierende Herr heftig an den Zügeln, und rief Jan, den er vom Wege verjagt hatte, an.

„Gib das Kind her, dann fahre ich es in meinem Schlitten mit nach der Kirche!" sagte er freundlich. „Wo so viele Fuhrwerke unterwegs sind, ist es gefährlich, wenn man ein kleines Kind zu tragen hat."

Doch Jan antwortete:

„Ich dank' schön, aber es geht ganz gut."

„Wir werden die Kleine hier zwischen uns setzen, Jan," sagte die junge Frau.

„Ich dank' schön, aber es geht ganz gut."

„Ach so, du wagst das Kind nicht aus dem Arm zu lassen," sagte der Herr, und dann fuhr er lachend davon.

Die Wanderer zogen weiter; aber der Weg wurde immer gefährlicher und beschwerlicher. Schlitten folgte auf Schlitten. Im ganzen Kirchspiel gab es kein Pferd, das nicht am Weihnachtsmorgen unterwegs gewesen wäre, um Leute nach der Kirche zu fahren.

„Du hättest das Kind wohl mitnehmen lassen können," sagte Katrine. „Ich fürchte, du wirst doch noch mit ihm hinfallen."

„Hätt' ich ihnen das Kind überlassen sollen? Du weißt nicht, was du sagst. Hast du nicht gesehen, wer es war?"

„Was wäre denn für eine Gefahr dabei gewesen, wenn wir's mit den Hüttenbesitzern von Duvnäs hätten fahren lassen?"

Da hielt Jan Andersson von Skrolycka plötzlich an.

„Ist das der Hüttenbesitzer auf Duvnäs mit seiner Frau gewesen?" fragte er, und es sah aus, als sei er eben aus einem Traum erwacht.

„Gewiß ist's die Herrschaft vom Hüttenwerk gewesen. Für wen hast du sie denn gehalten?"

Ja, wo war Jan mit seinen Gedanken gewesen? Was war das für ein Kind, das er die ganze Zeit über getragen hatte? Wohin stand ihm das Ziel seiner Reise? In welchem Lande war er jetzt eben gewandert?

Er strich sich mit der Hand über die Stirne und sah etwas verlegen aus, als er Katrine antwortete:

„Ich hab' geglaubt, es sei der König Herodes vom Lande Juda und Herodias, seine Frau."

Das Scharlachfieber

Als das kleine Mädchen in Skrolycka ungefähr drei Jahre alt war, bekam es eine Krankheit, die man wohl Scharlachfieber nennen könnte, denn sein ganzer Körper war dunkelrot und brannte wie Feuer, wenn man ihn anrührte. Die Kleine wollte nicht essen und konnte auch nicht schlafen, teilnahmlos lag sie in ihrem Bettchen und redete irre. Jan brachte es nicht über sich, von Hause

wegzugehen, so lange das Kind krank war, Tag um Tag blieb er in der Hütte sitzen, und es sah nachgerade aus, als würde Erik in Fallas Roggen in diesem Jahr ungedroschen bleiben.

Katrine war es, die das kleine Mädchen pflegte, die es wieder zudeckte, so oft es die Decke zurückwarf, und ihm ein wenig von dem verdünnten Heidelbeersaft zu trinken gab, den Katrine von der Mutter in Falla bekommen hatte.

Wenn die Kleine gesund war, wurde sie meistens von Jan versorgt; aber in demselben Augenblick, wo sie krank wurde, wagte er nicht, ihr nahe zu kommen. Er hatte Angst, er könnte ihr schaden und würde sie nicht zart genug anfassen.

Aber aus dem Hause hinaus ging er nicht; still saß er in der Ecke am Ofen und starrte unverwandt zu der kleinen Kranken hinüber.

Das Kind lag in einem eigenen Bettchen, aber es hatte nur einen Strohsack unter sich und kein Bettuch. Dieses Liegen auf den groben werggarnen Überzügen mußte für den kleinen zarten Körper, der geschwollen und durch den Ausschlag sehr empfindlich geworden war, sicherlich sehr schmerzhaft sein.

Und es war sonderbar, so oft Jan sah, wie sich die Kleine in ihrem Bettchen aufgeregt hin und her warf, mußte er an das Schönste denken, was er auf der Welt sein eigen nannte, nämlich an sein Sonntagshemd.

Er besaß nur ein einziges, das aus weißer glänzender Leinwand war und eine steife Hemdenbrust hatte. Dieses Hemd war so schön gearbeitet, daß es für den Hüttenbesitzer auf Duvnäs gut genug gewesen wäre. Jan hielt es hoch in Ehren. Alle seine andern Hemden waren ebenso grob wie die Bettbezüge, auf denen die kleine Klara lag.

Aber es war sehr unrecht, wenn er jetzt an dieses Hemd dachte. Katrine würde ihm nie erlauben, es zu zerreißen, denn es war das Bräutigamshemd, das sie ihm selbst genäht hatte.

Katrine tat auch wirklich alles, was sie konnte. Sie hatte Pferd und Wagen von Erik von Falla entlehnt, hatte das Kind in Tücher und Decken gehüllt und war

damit zum Doktor gefahren. Das war sehr brav von Katrine gewesen; aber einen Nutzen von dem Besuch beim Doktor konnte man nicht wahrnehmen. Weder die große Arzneiflasche, die sie aus der Apotheke mitgebracht hatte, noch irgendeine von den andern Vorschriften des Doktors hatten irgendeinen Erfolg gehabt.

Und dann quälte Jan noch ein Gedanke: Wenn Eltern einmal so ein merkwürdiges Kind geschenkt wird wie die kleine Klara Gulla, dann müssen sie auch bereit sein, das Beste, was sie besitzen, für dieses Kind zu opfern. Sonst dürfen sie dieses Kind am Ende gar nicht behalten ... Aber es war nicht so leicht, eine Frau wie Katrine dazu zu bringen, dies zu verstehen.

Während das Kind so krank dalag, kam eines Tages die alte Finnen-Karin ins Haus. Wie alle Finnen verstand sie sich auf die Krankheiten bei den Tieren, und sie war auch gar nicht zu Ende mit ihrer Weisheit, wenn es sich darum handelte, Gerstenkörner am Auge oder Wurm am Finger oder allerlei Geschwüre zu besprechen. Für andere Krankheiten jedoch wollte man nicht gerade seine Zuflucht zu ihr nehmen. Man hielt es gewissermaßen für unrecht, wenn man von einer Hexe für andere als kleine Leiden Hilfe verlangte.

Als diese Finnen-Karin ins Zimmer trat, sah sie natürlich sofort das kranke Kind, und Katrine erzählte ihr auch, daß es das Scharlachfieber habe, aber weder sie noch Jan baten sie um einen guten Rat.

Die Finnen-Karin sah indes wohl, wie ängstlich und beunruhigt die Eltern waren, und als sie von Katrine mit Kaffee bewirtet worden war und ihr Jan ein Stück Rolltabak geschenkt hatte, sagte sie ganz von selbst:

„Diese Krankheit zu heilen, steht nicht in meiner Macht, aber ich will euch lehren, wie ihr selbst erkennen könnt, ob die Krankheit zum Leben oder Tod führt. Haltet euch wach bis Mitternacht, dann macht aus dem Daumen und Zeigefinger eurer linken Hand einen Ring und betrachtet da hindurch das Kind. Dann gebt wohl acht, was neben ihm im Bett liegt, und ihr werdet erfahren, was ihr zu erwarten habt."

Katrine dankte ihr aufs herzlichste; denn es ist am besten, wenn man sich mit solchen Leuten gut stellt. Aber

es fiel ihr keinen Augenblick ein, das zu tun, was ihr angeraten worden war.

Auch Jan legte kein Gewicht auf den Rat der Finnen-Karin. Er dachte an nichts als an das Hemd. Wenn er es nur gewagt hätte wegen Katrine!

Aber er konnte sie unmöglich bitten, ihn das Bräutigamshemd zerreißen zu lassen. Er begriff sehr wohl, daß dem kleinen Mädchen dadurch nicht geholfen würde, und wenn es doch sterben mußte, dann war das Hemd rein weggeworfen.

Als es Abend wurde, ging Katrine um die gewohnte Zeit zu Bett, aber Jan hatte nicht die nötige Ruhe, sich schlafen zu legen, sondern blieb wie gewöhnlich in seinem Winkel sitzen. Er sah, wie die kleine Klara sich in ihrem Bett vor Schmerzen wand, denn der Strohsack, auf dem sie lag, war zu grob und zu hart, und Jan dachte, wie herrlich es wäre, wenn er ihr ein kühles, weiches, glattes Lager zurechtmachen könnte!

Das Hemd lag frisch gewaschen und ungebraucht in der Kleidertruhe. Zu wissen, daß es dort lag, tat Jan im Herzen weh; aber es wäre ja auch nicht recht gegen Katrine gewesen, wenn er ihr Geschenk zu einem Bettuch für das Kind verwendet hätte.

Aber wie es auch sein mochte, als die Uhrzeiger sich der Mitternachtstunde näherten und Katrine im tiefsten Schlafe lag, ging Jan zu der Kleidertruhe hin und nahm das Hemd heraus. Zuerst riß er die steife Brust ab, und dann teilte er den Rumpf in zwei Teile. Den einen schob er sachte unter den kleinen Körper des Kindes und den andern breitete er zwischen das Kind und die warme, dicke Decke, mit der es zugedeckt war.

Dann kauerte er wieder in seinen Winkel zusammen und wachte bei der Kleinen wie zuvor. Er hatte noch nicht lange so gesessen, als die Uhr zwölf schlug. Fast ohne sich bewußt zu sein, was er tat, hielt er die Finger der linken Hand wie einen Ring vor die Augen und schaute nach dem Bett hinüber.

Und siehe! auf dem Bettrand saß ein kleiner nackter Engel Gottes. Er war von dem groben Strohsack zerkratzt und zerstochen und hatte sicher die Absicht gehabt, sich auf und davon zu machen. Aber jetzt drehte er sich um

und befühlte das feine Hemd, strich mit beiden Händen über die Leinwand, und plötzlich schwang er die Beine wieder über den Bettrand herauf und legte sich wieder nieder, um weiter über das Kind zu wachen.

Aber an dem einen Bettpfosten kam zu gleicher Zeit etwas heraufgekrochen, das schwarz und unheimlich aussah, und als es sah, daß der Engel Gottes im Begriff war, fortzugehen, streckte es den Kopf über die Bettstatt herauf und grinste vor Freude darüber, daß es nun ins Bett hineinkriechen und sich an den Platz des Engels legen könnte.

Als es dann sah, wie der Engel Gottes seine Nachtwache wieder aufnahm, verrenkte es alle seine Glieder, wie wenn es die gräßlichsten Höllenqualen erleiden müßte, und dann zog es sich auf den Boden zurück.

Am nächsten Tag war die kleine Klara auf dem Wege der Besserung. Die Krankheit war gebrochen. Darüber war Katrine über die Maßen froh, und so hatte sie nicht das Herz, etwas über das zerrissene Bräutigamshemd zu sagen, obwohl man sich denken kann, daß sie meinte, sie habe doch einen recht verrückten Kerl zum Manne.

Der Besuch in dem Bauernhof

Als das kleine Mädchen in Skrolycka in ihr fünftes Jahr ging, nahm sie Jan Andersson an einem Sonntagnachmittag bei der Hand, und sie wanderten miteinander dem Walde zu.

Sie gingen an schattigen Birkenwäldchen vorüber, wo sie sich sonst niederließen, sie gingen auch an dem Erdbeerhügel vorüber, ja sie gingen sogar, ohne anzuhalten, an dem kleinen sich dahinschlängelnden Bach, wo die Wäsche gewaschen wurde, vorüber.

Hand in Hand wanderten sie dahin, still und ernsthaft, wie um zu zeigen, daß ihnen etwas Feierliches bevorstand.

Sie verschwanden in östlicher Richtung im allertiefsten Walde; aber auch da hielten sie nicht an, sondern kamen schließlich über Loby auf einem bewaldeten Hügel wieder zum Vorschein.

Von da gingen sie über die Wegscheide, wo die Landstraße und die Dorfstraße sich kreuzten, und jetzt mußte es sich doch endlich zeigen, wohin sie zu gehen beabsichtigten.

Aber sie gingen nicht nach Nästa hinein und auch nicht nach Nysta, auch sahen sie sich weder nach Där-Fram noch nach På-Valln um.

Weiter und weiter wanderten sie das Dorf entlang. Nun erschien es fast unverständlich, wohin sie gehen wollten. Denn sie konnten doch unmöglich im Sinne haben, bei Björn Hindriksson in Loby einen Besuch machen zu wollen?

Wahr war allerdings, daß Björn Hindrikssons Frau die Halbschwester von Jans Mutter war; Jan war also wirklich mit den reichsten Bauern im Kirchspiel verwandt und hatte das Recht, Björn Hindriksson und seine Frau Oheim und Tante zu nennen. Aber bis jetzt hatte Jan getan, als wisse er gar nichts von der Sache, selbst mit Katrine hatte er kaum je von der so vornehmen Verwandtschaft gesprochen. Er war im Gegenteil Björn Hindriksson immer aus dem Weg gegangen. Nicht einmal auf dem Platz vor der Kirche pflegte er zu ihm hin zu gehen, um ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu geben.

Aber jetzt, wo Jan eine so merkwürdige kleine Tochter hatte, war er nicht mehr nur ein armer Taglöhner. Jetzt hatte er einen Schatz vorzuweisen und eine Blume, mit der er sich schmücken konnte. Jetzt war er reich mit den Reichen und mächtig mit den Mächtigen. Jetzt ging er geradenwegs auf Björn Hindrikssons großes Wohnhaus zu, um zum erstenmal in seinem Leben bei den vornehmen Verwandten einen Besuch zu machen.

* *
*

Lange währte der Besuch im Bauernhof nicht. In weniger als einer Stunde ging Jan mit seinem kleinen Mädchen wieder über den Hofplatz nach der Pforte.

Aber als Jan so weit gekommen war, hielt er an und schaute zurück, wie wenn er Lust hätte, noch einmal hineinzugehen.

Er hatte indes gar keinen Grund, zu bereuen, daß er hingegangen war. Nein, so war es nicht, er war mit der Kleinen in jeder Beziehung gut aufgenommen worden. Björn Hindriksons Frau hatte das Kind gleich mit sich an den blauangemalten Schrank genommen, der mitten an der Längswand des Zimmers stand, und ihr einen Zwieback und ein Stück Zucker gegeben. Und Björn Hindriksson selbst hatte sie gefragt, wie alt sie sei und wie sie heiße. Dann hatte er den großen Lederbeutel aufgemacht, den er in seiner Hosentasche trug, und ihr ein blankes Vierschillingsstück geschenkt.

Jan war mit Kaffee bewirtet worden, und seine Stieftante hatte nach Katrine gefragt und sich erkundigt, ob sie eine Kuh oder ein Schwein hätten, ob ihr Haus im Winter sehr kalt sei und ob er auch von Erik in Falla so viel Lohn bekomme, daß sie von dem Verdienst leben könnten, ohne Schulden machen zu müssen?

Nein, an dem Besuch selbst war nichts, was Jan Kummer machen konnte. Nachdem er sich eine Weile mit Hindriksons unterhalten hatte, sagten diese, sie seien zum Abend eingeladen und müßten in einer halben Stunde wegfahren. Da hatte Jan ja eingesehen, daß sie diese halbe Stunde brauchten, um sich fertig zu machen, und so war er aufgestanden und hatte sich verabschiedet.

Aber da war die Hausfrau rasch an den Speiseschrank gegangen und hatte Butter und Speck herausgeholt, auch einen kleinen Beutel mit Grütze und wieder einen mit Mehl gefüllt und dann alles in ein Tuch zu einem Bündel zusammengebunden, das sie Jan beim Abschied in die Hand gab und sagte, das sei ein kleines Geschenk für Katrine. Sie habe wohl eine kleine Belohnung verdient, weil sie zu Hause geblieben sei und das Haus bewacht habe.

Und dieses Bündel war es, das Jan jetzt viel Kopfzerbrechen verursachte.

Er wußte ja recht wohl, in diesem Bündel war alles mögliche Gute und Prächtige, lauter Sachen, an die die Leute in Skrolycka bei jeder Mahlzeit sehnsüchtig dachten; aber Jan hatte das Gefühl, als begehe er gleichsam ein Unrecht gegen das kleine Mädchen, wenn er diese Sachen annahm.

Nein, nein, er war nicht als Bettler zu Björn Hindriksson gekommen, sondern als einer, der seine Verwandten begrüßen will. Hindrikssons sollten die Sache nicht falsch auffassen, nein, das sollten sie nicht!

Er hatte an all dies schon gleich in der Stube gedacht, aber die Ehrfurcht vor Björn Hindriksson und seiner Frau war zu groß, und so hatte er nicht gewagt, das Bündel zurückzuweisen.

Nun ging er von der Pforte wieder zurück und legte das Bündel neben der Stallecke nieder; wo die Hausleute immer vorüberkamen und nicht anders konnten, als es zu bemerken.

Es tat ihm ordentlich weh, die Sachen zurückzulassen; aber seine kleine Klara war kein Bettelmädchen. Niemand sollte das Recht haben, von ihr und ihrem Vater zu glauben, daß sie herumgingen und bettelten.

Das Schulexamen

Als das kleine Mädchen sechs Jahre alt war, ging Jan in Skrolycka an einem Werktag nach dem Östenbyer Schulhaus, um das Schulexamen mitanzuhören.

Es war das erste Schulhaus im Kirchspiel, und alle Leute freuten sich darüber, daß sie nun ein Schulhaus hatten. Früher war dem Küster Svartling nichts anderes übriggeblieben, als mit seinen Schülern von einem Hof zum andern zu wandern.

Bis zum Jahr 1860, wo das neue Schulhaus fertig war, hatte er alle vierzehn Tage die Schulstube wechseln müssen, und oft, oft hatte er mit seinen kleinen Schulkindern in einer Stube sitzen müssen, wo die Hausmutter das Essen kochte oder der Hausvater an der Hobelbank stand und schreinerte, während daneben alte Leute den ganzen Tag im Bett lagen und die Hühner ihre kleinen Ställe unter der Bank an der Wand hatten.

Es war allerdings trotzdem gut mit dem Unterricht gegangen, denn der Küster Svartling war ein Mann, der die Ordnung bei jedem Wetter aufrechterhalten konnte; aber es mußte doch ein herrliches Gefühl gewesen sein,

als er in einem Zimmer unterrichten durfte, das zu nichts anderem verwendet werden sollte als zum Schulzimmer. Hier sollten die Wände nicht von Bettstellen und Geschirrschränken und Handwerkszeug eingenommen werden. Hier sollten keine verdunkelnden Webstühle vor den Fenstern, wo das beste Licht war, aufgestellt werden, und hier durfte keine Nachbarsfrau mitten in der Schulzeit hereinkommen, um einen Schwatz zu machen und Kaffee zu trinken.

Nein, hier konnte er die Wände mit Bildern aus der biblischen Geschichte und mit Tiertafeln und den Bildnissen der schwedischen Könige behängen. Hier hatten die Kinder richtige niedere Schulbänke und Tische und brauchten nicht mehr verzwickt hinter hohen Tischen zu sitzen, wo sie zuweilen mit der Nase kaum über die Tischplatte gereicht hatten. Und hier hatte Küster Svartling einen eigenen Katheder mit Regal und Fächern, wo er seine großen Zeugnisbücher unterbringen konnte. Und wenn er nun während der Unterrichtsstunden hinter diesem Katheder saß, sah er würdiger aus als je vorher in seinem Leben, in dem er oftmals seine Stunden hatte auf dem Herde sitzend halten müssen, mit einem starken Feuer im Rücken und die auf dem Boden hockende Schar seiner Schulkinder vor sich. Hier hatte er einen festen Platz für die schwarze Tafel und Nägel daran für Wandkarten und Tabellen, die er nun nicht mehr gegen eine Schranktür oder das Kanapee zu lehnen brauchte, wie er es seither hatte machen müssen.

Nun wußte er stets, wo er die Gänsekiele hatte, und konnte die Kinder lehren, gerade Striche und Bogen zu machen; nun würde sicherlich die ganze Gemeinde allmählich so schön schreiben lernen wie er selber. Und jetzt war es auch möglich, den Kindern beizubringen, daß sie alle miteinander aufstanden und in Reih und Glied wie die Soldaten das Schulzimmer verließen.

Aber so vergnügt auch alle über das Schulhaus waren, so fühlten sich doch die Eltern den Kindern gegenüber ein klein wenig fremd, seit diese angefangen hatten, dort zur Schule zu gehen. Es war, als seien die Kinder in einen neuen und vornehmen Zustand eingegangen, zu dem die Alten keinen Zutritt hatten. Aber es war ja eigentlich un=

recht, dies so zu empfinden. Es war ja doch eine große Freude, daß die Kinder so viel Besseres zu genießen bekamen, als ihnen selbst zuteil geworden war.

An jenem Tage, wo Jan von Skrolycka zum Schulexamen ging, wanderte er den ganzen Weg Hand in Hand mit der kleinen Klara Gulla, wie sie immer taten, und sie unterhielten sich als gute Freunde und Kameraden.

Aber als Klara Gulla in die Nähe des Schulhauses kam und andere Kinder erblickte, die sich vor der Tür versammelt hatten, zog sie ihre Hand aus der des Vaters und ging auf die andere Seite des Weges hinüber. Und sobald sie an der Schule angekommen waren, ließ sie ihren Vater vollständig stehen und gesellte sich zu einem Häuflein Kinder.

Während des Examens saß Jan in Skrolycka auf einem Stuhl in nächster Nähe des Katheders zwischen den vornehmen Herrschaften und den Mitgliedern der Schulbehörde. Jan war genötigt, da Platz zu nehmen, denn sonst hätte er von Klara Gulla, die unter den Kleinsten auf der ersten Bank rechts vom Katheder saß, nichts als den Nacken sehen können. Wenn das nicht gewesen wäre, hätte er sich um alle Welt nicht so hoch hinaufgesetzt; aber wer der Vater einer solchen Tochter wie Klara Gulla war, brauchte sich nicht geringer zu dünken als irgend jemand anderes.

Klara Gulla mußte von dem Platze aus, wo sie saß, ihren Vater sehen, es war nicht anders möglich; aber sie schenkte ihm keinen Blick, es war, als sei er für sie gar nicht vorhanden.

Dagegen hingen Klara Gullas Blicke an dem Lehrer. Er war jetzt eben dabei, die großen Kinder, die links vom Katheder saßen, abzufragen. Sie mußten lesen und auf der Landkarte Länder und Städte zeigen und an der Wandtafel rechnen, und der Lehrer hatte kaum Zeit, einmal zu den Kleinen auf der rechten Seite hinüberzuschielen. Es hätte also sicherlich nicht viel auf sich gehabt, wenn Klara Gulla einmal einen Seitenblick auf ihren Vater geworfen hätte; aber sie drehte auch nicht einmal den Kopf nach seiner Seite.

Ein kleiner Trost war es dem Vater, daß die andern

Kinder alle es genau ebenso machten. Alle saßen da und hefteten ihre hellen Äuglein auf den Lehrer. Und die kleinen Krabben taten, als ob sie es verstünden, wenn er einen kleinen Witz machte, denn dann stießen sie einander an und lachten.

Es war eine rechte Überraschung für die Eltern, die Kinder so artig zu sehen, wie sie sich während des Examens betrugen. Aber Küster Svartling war ein merkwürdiger Mann. Er konnte sie zu allem bringen, was er wollte.

Jan in Skrolycka seinerseits fing an, verlegen und ängstlich zu werden. Er wußte nicht mehr recht, ob es sein eigenes Töchterlein war, das dort saß, oder das Kind von jemand anderem. Und schließlich machte er sich von seinem Platz zwischen den Schulräten davon und setzte sich mehr in die Nähe der Türe.

Endlich aber waren die Großen hinreichend geprüft, und nun kam die Reihe an die Kleinen, die kaum erst lesen gelernt hatten. Über große Kenntnisse verfügten sie noch nicht, aber einige Fragen sollten dennoch auch sie beantworten. Und so wurden sie über die Schöpfungsgeschichte abgefragt.

Erst mußten sie die Frage beantworten, wer die Welt erschaffen habe, und das brachten sie sehr gut fertig. Aber dann traf es sich so unglücklich, daß der Lehrer fragte, ob sie noch einen andern Namen für „Gott" wüßten.

Da blieben alle die kleinen Abcschützen stumm. Sie bekamen rote Wangen und runzelten die Stirnen, aber es war ihnen unmöglich, sich eine Antwort auf eine solche stumpfsinnige Frage auszudenken.

In den Bänken, wo die Großen saßen, begann ein Wedeln mit den Händen und ein Flüstern und Kichern. Aber die acht Anfängerchen kniffen den Mund zusammen und wußten kein Wort zu sagen, Klara Gulla nicht und auch keines von den andern.

„Es gibt ein Gebet, das wir alle Tage beten," sagte der Lehrer. „Wie nennen wir da Gott?"

Jetzt kam Klara Gulla darauf! Sie begriff, der Lehrer wollte die Antwort haben, daß wir Gott auch Vater nennen, und so streckte sie die Hand in die Höhe.

„Wie heißen wir Gott sonst noch, Klara Gulla?“ fragte der Lehrer.

Mit glühenden Wangen stand Klara Gulla in ihrer Bank auf, und ihr kleines Schwänzchen von Zopf stand im Nacken gerade hinaus.

„Wir heißen ihn Jan!“ antwortete sie mit lauter und deutlicher Stimme.

Bei diesen Worten lief ein Kichern durch die ganze Schule. Die Herrschaften und die Schulräte und die Eltern und die Schulkinder, alle verzogen den Mund, und sogar der Herr Schullehrer sah bewegt aus.

Klara Gulla wurde dunkelrot, und Tränen traten ihr in die Augen. Aber der Lehrer stieß den Stock, mit dem er zu deuten pflegte, auf den Fußboden und rief: „Still!“ Und dann sprach er einige Worte, um die Sache zu erklären.

„Klara Gulla hat wohl Vater sagen wollen,“ sagte er. „Und sie hat statt dessen Jan gesagt, weil ihr eigener Vater Jan heißt. Aber wir brauchen uns über die Antwort des kleinen Mädchens gar nicht so sehr zu wundern, denn ich weiß nicht recht, ob noch ein Kind in der Schule ist, das einen so guten Vater hat wie sie. Ich habe ihn in Sturm und Regen vor dem Schulhause auf sie warten sehen, und bei Schneegestöber, wenn die Wege dicht verschneit waren, hat er sie in die Schule getragen. Man braucht sich deshalb nicht zu verwundern, daß sie Jan sagt, wenn sie das Beste nennen soll, was sie kennt.“

Der Lehrer strich dem kleinen Mädchen freundlich übers Haar, und die Leute lachten und waren gerührt zu gleicher Zeit.

Klara Gulla saß auf ihrem Platz, schaute vor sich hin und wußte nicht, was sie anstellen sollte; aber Jan in Skrolycka war so glücklich wie ein König; denn nun war es ihm plötzlich wieder klar geworden, daß das kleine Mädchen noch immer ihm gehörte und keinem andern.

Die Wettprüfung

Es war eine merkwürdige Sache mit dem kleinen Mädchen in Skrolycka und seinem Vater. Fast hätte man meinen können, er und sein Töchterchen seien aus einem Stück geschnitten, so daß sie eines des andern Gedanken lesen könnten.

In Svartsjö gab es einen Schullehrer, der ein alter Soldat war. Er unterrichtete weit hinten im Kirchspiel und hatte kein Schulhaus wie der Küster, war aber von allen Kindern unendlich geliebt. Sie wußten selbst nicht, daß sie zu ihm in die Schule gingen, sondern meinten, sie kämen nur zum Spielen zusammen.

Zwischen den beiden Schullehrern herrschte die allergrößte Freundschaft; aber es geschah doch zuweilen, daß der jüngere den alten dazu zu bringen suchte, mit der Zeit voranzuschreiten und ihm die Lautiermethode und andere neue Moden beibringen wollte. Der Alte ließ das meistens mit Ruhe über sich ergehen, aber eines Tages wurde er doch ärgerlich darüber.

„Du bildest dir allzuviel ein, Svartling, weil du ein Schulhaus bekommen hast," sagte er. „Aber ich sage dir, meine Kinder lesen genau so gut wie die deinen, obgleich ich nur in Bauernstuben unterrichte."

„Jawohl, das weiß ich, und ich habe auch noch nie etwas anderes behauptet," erwiderte der Küster. „Ich meine nur, wenn die Kinder etwas mit weniger Mühe lernen könnten ..."

„Nun, und was dann?" fragte der Alte.

Der Küster hörte seiner Stimme an, daß er verletzt war, und suchte nun zum Rückzug zu blasen.

„Du verstehst es ja jedenfalls, deinen Kindern das Lernen so leicht zu machen, daß sie sich niemals über eine Aufgabe beklagen."

„Vielleicht mache ich es ihnen gar zu leicht? Vielleicht lernen sie bei mir nichts?" rief der Alte und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Was in aller Welt ficht dich heute an, Tyberg?" fragte der Küster. „Du nimmst mir ja alles übel, was ich sage."

„Ja, du kommst auch mit gar zu vielen Anspielungen."

Nun kamen andere Leute dazu, und als die beiden Schullehrer voneinander schieden, waren sie ebenso gut Freund wie je vorher. Aber als sich Tyberg allein auf dem Heimweg befand, stiegen des Küsters Worte wieder in ihm auf, und er wurde fast noch ärgerlicher als vorher.

„Warum soll dieser Guckindiewelt herkommen dürfen und behaupten, ich könnte meine Kinder mehr lehren, wenn ich mit der Zeit fortschritte?" dachte er. „Er denkt wohl, ich sei zu alt, wenn er es auch nicht gerade heraussagen will."

Der Alte konnte seinen Ärger nicht überwinden, und als er heimkam, sprach er mit seiner Frau darüber.

„Mach dir doch nichts aus dem, was der Küster schwatzt," meinte sie. „Die Jugend tut wichtiger, das Alter macht's richtiger, sag' ich immer. Ihr seid alle beide gute Schulmeister, du und der Küster."

„Ja, was hilft mir das, wenn du es sagst?" antwortete ihr Mann. „Die andern glauben doch, was sie wollen."

Ein paar Tage sah er so finster drein, daß er seiner Frau ordentlich leid tat.

„Kannst du ihm nicht beweisen, daß er dir unrecht getan hat?" fragte sie.

„Wie soll ich ihm das beweisen, was meinst du damit?"

„Ich meine, wenn du wirklich weißt, daß deine Kinder so viel können wie seine ..."

„Das weiß ich gewiß!"

„Ja, dann mußt du verlangen, daß eure Kinder einmal gemeinsam geprüft werden."

Der Alte tat, als hätte ihm das, was seine Frau gesagt hatte, gar keinen Eindruck gemacht; aber ihre Worte gingen ihm doch lange im Kopfe herum, und nach einigen Tagen erhielt der Küster einen Brief, in dem ihm der Schullehrer vorschlug, die Kinder der beiden Schulen ihre Kräfte miteinander messen zu lassen.

Der Küster hatte nicht das mindeste dagegen; aber er wünschte, daß die Wettprüfung in dieser Weihnachtszeit

vorgenommen werden solle; denn da konnte man sie zu einer kleinen Festlichkeit für die Kinder stempeln und brauchte keine Erlaubnis von der Schulbehörde dazu.

„Es ist gar kein dummer Einfall," dachte der Küster. „In diesem Vierteljahr werde ich mir Strafarbeiten ersparen können."

Und er hatte wirklich keine nötig. Es war unheimlich, was in den beiden Schulen gelernt und gebüffelt wurde.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage sollte die große Wettprüfung vor sich gehen. Das Schulzimmer war mit Tannenzweigen geschmückt, in denen alle Lichter strahlten, die in der Kirche von der Weihnachtsmesse übriggeblieben waren. So viele Äpfel waren vorhanden, daß es zu zwei für jedes Kind reichte, und es wurde sogar geflüstert, den Eltern und Vormündern, die zum Zuhören kommen würden, sollte Kaffee angeboten werden.

Allein das wichtigste war doch die große Wettprüfung. Auf der einen Seite des Schulzimmers saßen die Tybergskinder und auf der andern die Küsterskinder. Und jetzt handelte es sich für die Schüler darum, das Ansehen ihrer Lehrer zu verteidigen, denn Schullehrer Tyberg sollte die Küsterskinder abfragen und der Küster die Tybergskinder. Wenn die eine Schule eine Frage nicht beantworten oder eine Rechnung nicht herausbringen könnte, so sollte sie der andern Schule vorgelegt werden. Und alle diese Fragen sollten zusammengezählt und danach entschieden werden, welche Schule die beste sei.

Der Küster durfte anfangen, und man merkte wohl, wie vorsichtig er zuerst zu Werke ging; aber als ihm dann klar wurde, mit was für wohlunterrichteten Kindern er es zu tun hatte, drang er immer schärfer auf sie ein. Es war einfach großartig, die Tybergskinder antworten zu hören, sie waren so sattelfest, daß sie keine einzige Frage unbeantwortet ließen.

Dann kam der alte Tyberg an die Reihe, die Küsterskinder zu prüfen.

Der Alte war jetzt nicht mehr ärgerlich, und da seine Kinder bereits gezeigt hatten, was sie leisten konnten, fuhr ihm der Schelm in den Nacken. Zu Anfang stellte er einige richtige Fragen an die Küsterskinder; aber lange vermochte er nicht ernsthaft zu bleiben, sondern er wurde

bald ebenso lustig, wie er es in seiner eigenen Schule zu sein pflegte.

„Ich weiß wohl, daß ihr viel mehr gelernt habt als wir, die wir aus dem hintersten Winkel der Gemeinde kommen," sagte er. „Ihr habt Naturlehre gehabt und alles mögliche andere. Jetzt möchte ich aber wissen, ob eines unter euch ist, das mir sagen kann, wie die Steine im Motalastrom sind?"

Nicht eines von den Küsterskindern hob die Hand in die Höhe; aber auf der andern Seite streckten sich alle Arme aus.

Da saßen sie auf der Küstersseite: Olof Olsson, der sich wohl bewußt war, den besten Lernkopf in der Gemeinde zu haben, und Hindrik Björnsson aus dem alten guten Bauerngeschlecht und wußten kein Wort zu sagen; und da saß Karin Svens, das kluge Mädchen, das nicht einen einzigen Schultag versäumt hatte, und auch sie wunderte sich über die Maßen, wie alle die andern, und dachte, es sei doch sonderbar, daß ihnen der Küster nichts von der merkwürdigen Eigenschaft der Steine im Motalastrom gesagt hatte.

Und da saß auch Klara Fina Gulleborg von Skrolycka, die ihren Namen von der Sonne erhalten hatte, und in ihrem Gehirn war es ebenso finster, wie in dem der andern Kinder.

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als daß wir die andern fragen," sagte der Schullehrer. „Aber es ist doch sonderbar, daß von so vielen pfiffigen Buben und Mädchen, wie hier sitzen, keines eine so leichte Frage beantworten kann."

Gerade im letzten Augenblick drehte sich Klara in Skrolycka um und sah Jan an, wie sie zu tun pflegte, wenn sie sich nicht mehr zu raten und zu helfen wußte. Jan stand so weit weg von Klara Gulla, daß er ihr die Antwort nicht einflüstern konnte; aber als Klara Gulla in ihres Vaters Augen gesehen hatte, da wußte sie, was sie sagen mußte.

Schnell hob sie die Hand in die Höhe und stand sogar vor lauter Eifer auf.

Alle ihre Mitschüler und Mitschülerinnen drehten sich nach ihr um, und der Küster sah sehr vergnügt drein,

weil er die Frage nun nicht an die andere Seite richten mußte.

„Sie sind naß!" schrie Klara Gulla, ohne zu warten, bis sie gefragt wurde, denn dazu war ja gar keine Zeit mehr.

Im nächsten Augenblick jedoch meinte sie, sie habe eine sehr dumme Antwort gegeben und die Sache für alle vollständig verdorben. Sie sank auf ihre Bank zurück und kroch beinahe unter den Tisch, damit ja niemand sie sehen könne.

„Ja, das war die richtige Antwort, Klara Gulla," sagte der Schullehrer. „Es ist gut für euch Küsterschüler, daß wenigstens eines unter euch Antwort geben konnte, denn ihr seid nahe daran gewesen, geschlagen zu werden, so hochnasig ihr auch tut."

Und nun erhob sich ein großes Gelächter unter den Kindern auf beiden Seiten und ebenso unter den Erwachsenen. Einige Kinder mußten aufstehen, um recht laut hinauslachen zu können, und andere legten sich mit dem Gesicht auf die Bank, und mit aller Ordnung war es aus und vorbei.

„Ich meine, wir schaffen jetzt die Bänke hinaus und tanzen um den Christbaum," schlug der alte Tyberg vor.

Und so vergnügt waren die Kinder noch niemals in der Schule gewesen und auch später nie wieder.

Der Fischfang

Es war natürlich ganz unmöglich, daß irgendein Mensch das kleine Mädchen in Skrolycka ebenso lieb haben konnte wie sein eigener Vater. Aber soviel kann man doch behaupten, in dem alten Netzstricker Ola hatte die kleine Klara einen sehr guten Freund.

Die Freundschaft zwischen den beiden begann folgendermaßen: Klara Gulla war eines Tages auf den Gedanken gekommen, im Waschbach für die kleinen Forellen, die sich da im Wasser tummelten, sogenannte Fischstangen aufzupflanzen, das heißt, Stangen hineinzustecken, an denen die Leine mit der Angel hing. Dies gelang ihr

besser, als man gedacht hätte. Schon am ersten Tage kam sie mit zwei Fischlein nach Hause.

Natürlich war sie sehr eifrig bei der Sache, und sie wurde gelobt und gepriesen von ihrem Vater und ihrer Mutter, weil sie schon jetzt, wo sie noch nicht älter als acht Jahre sei, Nahrungsmittel ins Haus schaffe. Und um sie noch mehr zu ermutigen, ließ Katrine sie selbst die Fische ausnehmen und braten, und Jan aß davon und sagte, so einen Fisch habe er in seinem ganzen Leben noch nicht gegessen. Und das war sicherlich die reine Wahrheit, denn der Fisch war so dürr und grätig, daß das kleine Mädchen selbst kaum einen Mund voll hinunterwürgen konnte.

Trotzdem betrieb sie ihren Fischfang mit gleichem Eifer. Morgens stand sie schon ebenso früh auf wie ihr Vater. Sie nahm einen Korb an den Arm, um darin die Fische besser nach Hause tragen zu können, und für die abgefressenen Angelhaken trug sie in einer kleinen Blechbüchse auch Würmer bei sich. Auf diese Weise ausgerüstet, schritt sie am Waschbach hinauf, der mit vielem steilen Gefälle und langen Strecken von Stromschnellen von der Höhe herabgetanzt kam; dazwischen hatte er aber auch dunkle stille Hinterwasser und klare Stellen, wo das Wasser langsam und durchsichtig über Sand und flache Steine floß.

Aber denkt euch mal, nach der ersten Woche hatte Klara Gullas Glück beim Fischen mit einemmal ein Ende! Zwar der Köder war beinahe von allen Angeln verschwunden, aber statt des Köders hing kein Fisch daran. Sie versetzte ihre Fischgeräte aus den Stromschnellen ins Hinterwasser und aus dem Hinterwasser in die Wasserfälle und nahm andere Haken, allein es wurde nicht besser.

Klara Gulla fragte die Jungen von Börjes und die von Erik in Falla, ob sie in aller Herrgottsfrühe aufstünden und ihr die Fische von den Angeln nähmen. Aber die Jungen gaben ihr kaum Antwort auf eine solche Frage, denn keiner von ihnen hätte sich so erniedrigt, im Waschbach Fische fangen zu wollen. Dazu hatten sie doch den ganzen großen Duvsee. Für kleine Mädchen dagegen, die nicht ans Seeufer hinuntergehen durften, war es ja ganz nett, in den Waldbächen zu fischen.

Aber wie patzig auch die Jungen antworteten, Klara Gulla traute ihnen doch nur halb. Irgend jemand mußte doch die Fische von den Angeln nehmen; denn sie hatte richtige Angelhaken im Waschbach ausgelegt, nicht nur krummgebogene Stecknadeln.

Um endlich Klarheit in die Sache zu bringen, stand sie eines Morgens noch früher auf als Jan und Katrine und lief eiligst an den Bach. Als sie in dessen Nähe kam, verlangsamte sie erst ihren Gang, schlich sich dann mit winzigen Schrittchen immer näher und nahm sich dabei sehr in acht, daß sie nicht auf lose Steine trat oder in den Büschen raschelte.

Und denkt einmal! Ihr ganzer Körper erstarrte, als sie an den Rand des Baches kam und sah, daß sie recht gehabt hatte. Da stand ein Fischdieb genau an der Stelle, wo sie am vorhergehenden Morgen ihre Angelhaken ausgelegt hatte, und leerte diese ab.

Aber der Dieb war nicht, wie sie erwartet hatte, einer von den Jungen, sondern ein erwachsener Mann. Er stand tief übers Wasser gebeugt und zog eben einen Fisch herauf. Klara Gulla sah den Fisch aufblitzen, als der Dieb ihn von der Angel nahm.

Das kleine Mädchen war erst acht Jahre alt, aber es fürchtete sich niemals, und so lief es jetzt herbei und ergriff den Dieb auf frischer Tat.

„Ach so, Ihr seid es also, der mir meine Fische nimmt!" sagte sie. „Es ist nur gut, daß ich einmal dazugekommen bin, damit die Dieberei ein Ende hat."

Nun hob der Mann den Kopf, und Klara Gulla konnte sein Gesicht sehen. Und da war es der alte Netzstricker, der in einer der Waldhütten wohnte.

„Ja, die Fischgerätschaften gehören dir, das weiß ich wohl," sagte er ganz ruhig, ohne ärgerlich und heftig zu werden, wie sich die Leute meistens geben, wenn man sie auf einem Unrecht ertappt.

„Aber wie könnt Ihr Euch unterstehen, etwas zu nehmen, was nicht Euch gehört?" rief das arme kleine Mädchen.

Da sah der Mann sie an, und diesen Blick konnte sie ihr Leben lang nicht vergessen. Es war ihr, als sähe sie in zwei offene, leere Abgründe, in deren Tiefe zwei halb-

erloschene Augen lagen, in denen sich weder Leid noch Freude mehr widerspiegeln konnten.

„Ja, ja," begann er. „Ich weiß, du bekommst von deinen Eltern alles, was du bedarfst, und deshalb fischst du nur zum Vergnügen hier, aber bei mir zu Hause, da sind sie am Verhungern."

Die Kleine wurde dunkelrot. Sie wußte nicht, wie es zuging, aber nun war sie es, die sich schämte.

Der Netzstricker sagte kein Wort mehr. Er hob seine Mütze auf, die ihm vom Kopf gefallen war, als er sich über die Angelhaken gebeugt hatte, und ging seines Weges.

Auch Klara Gulla sagte kein Wort. Am Ufer lagen ein paar Fische und zappelten, aber sie las sie nicht auf. Nachdem sie die Fische eine Weile betrachtet hatte, stieß sie mit den Füßen danach, daß sie ins Wasser zurückflogen.

Diesen ganzen Tag fühlte sich die Kleine mit sich selbst sehr unzufrieden, ohne daß sie wußte, warum. Sie war es doch nicht gewesen, die ein Unrecht getan hatte.

Klara Gulla konnte den alten Netzstricker nicht aus ihren Gedanken bringen. Die Leute erzählten, er sei früher einmal reich gewesen. Sieben Höfe habe er gehabt, von denen jeder für sich allein soviel wert gewesen sei wie der von Erik in Falla. Aber auf merkwürdige Weise sei er um alle gekommen und jetzt vollständig verarmt.

Am nächsten Morgen ging Klara Gulla doch wieder an den Waschbach und sah nach ihren Angelhaken. Niemand war dagewesen und hatte sie geleert, und sie fand an jedem einen Fisch hängen. Sie machte die Fische von den Angeln los und legte sie in ihren Korb; aber sie ging damit nicht nach Hause, sondern geradenwegs zu der Hütte des Netzstrickers.

Als Klara Gulla mit ihrem Korb daherkam, stand der alte Mann vor der Hütte und hackte Holz. Sie blieb am Zauntritt stehen und sah den Alten an, ehe sie hinübertrat. Er war äußerst armselig und zerlumpt gekleidet; in so einem Anzug hatte Klara Gulla ihren Vater noch nie gesehen.

Die Kleine hatte sagen hören, wohlhabende Leute hätten dem Alten angeboten, bis zu seinem Tode bei ihnen zu

wohnen. Aber statt dessen war er zu seiner Schwiegertochter gezogen, die hier in Askedalarna wohnte, um ihr zu helfen, so gut er konnte. Sie hatte viele kleine Kinder, und ihr Mann war schon lange auf und davon gegangen, ohne je wieder von sich etwas hören zu lassen.

„Heute sind an allen Angeln Fische gewesen!" rief das kleine Mädchen, als sie auf dem Zauntritt stand.

„Ach so," erwiderte der Netzstricker. „Da kannst du dich ja freuen."

„Ich will Euch gern alle Fische bringen, die ich fange, wenn Ihr mich nur allein fischen laßt," sagte die Kleine.

Sie sprang vom Zauntritt herunter, kam zu ihm her, leerte ihren Korb neben ihn auf den Boden aus und erwartete, der Netzstricker werde selig sein und sie tüchtig loben, wie sie es von ihrem Vater gewöhnt war, der sich über alles freute, was sie tat oder sagte.

Allein der Netzstricker nahm auch das ebenso gelassen hin wie alles andere.

„Behalt du nur, was dir gehört. Wir sind hier so ans Hungern gewöhnt, daß wir so ein paar kleine Fische wohl noch entbehren können."

Es war etwas Eigenes mit diesem armen alten Mann. Klara Gulla konnte sich nicht eher zufrieden geben, als bis er sie ein bißchen liebgewonnen hätte.

„Ihr dürft die Fische von den Angeln nehmen und neue Köder anstecken. Ihr dürft alles miteinander nehmen," bot sie an.

„Nein, ich will dir dein Vergnügen nicht rauben," erwiderte der Alte.

Aber Klara Gulla rührte sich nicht von der Stelle, sie wollte und wollte nicht fortgehen, ehe sie eine Art entdeckt hatte, wie sie dem Alten eine Freude machen könnte.

„Ist's Euch recht, wenn ich morgens herkomme und Euch abhole? Dann können wir die Angeln zusammen nachsehen und nachher die Fische teilen?" fragte sie.

Da stellte der Alte das Holzhacken ein. Er richtete seine sonderbaren, erloschenen Augen auf die Kleine, und der Schimmer eines Lächelns flog über sein Gesicht.

„Ja, jetzt hast du das richtige getroffen," sagte er. „Zu diesem Vorschlag will ich nicht nein sagen."

Agrippa

Die kleine Klara Gulla war ein zu merkwürdiges Mädchen. Als sie noch keine zehn Jahre alt war, wurde sie sogar schon mit Agrippa Präštberg fertig.

Wenn man sich nur vorstellt, wie dieser Agrippa aussah, mit seinen gelben rotgeränderten Augen unter den buschigen Brauen, mit der entsetzlichen Nase, die einen Höcker neben dem andern aufwies, mit dem dichten Stoppelbart, der ihm wie lauter Borsten um den Mund stand, mit den tiefen Runzeln auf der Stirne, mit dem langen hageren Körper und mit der zerlumpten Soldatenmütze auf dem Kopf, so muß man zugeben, daß sich jeder vor ihm fürchten konnte, der mit ihm zu tun bekam.

Eines Tages saß das kleine Mädchen ganz allein auf der breiten Steinstufe vor der Haustür und aß sein Butterbrot zum Abendessen. Da sah es einen großen Mann des Weges daherkommen, und es währte nicht lange, da erkannte die Kleine, daß es Agrippa Präštberg war.

Aber Klara Gulla verlor darum den Kopf noch lange nicht. Zuerst brach sie ihr Butterbrot mitten durch und legte die beiden Stücke aufeinander, damit sie keine Fettflecken machen konnten, und fuhr damit unter ihre Schürze.

Und auch dann lief sie weder davon, noch versuchte sie, sich ins Haus einzuschließen, denn einem solchen Menschen gegenüber hätte das doch nichts genützt, das wußte sie wohl, sondern sie blieb ruhig sitzen. Das einzige, was sie tat, war, daß sie das Strickzeug ergriff, das Katrine auf der Steinstufe hatte liegen lassen, als sie vor einer Weile fortgegangen war, um Jan sein Abendbrot zu bringen, und so eifrig zu stricken anhub, daß die Nadeln laut klapperten.

Anscheinend saß sie ganz ruhig und zufrieden da, aber heimlich schielte sie nach der Gitterpforte. Und richtig, sie hatte sich nicht getäuscht, Agrippa kam gerade darauf zu! Eben war er dabei, den Haken der Gittertür loszumachen.

Klara Gulla setzte sich auf ihrer Steinplatte zurecht und breitete ihre Röcke aus, denn jetzt war sie diejenige,

die Haus und Heim zu bewachen hatte, das fühlte sie ganz deutlich.

Soviel wußte die Kleine natürlich wohl, daß Agrippa nicht stahl und auch nicht zuschlug, solange man ihm nicht „Greppa" nachrief, oder ihm ein Butterbrot anbot. Auch blieb er niemals lange in einem Hause, wenn nicht das Unglück es wollte, daß sich eine von den großen Kastenuhren aus Dalarna im Hause befand.

Agrippa lief im Dorf herum und besserte die Uhren aus, und wenn er in ein Haus kam, wo er eine von den alten Kastenuhren entdeckte, dann ruhte er nicht, bis er das Uhrwerk herausnehmen durfte, um nachzusehen, ob ihm nicht etwas fehle. Und es fehlte immer irgendwo. Er sagte, er sei geradezu gezwungen, die Uhr vollständig auseinanderzunehmen. Nachher konnte es mehrere Tage dauern, bis er sie wieder zusammengesetzt hatte, und so lange mußte man ihm Unterstand gewähren und ihn füttern.

Das schlimmste an der Sache war aber, daß eine Uhr, die Prästberg in die Hände gefallen war, nachher niemals mehr so gut ging wie vorher. Mindestens einmal im Jahre mußte sie von Prästberg nachgesehen werden, sonst ging sie überhaupt nicht mehr. Der Alte gab sich wohl Mühe, seine Arbeit redlich und gewissenhaft zu vollbringen, aber es half alles nichts, die Uhr ging nicht mehr richtig.

Darum war es auf alle Fälle am besten, wenn man seine Uhr wohl vor ihm hütete. Das wußte Klara Gulla sehr genau; aber jetzt sah sie keinen Ausweg, die große Hausuhr zu retten, die drinnen im Zimmer tickte. Prästberg wußte, es war eine Uhr im Hause, und lauerte schon lange auf eine Gelegenheit, sie näher zu untersuchen; aber so oft er sich früher gezeigt hatte, war Katrine zu Hause gewesen und hatte ihn verhindert, an die Uhr zu kommen.

Als der Mann am Hause angelangt war, blieb er vor dem kleinen Mädchen stehen, stieß seinen Stock hart auf den Boden und leierte herunter:

„Hier kommt Johann Utter Agrippa Prästberg, seiner königlichen Majestät und der Krone Trommelschläger. Hat im Kugelregen gestanden und fürchtet sich weder vor Engel noch Teufel. Ist hier jemand zu Hause?"

Klara Gulla brauchte keine Antwort zu geben. Der Alte ging ohne weiteres an ihr vorbei ins Haus hinein und richtete seine Schritte sofort nach der großen Kastenuhr.

Das Mädchen lief ihm eilends nach und versuchte ihm auseinanderzusetzen, wie gut die Uhr gehe. Sie gehe weder vor noch nach und brauche durchaus nicht nachgesehen zu werden.

„Wie kann eine Uhr recht gehen, die nicht von Johann Utter Agrippa gerichtet worden ist?" sagte der Alte.

Präſtberg war so groß, daß er den Uhrkasten öffnen konnte, ohne auf einen Stuhl zu steigen. Im nächsten Augenblick war das Zifferblatt und das Werk herausgehoben und auf den Tisch gelegt. Klara Gulla ballte die Faust unter der Schürze und Tränen traten ihr in die Augen, aber es stand nicht in ihrer Macht, ihn zu hindern.

Präſtberg hatte es sehr eilig, zu ergründen, was der Uhr fehlen könne, ehe Jan und Katrine nach Hause kommen und sagen könnten, sie brauche nicht nachgesehen zu werden. Er hatte ein Bündel mit Werkzeug und Schmierbüchsen bei sich; schnell riß er es auf, verfuhr aber dabei so hastig, daß ein Teil des Inhalts auf den Fußboden hinunterfiel.

Klara Gulla erhielt den Befehl, alles, was hinuntergefallen sei, aufzulesen. Und wer Agrippa Präſtberg je gesehen hat, sieht gut ein, daß sie gar nichts anderes tun konnte als gehorchen. Sie kniete auf dem Boden nieder und reichte ihm eine kleine Säge und einen Meißel.

„Liegt sonst nichts drunten?" rief der Alte. „Du solltest froh sein, wenn du seiner königlichen Majestät und der Krone Trommelschläger einen Dienst erweisen darfst, du verflixte Häuslerdirn!"

„Nein, es liegt nichts mehr drunten, soviel ich sehe," antwortete Klara Gulla; sie war so niedergeschlagen und unglücklich, wie noch nie in ihrem Leben. Sie sollte doch für Vater und Mutter das Haus behüten, und nun ging es ihr so schlimm.

„Na und wo ist denn meine Brille?" fragte Präſtberg. „Die muß auch hinuntergefallen sein."

„Nein—n," antwortete Klara Gulla. „Hier unten liegt keine Brille."

Und mit einem Male regte sich eine leise Hoffnung in Klara Gullas Herzen. Wie, wenn er ohne die Brille nichts an der Uhr machen könnte, wenn er die Brille verloren hätte?

Gerade in diesem Augenblick entdeckte sie das Brillenfutteral. Es war hinter das Tischbein gefallen.

Der Alte kramte und suchte eifrig zwischen den alten Rädchen und Uhrfedern, die er in seinem Bündel hatte. Ach, vielleicht ging noch alles gut und er fand die Brille nicht!

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muß selbst auf den Boden knien und suchen," sagte er. „Steh auf, Häuslermädel!"

Rasch wie der Blitz fuhr des Mädchens Hand hinter das Tischbein, ergriff das Brillenfutteral und stopfte es unter ihre Schürze hinein.

„Auf mit dir!" knurrte der Alte. „Ich trau dir nicht über den Weg! Was hast du denn da unter der Schürze? Heraus damit, sag ich dir!"

Die Kleine streckte rasch die eine Hand vor, die andere hatte sie während der ganzen Zeit unter der Schürze versteckt gehalten. Jetzt aber mußte sie diese auch zeigen, und so bekam der Alte das Butterbrot zu sehen.

„Pfui Kuckuck! Ich glaube gar, das ist ein Butterbrot!" rief Agrippa Prästberg und fuhr zurück, wie wenn ihm das Mädchen eine Kreuzotter entgegengehalten hätte.

„Ich war eben dabei, mein Butterbrot zu essen, als Ihr kamt, und da hab ich's unter die Schürze gesteckt, weil ich weiß, daß Ihr Butterbrot nicht leiden könnt," sagte die Kleine.

Nun kniete der Alte selbst auf den Boden; aber es war vergebens, es war nichts zu finden.

„Vielleicht habt Ihr die Brille dort liegen lassen, wo Ihr zuletzt gewesen seid," sagte Klara Gulla.

Dasselbe hatte der Alte auch gedacht, obgleich er kaum glauben konnte, daß dem so sei.

Jedenfalls aber konnte er mit der Uhr nichts anfangen, weil er seine Brille nicht hatte. Da blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Bündel wieder zu schnü-

ren und das Uhrwerk wieder in den Uhrkasten hineinzusetzen.

Während er nun dem kleinen Mädchen den Rücken drehte, schmuggelte dieses rasch die Brille in das Bündel hinein.

Und da fand Agrippa seine Brille, als er auf den Herrenhof Lövdala, wo er zuletzt gearbeitet hatte, zurückgegangen war, um nach ihr zu fragen. Dort hatte er das Bündel aufgemacht, um zu zeigen, daß sie nicht drinnen sei, und das erste, was seine Augen sahen, war das Brillenfutteral.

Als er das nächstemal mit Jan und Katrine auf dem Kirchplatz zusammentraf, ging er zu ihnen hin.

„An eurem kleinen Mädchen, eurem behändigen kleinen Mädchen werdet ihr noch viel Freude erleben," sagte er.

Verbotene Frucht

Es waren nicht wenige, die Jan in Skrolycka prophezeiten, er werde, wenn seine kleine Tochter groß sei, Freude an ihr erleben. Diese Leute begriffen entschieden nicht, daß sie ihn schon jetzt glücklich machte, jeden Tag und jede Stunde, die Gott gab. Nur ein einziges Mal während ihrer Kindheit mußte sich Jan über sie ärgern und sich an ihr schämen.

In dem Sommer, da das kleine Mädchen elf Jahre alt wurde, wanderte Jan mit ihm über die Hügel nach Lövdala. Das war am siebzehnten August, dem Geburtstag von Leutnant Liljecrona, dem Besitzer von Lövdala.

Der siebzehnte August war ein solcher Freudentag, daß man sich in Svartsjö und Bro das ganze Jahr hindurch danach sehnte. Und ein Festtag war er nicht nur für die Herrschaften, die bei der ganzen Feier anwesend waren, sondern auch für die Kinder und die Jugend des Dorfes. In hellen Scharen strömten sie nach Lövdala, um die prächtig gekleideten Herrschaften zu bewundern und sich am Gesang und der Tanzmusik zu ergötzen.

Es war aber noch ein Umstand, der es für die Jugend sehr verlockend machte, am siebzehnten August nach Lövdala zu wandern, und das war all das Gute, was um

diese Zeit im Garten zu finden war. Die jungen Leute wurden allerdings in jedem andern Fall zu strengster Ehrlichkeit angehalten; aber von dem, was im Freien an Bäumen und Büschen hing, durfte man doch pflücken, soviel man wollte, wenn man sich nur nicht erwischen ließ.

Als nun Jan mit Klara Gulla in den Garten kam, da sah er wohl, wie groß ihre Augen wurden, als sie all die schönen Äpfelbäume erblickte, die voll grüner schwellender Früchte hingen. Und Jan selbst hätte ihr ja gewiß nicht verweigert, einen von den halbreifen Äpfeln zu versuchen, wenn er nicht gesehen hätte, daß der Großknecht Söderlind und noch einige andere Knechte unter den Bäumen Wache hielten, damit nichts wegkomme.

Er nahm Klara Gulla mit sich in den Teil des Gartens, wo nichts zu finden war, was in Versuchung führen konnte. Allein er merkte wohl, wie eifrig ihre Gedanken immer wieder zu den Stachelbeersträuchern und den Äpfelbäumen zurückgingen. Sie sah weder nach den schön gekleideten jungen Herrschaften, noch nach den prächtigen Blumenbeeten. Er konnte sie nicht dazu bringen, auf die schönen Reden zu lauschen, die vom Propst in Bro und von Ingenieur Boräus auf Borg zu Ehren von Leutnant Liljecrona gehalten wurden. Ja, sie wollte nicht einmal zuhören, als Küster Svartling sein Geburtstagskarmen aufsagte.

Aus dem Hause heraus ertönte Anders Österś Klarinette. Sie spielte eine so lustige Tanzmusik, daß es einem schwer fiel, die Füße stillzuhalten. Aber das kleine Mädchen suchte nur nach einem Vorwand, wieder in den Obstgarten kommen zu können.

Jan hielt sie die ganze Zeit über treulich am Händchen fest; er ließ nicht los, sie mochte anstellen, was sie wollte. Es ging auch alles gut, bis es gegen Abend anfing dunkel zu werden.

Da wurden überall farbige Lämpchen angesteckt, und zwar hingen sie nicht nur in den Bäumen, sondern waren auch unten am Boden zwischen den Blumen und in den üppigen Ranken, die die Hauswand bedeckten, verteilt. Das war so schön, daß Jan, der noch niemals etwas Ähnliches gesehen hatte, ganz wirr im Kopf wurde und nicht wußte, ob er noch auf der Erde sei.

Aber die kleine Hand behielt er dennoch fest in der seinen.

Als die farbigen Lämpchen angezündet wurden, stellten sich der Kaufmann, der neben der Kirche seinen Laden hatte, mit seinem Bruder und Anders Östers mit seinem Neffen auf und huben an zu singen, und als sie sangen, war es Jan, als ströme ein merkwürdiges Freudengefühl durch die Luft auf ihn ein. Das hob alle Last und allen Kummer vom Herzen weg. Ganz leise und köstlich kam es durch die linde Nacht dahergezogen. Jan konnte nicht widerstehen. Und ähnlich ging es allen miteinander. Alle fühlten sich beseligt, daß sie lebten und in einer so schönen Welt leben durften.

„Ja, heute ist der siebzehnte August, das merkt man,“ flüsterte es in Jans Nähe.

„So war's wohl Adam und Eva zumut, als sie noch im Paradies waren,“ sagte ein junger Mann und sah ganz feierlich aus.

Jan dachte wie sie, hatte aber doch noch so viel Besinnung, das Kinderhändchen, das er festhielt, nicht loszulassen.

Nachdem der Gesang zu Ende war, stiegen Raketen hoch in die Luft empor. Und als die kleinen Feuerkugeln in den dunkelblauen Nachthimmel hinauszischten und dann in einem Regen von roten, blauen und gelben Sternen wieder herunterfielen, da fühlte sich Jan zu gleicher Zeit so demütig und erhoben, daß er für einen Augenblick Klara Gulla vollständig vergaß. Und als er wieder zu sich selber kam, war sie verschwunden.

„Nun hilft das nichts,“ dachte Jan. „Hoffentlich geht's ihr auch diesmal gut wie sonst immer, und sie wird weder vom Großknecht Söderlind noch von einem der andern Wächter gefaßt.“

Es lohnte sich nicht, in dem großen finsteren Obstgarten nach dem Kinde zu suchen. Das klügste, was Jan tun konnte, war, stehenzubleiben und auf Klara Gulla zu warten.

Und es wurde für ihn nicht einmal ein langes Warten. Kaum neigte sich ein zweiter Gesang seinem Ende zu, da sah er den Großknecht Söderlind mit Klara Gulla auf den Armen daherkommen.

Leutnant Liljecrona stand mit einigen anderen Herren auf der obersten Stufe der Freitreppe und hörte dem Gesange zu. Der Großknecht blieb vor ihm stehen und ließ das kleine Mädchen zur Erde gleiten.

Klara Gulla schrie weder, noch machte sie einen Versuch, davonzulaufen. Sie hatte ihr Schürzchen mit halbreifen Äpfeln vollgepflückt und dachte nur daran, es mit sicherem Griff festzuhalten, damit ja kein Apfel herausfallen könne.

„Das Mädchen da saß auf einem Apfelbaum," berichtete Söderlind. „Herr Leutnant haben ja gesagt, wenn ich einen Apfeldieb zu fassen kriegte, so wollten Herr Leutnant selbst mit ihm reden."

Leutnant Liljecrona betrachtete das kleine Mädchen, und dann begann es in den Fältchen um seine Augen zu zucken, aber man wußte nicht, ob er im nächsten Augenblick anfangen würde zu lachen oder zu weinen.

Wahrscheinlich hatte er die Absicht gehabt, ein paar ernste Worte mit dem zu reden, der ihm seine Äpfel stehlen wollte; als er aber das kleine Mädchen vor sich sah, das sich bemühte, sein Schürzchen voll Äpfel festzuhalten, empfand er das herzlichste Mitleid mit der Kleinen. Er wußte nur nicht recht, wie er es anstellen sollte, daß er sie ihre Äpfel behalten lassen konnte. Denn wenn er sie ohne weiteres laufen ließ, so konnte möglicherweise später sein ganzer Obstgarten gestohlen werden.

„So, du hast also Äpfel gestohlen," sagte er. „Du gehst doch in die Schule und hast die Geschichte von Adam und Eva gehört und solltest darum wissen, wie gefährlich es ist, Äpfel zu stehlen."

In diesem Augenblick trat Jan herzu und stellte sich neben Klara Gulla. Er war recht ärgerlich über sie, weil sie ihm nun seine ganze Freude verdorben hatte, aber er mußte ihr doch auf alle Fälle beistehen.

„Tun Sie dem kleinen Mädchen nichts, Herr Leutnant!" sagte er. „Denn ich selbst hab' ihr die Erlaubnis gegeben, auf den Baum zu klettern und sich Äpfel zu holen."

Kaum hatte er das gesagt, als Klara Gulla ihrem Vater einen strafenden Blick zuwarf und ihr Schweigen brach.

18*

„Nein, das ist nicht wahr," sagte sie. „Ich selbst wollte die Äpfel haben. Vater hat den ganzen Abend hindurch meine Hand festgehalten, damit ich keine holen könnte."

Nun wurde der Leutnant höchst vergnügt.

„Sieh, das ist recht von dir, mein liebes Kind," sagte er. „Das ist recht, daß du nicht deinen Vater die Schuld auf sich nehmen läßt. Sieh, du weißt wohl, daß der liebe Gott auf Adam und Eva nicht darum so böse geworden ist, weil sie Äpfel gestohlen hatten, sondern weil sie feig waren und immer das eine die Schuld auf das andere schieben wollte. Du darfst jetzt ruhig fortgehen, und du darfst auch deine Äpfel mitnehmen, weil du dich nicht gefürchtet hast, die Wahrheit zu sagen."

Dann wendete er sich an einen seiner Söhne und sagte zu ihm:

„Gib Jan ein Glas Punsch. Wir wollen mit ihm auf seine Tochter anstoßen, weil das kleine Mädchen eine bessere Antwort gegeben hat, als einstmals die Mutter Eva. Um uns alle stünde es heute weit besser, wenn statt ihrer damals Klara Gulla im Paradiese gewesen wäre."

Zweiter Teil

Lars Gunnarsson

Erik in Falla und Jan in Skrolycka waren an einem kalten Wintertag tief drin im Hochwald beim Baumfällen.

Sie hatten einen dicken Stamm durchsägt, und der Baum begann zu schwanken. Die beiden Holzfäller traten zur Seite, um nicht unter den Zweigen begraben zu werden, wenn der Baum zu Boden stürzte.

„Nehmt Euch in acht, Bauer!" sagte Jan. „Ich glaub', er fällt auf Eure Seite."

Erik hätte noch gut Zeit gehabt, auf die Seite zu springen, während die Tanne schwankte und sich langsam zur Erde neigte. Aber er hatte schon sehr viele Bäume in seinem Leben gefällt und meinte deshalb, er müßte sich besser darauf verstehen als Jan, und so blieb er auf demselben Fleck stehen wie vorher. Im nächsten Augenblick aber lag er zu Boden geschlagen auf der Erde, mit der Tanne über sich.

Er gab keinen Laut von sich, als er umfiel, und die Tannenzweige legten sich so dicht über ihn, daß er ganz davon bedeckt war. Jan sah sich eifrig um und wußte nicht, wo Erik geblieben war.

Doch gleich darauf drang die Stimme seines Herrn, der er sein Leben lang gehorcht hatte, an Jans Ohr; aber sie klang jetzt ganz schwach, und Jan konnte kaum verstehen, was er ihm sagte.

„Geh nach Hause, Jan, und hol Leute mit Pferd und Schlitten, damit man mich heimfahren kann!"

„Soll ich Euch nicht erst aufhelfen?" fragte Jan. „Liegt Ihr nicht sehr schlecht, Bauer?"

„Tut, wie ich Euch sage!" befahl Erik in Falla.

Und da Jan wußte, daß sein Herr vor allem unbedingten Gehorsam verlangte, machte er keine Einwendung mehr.

So rasch wie nur möglich lief er nach Falla. Aber der Hof lag nicht in nächster Nähe, und so brauchte Jan eine gute Spanne Zeit, bis er dort ankam.

Der erste, der ihm von der Familie des Hofbesitzers in den Weg lief, war Lars Gunnarsson, der mit der ältesten Tochter von Erik in Falla verheiratet und dazu ausersehen war, den Hof zu übernehmen, wenn der alte Bauer einmal die Augen schloß.

Sobald Lars Gunnarsson Bescheid bekommen hatte, befahl er Jan, ins Haus zu gehen und der Hausmutter mitzuteilen, was sich zugetragen hatte, und dann solle er den Hofjungen herbeirufen. Lars selbst wollte gleich in den Stall gehen und eines von den Pferden einschirren.

„Es ist vielleicht nicht so wichtig, den Frauenzimmern jetzt gleich von dem Unglück zu berichten," sagte Jan. „Wenn sie anfangen zu weinen und zu jammern, gibt's so leicht einen Aufenthalt. Eriks Stimme hat einen ganz schwachen Klang gehabt, als er unter dem Baum lag, und es wär' gewiß besser, wir beeilten uns so viel wie möglich."

Aber seit Lars auf den Hof gekommen war, hatte er immer besonders darauf gehalten, daß man ihm gegenüber die nötige Ehrfurcht nicht außer acht ließ. Ebensowenig wie sein Schwiegervater nahm er je einen Befehl zurück.

„Geh du nur schnell zu Mutter hinein," sagte er. „Sie müssen doch das Bett zurecht machen, damit man Erik gleich hineinbringen kann, wenn wir mit ihm zurückkommen."

Jan blieb also nichts anderes übrig, als zu Mutter in Falla hineinzugehen; und so sehr er sich auch beeilte, so verging eben doch Zeit, bis er ihr erzählt hatte, was geschehen war und wie es sich zugetragen hatte.

Als Jan wieder auf den Hofplatz herauskam, hörte er Lars im Stalle schimpfen und fluchen. Lars verstand sich sehr schlecht auf die Behandlung der Pferde, sie schlugen aus, wenn er nur in ihre Nähe kam. Während der ganzen Zeit, wo Jan im Hause mit der Mutter in Falla verhandelt hatte, war es Lars nicht gelungen, eines von den Pferden aus seinem Stand herauszubringen.

Wenn Jan es hätte versuchen wollen, Lars zu helfen, so wäre er nicht gut empfangen worden, das wußte Jan recht wohl, und so führte er statt dessen Lars anderen Auftrag aus und holte den Hofjungen herbei.

Es war aber doch merkwürdig, daß Lars ihm nicht lieber Börje herbeizuholen befohlen hatte, der in der nahen Scheune beim Dreschen war, sondern ihn nach dem Hofjungen schickte, der weit drüben im Birkenwäldchen Unterholz aushieb.

Die schwache Stimme, die unter den Tannenästen hervorgedrungen war, klang Jan immerfort in den Ohren, während er diesen unnötigen Auftrag ausführte. Aber sie war jetzt nicht mehr so befehlend, sondern bat und flehte, Jan solle sich doch beeilen.

„Ich komm, ich komm!" flüsterte Jan als Antwort; aber er hatte ganz dieselbe Empfindung, wie wenn man im Schlaf von einem Alpdruck gequält wird und diesen, trotz aller Anstrengung, die man sich gibt, nicht loswerden kann.

Jetzt hatte Lars das Pferd eingespannt; nun aber kamen die Frauen aus dem Haus heraus und sagten, er solle Stroh und Decken mitnehmen, und das war ja recht gut gemeint; aber natürlich gab es wieder einen Aufenthalt, bis alles geordnet war.

Endlich fuhren sie vom Hofe weg, Lars und Jan und der Hofjunge; aber sie kamen nicht weiter als bis zum Waldesrand, wo Lars schon wieder das Pferd anhielt.

„Man ist ganz wirr im Kopf, wenn man solche Nachrichten bekommt," sagte er. „Jetzt erst fällt mir ein, daß wir ja Börje in der Scheune stehen haben."

„Ja, es wär' gut, wenn wir den bei uns hätten," fiel Jan ein. „Er ist doppelt so stark als wir alle miteinander."

Nun befahl Lars dem Hofjungen, auf den Hof zurückzulaufen und Börje zu holen.

Das gab abermals einen Aufenthalt.

Während Jan auf dem Schlitten saß und zum Nichtstun verurteilt war, hatte er das Gefühl, als öffnete sich in seinem Innern ein großer leerer, finsterer Abgrund, in den man nur mit Grauen und Entsetzen hinuntersehen konnte. Aber zugleich war es eigentlich gar kein Abgrund,

sondern nur die Gewißheit, die sich ihm aufdrang, daß sie zu spät kommen würden.

Endlich kamen Börje und der Stalljunge keuchend dahergesprengt, und jetzt konnte man endlich in den Wald hineinfahren.

Aber sie kamen nicht rasch vorwärts. Lars hatte die alte steifbeinige Braune aus dem Stall genommen und vor den Schlitten gespannt. Wenn er vorhin gesagt hatte, er sei ganz wirr im Kopf vor lauter Schrecken, so mußte das wirklich wahr sein.

Nach kurzem zeigte es sich von neuem, daß er seine fünf Sinne nicht ordentlich beieinander hatte. Kaum war man im Walde drin, als er in einen verkehrten Weg einbiegen wollte.

„Nein, nein!“ wehrte Jan. „Wenn Ihr diese Richtung einschlagt, kommen wir auf den Storsnipa, aber wir müssen doch nach dem Wald über Loby.“

„Ja, das weiß ich, aber weiter oben ist ein Richtweg, wo es sich besser fahren läßt.“

„Was könnte denn das für ein Richtweg sein?“ fragte Jan. „Ich hab dort noch nie einen Richtweg gesehen.“

„Wart nur, dann wirst du ihn schon sehen,“ erwiderte Lars.

Und er wollte sofort den Weg weiter hinauffahren. Aber da schlug sich Börje auf Jans Seite, und Lars mußte nachgeben. Aber jedenfalls dauerte es abermals eine Weile, bis der Streit geschlichtet war, und Jan fühlte, wie sich eiskaltes Grausen über seinen ganzen Körper verbreitete. Arme und Hände schienen vollständig pelzig und gefühllos zu werden, und er glaubte sie nicht mehr bewegen zu können.

‚Jetzt ist alles einerlei,‘ dachte er. ‚Wir kommen zu spät. Erik in Falla braucht unsere Hilfe nicht mehr, wenn wir ihn erreichen.‘

Das alte Pferd arbeitete sich durch den Wald, so gut es vermochte, aber es hatte die Kraft nicht für diese Aufgabe. Es war schlecht beschlagen und stolperte einmal ums andere, und wenn es bergauf ging, mußten die beiden Männer absteigen und zu Fuß nebenher gehen. Als es nun im Hochwald in ungebahnte Wege hineinging, war das Pferd fast mehr ein Hindernis als ein Nutzen.

Schließlich kamen sie aber doch an der Unglücksstelle an, und da fanden sie Erik in Falla ziemlich wohlbehalten vor. Er war weder zerschmettert, noch hatte er ein Glied gebrochen. An einem seiner Schenkel hatte ihm ein Zweig die Haut aufgerissen, und da hatte er eine große Wunde. Aber das war nichts, was nicht wieder geheilt werden konnte.

Am nächsten Morgen, als Jan zur Arbeit auf dem Hof eintraf, hörte er, daß Erik mit starkem Fieber und großen Schmerzen zu Bett liege.

Er hatte sich während der langen Wartezeit, wo er auf dem kalten Erdboden lag, eine Erkältung zugezogen. Aus dieser wurde eine Lungenentzündung, und vierzehn Tage nach dem Unglücksfalle war Erik in Falla tot.

Das rote Kleid

Als das junge Mädchen von Skrolycka siebzehn Jahre alt war, ging sie an einem schönen Sommersonntag mit ihren Eltern zur Kirche.

Während sie auf dem Wege dahinwanderte, trug sie ein Tuch um die Schultern, das sie ablegte, als sie den Kirchenplatz erreichte, und da sahen die Leute, daß sie ein Kleid trug, wie die Leute im Dorfe noch nie eines gesehen hatten.

Einer von den Handelsleuten, die mit einem großen Pack auf dem Rücken umherziehen, hatte eines Tages den Weg nach Askedalarna gefunden, und als er da Klara Gulla in ihrer jugendlichen Schönheit und Frische sah, hatte er ein Stück Zeug aus seinem Pack genommen und die Eltern zu überreden versucht, für ihre Tochter ein Kleid davon zu kaufen. Es war ein in verschiedenen Schattierungen schillernder roter Stoff, der fast wie Seide glänzte.

Der Stoff war ebenso teuer, wie er schön war, und für Jan und Katrine war es vollständig ausgeschlossen, ihrer Tochter so ein Kleid zu kaufen, obgleich man wohl verstehen wird, daß Jan nichts lieber getan hätte.

Aber denkt euch, wie merkwürdig! Nachdem der Handelsmann die Eltern lange vergeblich zu überreden ver=

sucht hatte, geriet er ganz außer sich, weil er seinen Willen nicht durchsetzen konnte. Er sagte, ihre Tochter solle den Stoff nun einmal haben, das habe er sich in den Kopf gesetzt, denn in der ganzen Gegend gebe es nicht ein Mädchen, dem er so schön stehen würde wie Klara Gulla.

Darauf nahm er den Stoff und maß so viele Ellen davon ab, als man zu einem Kleid brauchte, und schenkte es Klara Gulla. Er wolle gar kein Geld dafür, sagte er, sondern verlange nur, sie in dem roten Kleid zu sehen, wenn er das nächstemal nach Skrolycka käme.

Danach war das Kleid von der besten Näherin des Kirchspiels, die immer für die gnädigen Fräulein auf Lövdala nähte, gemacht worden. Und als Klara Gulla das Kleid zum erstenmal anzog, da paßte es ihr so gut und stand ihr auch so ausgezeichnet, daß man hätte meinen können, sie sei aus einem der schönen Hagenbuttensträucher herausgewachsen, die draußen am Waldhügel in ihrer reifen Pracht weithin leuchteten.

An dem Sonntag, wo sich Klara Gulla mit dem neuen Kleid in der Kirche zeigen wollte, hätte weder Jan noch Katrine zu Hause zu bleiben vermocht, so neugierig waren sie, zu hören, was die Leute dazu sagen würden.

Und so wanderten alle drei miteinander nach der Kirche. Allen Leuten fiel das rote Kleid auf, und nachdem sie es einmal gesehen hatten, wendeten sie sich um und betrachteten es noch einmal. Aber beim zweitenmal betrachteten sie nicht allein das Kleid, sondern auch das junge Mädchen, das das Kleid trug.

Einige von den Leuten hatten schon vorher von dem Kleide reden hören, die andern aber wollten wissen, wie es komme, daß die Tochter eines armen Häuslers so großartig gekleidet auf dem Platz vor der Kirche stehe. Jan und Katrine mußten die Geschichte von dem Handelsmann immer und immer wieder erzählen. Und als die Leute erfuhren, wie alles zusammenhing, konnten sie ja kein Ärgernis mehr daran nehmen. Alle miteinander freuten sich darüber, daß es dem Glück einmal eingefallen war, in das ärmliche Häuschen drüben in Askedalarna einen Blick hineinzuwerfen.

Es waren auch richtige Hofbauernsöhne da, die gerade-

heraus sagten, wenn dieses Mädchen aus einer Familie stammte, bei der man an eine Heirat mit ihr denken könnte, so würde Klara Gulla verlobt sein, ehe sie wieder aus der Kirche herauskäme.

Und es waren auch Töchter von Großbauern da, sogar Erbtöchter, die sich im stillen sagten, sie würden sich gar nicht besinnen, einen ganzen Acker drein zu geben, wenn sie sich dafür ein Gesicht eintauschen könnten, das so rosig schimmerte und so von Jugend und Gesundheit strahlte wie das Klara Gullas.

Aber nun geschah es, daß an diesem Sonntag nicht der gewöhnliche Pfarrer, sondern der Propst von Bro in der Kirche zu Svartsjö predigte. Und der Propst war ein strenger altmodischer Mann, der an jedem Übermaß, sei es in der Kleidertracht oder in anderem, Anstoß nahm.

Als nun der Propst das junge Mädchen in dem roten Kleide sah, bekam er gewiß Angst, es könnte aus Seidenstoff gemacht sein, deshalb schickte er den Küster hin und ließ das Mädchen mitsamt seinen Eltern zu sich entbieten, weil er mit ihnen reden wolle.

Als Klara Gulla vor ihm stand, sah er wohl auch, wie ausgezeichnet das Kleid und das Mädchen zusammenpaßten, aber er nahm darum ebenso großes Ärgernis daran wie vorher.

„Hör du, Klara Gulla, ich will dir etwas sagen," begann er, indem er ihr zugleich die Hand auf die Schulter legte. „Wenn ich wollte und Lust dazu hätte, könnte mich durchaus niemand daran hindern, mich wie ein Bischof mit einem goldenen Kreuz zu schmücken. Aber ich tue es nicht, weil ich nicht für vornehmer gelten will, als ich bin. Und aus demselben Grunde sollst du dich auch nicht so fein anziehen wie ein Fräulein von einem Herrenhofe, da du doch nur die Tochter eines armen Häuslers bist."

Das waren strenge Worte, und Klara Gulla brachte vor lauter Verwirrung und Bestürzung kein Wort heraus. Katrine aber kam ihr rasch zu Hilfe und sagte, ihre Tochter habe den Stoff zum Geschenk erhalten.

„Ja, das ist wohl möglich," erwiderte der Propst. „Aber versteht ihr Eltern denn gar nicht, wie es gehen wird? Wenn ihr eurer Tochter erst ein- oder zweimal erlaubt habt, sich in dieser Weise zu putzen, dann bringt

ihr sie nicht mehr dazu, die einfachen Kleider anzuziehen, die ihr aus euren Mitteln für sie anschaffen könnt."

Nach diesen Worten wendete der Propst sich weg, denn jetzt hatte er den Leuten seine Meinung mit deutlichen Worten gesagt. Aber ehe der geistliche Herr außer Hörweite gekommen war, hatte Jan eine Antwort bereit:

„Wenn dieses kleine Mädchen hier in richtiger Weise gekleidet sein sollte, dann müßte sie so herrlich leuchten wie die Sonne," sagte er; „denn für uns Eltern ist sie Sonne und Freude, seit dem Tag, wo sie das Licht der Welt erblickt hat."

Da trat der Propst wieder näher und betrachtete alle drei nachdenklich. Jan und Katrine sahen beide alt und abgeschafft aus, aber in den gefurchten Gesichtern leuchteten die Augen hell, als sie sich auf die strahlende Jugend richteten, die sie zwischen sich hatten.

Da sagte sich der Propst, es wäre unrecht, wenn er die Freude der alten Leute zerstörte.

„Wenn du wirklich das Licht und die Freude deiner armen Eltern gewesen bist, dann kannst du das Kleid mit Ehren tragen," sagte er mit freundlicher Stimme. „Denn ein Kind, das seinen Vater und seine Mutter glücklich macht, das ist das Beste, was unsere Augen sehen können."

Der neue Herr

Als die Leute in Skrolycka an demselben Sonntag, an dem der Propst die schönen Worte zu Klara Gulla gesagt hatte, von der Kirche heimkamen, saßen zwei Männer dicht bei der Pforte auf der Umzäumung und ließen die Beine herunterbaumeln.

Der eine war Lars Gunnarsson, der nach Eriks Tod das Hausherrnrecht auf Falla angetreten hatte, der andere war ein Ladengehilfe von einem Geschäft in Broby, wo Katrine ihren Zucker und Kaffee zu kaufen pflegte.

Die beiden sahen ganz gleichgültig und fremd drein, als sie da auf dem Zaun saßen, und so konnte Jan sich nicht recht denken, daß sie etwas von ihm wollten. Er

zog deshalb nur die Mütze und ging, ohne etwas zu sagen, an ihnen vorbei in sein Haus hinein.

Die beiden blieben auf demselben Platz sitzen, aber Jan wünschte sehr, sie möchten bald fortgehen und sich anderswo niederlassen, damit er sie nicht mehr zu sehen brauchte. Er hatte das Gefühl, daß Lars Gunnarsson seit jenem Unglückstage im Walde einen Groll gegen ihn hegte. Schon mehrere Male hatte er Andeutungen hören müssen wie: Jan werde alt und könne für seinen jetzigen Taglohn wohl lange nicht mehr genügend leisten.

Katrine stellte das Mittagessen auf den Tisch, und die Mahlzeit war bald eingenommen. Lars Gunnarsson und der Ladengehilfe aber saßen noch immer in munterem Gespräch draußen auf dem Zaun. Jan kamen sie wie ein paar Habichte vor; sie warteten ihre günstige Zeit ab und machten sich indes über die kleinen Vögel lustig, die glaubten, sie würden ihnen entgehen.

Jetzt stiegen sie vom Zaun herunter, öffneten die Gittertür und gingen auf das Haus zu. Sie hatten also wirklich etwas mit Jan vor.

Jan hatte das deutliche Gefühl, daß sie Böses gegen ihn im Schilde führten, und er ließ rasch sein Auge im Zimmer umherlaufen, wie um einen Winkel zu suchen, wo er sich verstecken könnte. Aber da fiel sein Blick auf Klara Gulla, die am Fenster saß und auch hinaussah, und da kehrte sein Mut zurück.

Wovor sollte er sich fürchten, wenn er eine solche Tochter hatte? Sie war klug und entschlossen und fürchtete sich vor nichts. Und sie hatte Glück in allem, was sie unternahm. Lars Gunnarsson würde schon sehen, im Handumdrehen würde er nicht mit ihr fertig werden.

Als Lars und der Ladengehilfe jetzt eintraten, sahen sie noch ebenso gleichgültig und fremd aus wie vorher. Lars sagte, sie hätten nun so lange auf dem Zaun gesessen und sich das hübsche Häuschen betrachtet, daß sie Lust bekommen hätten, es auch ein wenig von innen zu besehen.

Sie lobten alles, was in der Stube war, und Lars sagte, Jan und Katrine müßten Erik in Falla sehr dankbar sein, denn im Grunde sei er es ja gewesen, der für den Hausbau gesorgt und ihnen zum Heiraten behilflich gewesen sei.

„Dabei fällt mir etwas ein," sagte er gleich darauf, aber er wendete dabei die Augen weg, daß er weder Jan noch Katrine ansehen mußte. „Erik in Falla ist doch wohl verständig genug gewesen, euch eine schriftliche Abmachung auszustellen, daß der Grund und Boden, auf dem das Haus steht, euch als Eigentum gehören soll?"

Weder Jan noch Katrine erwiderten ein Wort. Sie verstanden ja gleich, nun war Lars mit dem herausgerückt, was er ihnen mitteilen wollte. Da war es am besten, sie ließen ihn erst mit aller Deutlichkeit seine Sache erklären.

„Ich habe zwar schon gehört, es sei nichts Schriftliches darüber vorhanden," sagte Lars; „aber so schlimm wird es wohl nicht stehen, das kann ich fast nicht glauben. Denn dann fällt ja möglicherweise das ganze Anwesen dem zu, dem das Grundstück gehört."

Jan sagte noch immer nichts; aber Katrine konnte nicht länger schweigen, sie war zu aufgebracht.

„Erik in Falla hat uns dieses Grundstück, auf dem das Haus steht, geschenkt, und niemand kann das Recht haben, es uns zu nehmen," sagte sie.

Ja, das sei ja auch gar nicht die Absicht, versetzte der neue Hofbesitzer mit versöhnlicher Stimme. Er wollte ja nur, daß alles in Ordnung komme. Das sei das einzige, was er wolle. Wenn Jan ihm zum Oktoberziel hundert Reichstaler[1]) geben würde — —

„Hundert Reichstaler!" brach Katrine los, und ihre Stimme klang beinahe wie ein Schrei.

Lars sagte nichts weiter. Er warf nur den Kopf zurück und kniff den Mund zusammen.

„Aber du sagst ja kein Wort, Jan!" rief Katrine. „Hörst du denn nicht, daß Lars hundert Reichstaler von uns haben will?"

„Es fällt vielleicht Jan nicht so ganz leicht, mit hundert Reichstalern herauszurücken," sagte Lars Gunnarsson. „Aber ich muß doch klarstellen, was mein Eigentum ist."

„Und deshalb wollt Ihr uns unser Haus stehlen?" schrie Katrine.

---

[1]) Nach deutschem Geld ungefähr 112 Mark.
Anm. d. Übers.

„Nein, das will ich gewiß nicht. Das Haus gehört euch, ich will nur das Grundstück."

„Aha, und nun soll das Haus auch von eurem Grundstück fort?" versetzte Katrine.

„Es lohnt sich vielleicht gar nicht die Mühe, etwas fortzuschaffen, was ihr schließlich doch nicht behalten könnt," versetzte Lars.

„Ach so, Ihr wollt wohl Eure Pratzen auch noch auf das Haus legen?" meinte Katrine.

Lars Gunnarsson machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Gott bewahre, er wolle nicht Beschlag auf das Haus legen, ganz und gar nicht, das habe er ja schon gesagt; aber da habe nun der Handelsmann von Broby seinen Ladengehilfen mit einigen Rechnungen geschickt, die bis jetzt noch nicht beglichen worden seien.

Darauf zog der Ladengehilfe die Rechnungen heraus. Katrine schob sie Klara Gulla hin und sagte, sie solle zusammenrechnen, wieviel sie ausmachten.

Und siehe, es waren nicht weniger als hundert Reichstaler, die sie schuldig waren! Als Katrine das hörte, wurde sie totenblaß. Dann sagte sie zu Lars Gunnarsson:

„Ich sehe, es ist Eure Absicht, uns von Haus und Hof zu jagen."

„Ach nein," erwiderte Lars, „das will ich durchaus nicht, wenn ihr nur bezahlt, was ihr schuldig seid — —"

„Hört, Lars, Ihr solltet doch auch an Eure eigenen Eltern denken," sagte nun Katrine. „Sie hatten es auch nicht zum besten, ehe Ihr der Schwiegersohn eines Hofgutsbesitzers wurdet."

Die ganze Zeit über hatte Katrine das Wort geführt. Jan hatte noch gar nichts gesagt. Er saß still da und sah nur immer Klara Gulla an, sah sie an und wartete. Ihm war vollständig klar und deutlich, all dies war ihretwegen so eingerichtet worden, damit sie Gelegenheit bekäme, zu zeigen, was sie leisten konnte.

„Wenn man dem Armen sein Haus nimmt, dann ist es zu Ende mit ihm!" jammerte Katrine.

„Ich will euch ja euer Haus gar nicht nehmen," verteidigte sich Lars Gunnarsson wieder. „Ich will nur die Sache in Ordnung gebracht haben."

Aber Katrine hörte nicht auf ihn, sondern jammerte wieder:

„Solange der Arme ein Haus hat, fühlt er sich ebensogut wie alle andern. Wer aber kein eigenes Heim hat, fühlt sich nicht mehr als rechter Mensch."

Jan dachte, Katrine habe in allem, was sie sagte, vollkommen recht. Das Haus war aus alten Balken gebaut, und es war im Winter sehr kalt, es neigte sich auch auf dem schlechten Untergrund auf die Seite, und eng und klein war es auch, und doch war es ihnen, als sei es aus mit ihnen, wenn sie es verlören.

Jan glaubte indes nicht einen Augenblick, daß es ihnen so schlimm gehen würde. Da saß ja Klara Gulla, und jetzt sah er auch in ihren Augen einen hellen Strahl aufleuchten. Im nächsten Augenblick würde sie sicher ein Wort sagen oder etwas tun, wodurch die beiden Plagegeister vertrieben wurden.

„Ja, ihr müßt wohl Zeit haben, euch die Sache zu überlegen," sagte der neue Hofbesitzer. „Aber vergeßt nicht, entweder ihr zieht am ersten Oktober aus, oder der Handelsmann erhält seine volle Bezahlung. Und ich bekomme meine hundert Reichstaler für das Grundstück."

Katrine rang ihre alten abgearbeiteten Hände. Sie war ganz außer sich und redete mit sich selbst, ohne sich darum zu kümmern, wer ihr zuhörte.

„Wie soll ich noch in die Kirche gehen können und wie soll ich es noch wagen, mich unter den Leuten zu zeigen, wenn es mir so schlecht geht, daß ich nicht einmal mehr ein eigenes Dach über dem Kopf habe?"

Jan dachte an anderes. Er dachte an alle die schönen Erinnerungen, die mit dem Häuschen zusammenhingen. Hier auf dieser Stelle hatte ihm damals die Hebamme das Kind in die Arme gelegt. Dort unter der Tür hatte er gestanden, als die Sonne durch die Wolken brach und damit dem kleinen Mädchen ihren Namen gab. Das Häuschen war eins mit ihm und Klara Gulla und Katrine, sie konnten es nicht aufgeben.

Jetzt ballte Klara Gulla ihre eine Hand zur Faust, er sah es deutlich. O, sie würde ihnen gewiß bald zu Hilfe kommen!

Lars Gunnarsson und der Ladengehilfe standen auf und gingen nach der Tür. Dann sagten sie guten Tag, und damit verließen sie das Haus. Aber keines von denen, die in der Stube zurückblieben, erwiderte ihren Gruß.

Sobald die beiden gegangen waren, warf das junge Mädchen mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurück, stand von ihrem Stuhl auf und sagte:

„Wie, wenn ihr mich in die Welt hinausließet!"

Da hörte Katrine auf, vor sich hin zu reden und die Hände zu ringen. Die Worte hatten eine schwache Hoffnung in ihr erweckt.

„Es wird wohl nicht ganz unmöglich sein, bis zum ersten Oktober zweihundert Reichstaler zu verdienen," sagte Klara Gulla. „Wenn ihr mich nur nach Stockholm gehen lasset und ich dort in einen Dienst komme, so soll das Haus hier sicherlich euer eigen bleiben, das verspreche ich euch."

Als Jan Andersson diese Worte hörte, erblaßte er, und sein Kopf sank zurück, wie wenn er das Bewußtsein verlieren würde.

Wie schön war das von dem kleinen Mädchen! Ja, darauf hatte er die ganze Zeit über gewartet; aber wie, wie sollte er weiterleben können, wenn seine Klara Gulla von ihm ging?

Der Storsnipa

Jan von Skrolycka wanderte auf demselben Waldweg dahin, den er mit Katrine und Klara Gulla noch vor ein paar Stunden auf dem Heimweg von der Kirche froh und glücklich zurückgelegt hatte.

Er hatte mit Katrine lange hin und her beraten, und schließlich waren sie übereingekommen, vorerst die Tochter nicht fortzuschicken oder sonst etwas in der Sache zu tun, sondern Jan sollte zum Reichstagsabgeordneten Karl Karlsson in Storvik gehen und ihn fragen, ob Lars Gunnarsson das Recht habe, ihnen das Häuschen zu nehmen.

Im ganzen Svartsjöer Kirchspiel wußte niemand so gut Bescheid im Gesetz und in allen Verordnungen, wie der Reichstagsabgeordnete von Storvik. Wer immer so klug war, ihn bei Erbteilungen und Verkäufen, bei Inventaraufnahmen und Auktionen oder beim Aufsetzen eines Testaments zu Hilfe zu nehmen, der konnte ganz sicher sein, daß alles gesetzmäßig und richtig gemacht wurde, und daß nachher niemand mit Prozessen und Spitzfindigkeiten an der Sache rütteln konnte.

Aber der Reichstagsabgeordnete war ein strenger, herrischer Mann, von barschem Aussehen und mit einer harten Stimme, und Jan war es bei der Aussicht, zu ihm gehen zu müssen, gar nicht froh zumute.

„Wenn ich komme, wird er mir zu allererst eine Strafpredigt halten, weil ich nichts Schriftliches von Erik in Falla habe," dachte er. „Es gibt viele, die er gleich von Anfang an so eingeschüchtert hat, daß sie's gar nicht mehr gewagt haben, ihn über die eigentliche Sache um Rat zu fragen."

Jan war in übergroßer Hast von Hause weggegangen, und so hatte er da gar keine Zeit gehabt, daran zu denken, welchem gefürchteten Manne er unter die Augen treten sollte. Aber als er durch die Waldstrecken von Askedalarna dem Hochwald zuwanderte, da überkam ihn die alte Angst mit neuer Stärke, und er dachte, es sei recht dumm von ihm, daß er Klara Gulla nicht mitgenommen habe.

Als er von Hause wegging, hatte er das Mädchen nirgends gesehen. Sie war vielleicht fortgelaufen und hatte einen einsamen Platz im Walde aufgesucht, um da ihren Schmerz auszuweinen. Von jeher wollte sie es niemand sehen lassen, wenn sie betrübt war.

Als Jan eben in den Wald einbiegen wollte, hörte er rechts von sich höher oben auf dem Berge jemand singen und jodeln.

Er blieb stehen und lauschte. Es war eine Frauenstimme, die da oben sang. Aber was war das? Die Stimme kam ihm merkwürdig bekannt vor. Und doch — es war nicht möglich, es konnte nicht sein!

Jedenfalls wollte er, ehe er weiterging, wissen, wie es sich verhielt. Der Gesang klang jetzt ganz hell und

deutlich, aber der Wald verdeckte die Aussicht auf die Sängerin.

Jan wich vom Wege ab und drang durch dichtes Unterholz, um ihr den Weg abzuschneiden.

Sie war indes nicht so nahe, wie er gedacht hatte, auch stand sie nicht still, sondern ging, während er hinter ihr herkam, immer weiter. Immer weiter und immer höher hinauf wanderte sie, und manchmal kam es Jan vor, als ertöne der Gesang dicht über ihm.

Jetzt schien Jan fast jeder Zweifel ausgeschlossen; die Sängerin vor ihm war in der Tat auf dem Weg nach dem Gipfel des Storsnipa.

Sie mußte einen Weg eingeschlagen haben, der sich an dem Berg, wo es fast senkrecht hinaufging, hinschlängelte und von jungen Birken dicht eingefaßt war. Deshalb konnte Jan die Sängerin auch nicht sehen. Aber wie steil auch der Pfad war, sie kam trotzdem rasch vorwärts. Wie von Vogelschwingen getragen schien sie hinaufzugelangen, und dabei sang sie auch noch die ganze Zeit.

Wieder ging Jan schräg aufwärts. Aber in seinem Eifer war er vom gebahnten Weg abgekommen, so mußte er sich durch Unterholz und Gestrüpp durcharbeiten, und dadurch blieb er natürlich weit zurück.

Dazu kam noch, daß sich ihm, während er dem Gesang lauschte, allmählich ein schwerer Druck auf die Brust legte, der ihm zuletzt fast den Atem raubte.

Schließlich mußte er ganz langsam gehen, er schien kaum noch vorwärts zu kommen.

Aber es ist nicht immer leicht, Stimmen zu erkennen, und im Wald ist es schwieriger als sonstwo, denn da gibt es so vieles, was raschelt und rauscht und gleichsam mitsingt.

Nachdem Jan nun so weit gegangen war, mußte er durchaus das junge Mädchen sehen, das so frohgemut war, daß es diesen steilen Weg fast hinaufflog, sonst, das wußte er, würde er den Zweifel und das Mißtrauen seiner Lebtage nicht mehr los werden.

Und eines wußte er ja auch ganz bestimmt: er würde Klarheit erlangen, sobald er auf dem Berggipfel ankam, denn dieser war vollkommen kahl und leer, da konnte ihm die Sängerin nicht mehr entgehen.

In früheren Zeiten war auch der Storsnipa mit Wald bestanden gewesen; aber vor etwa fünfundzwanzig Jahren hatte ein Waldbrand da oben gewütet, und seither stand der breite Berggipfel ganz nackt und kahl.

Heidekraut und Krähenbeerensträucher und isländisches Moos waren allmählich über die Felsen hingeklettert, aber bis jetzt war noch kein Baum soweit herangewachsen, daß er die Aussicht verdeckte.

Seit der Wald abgebrannt war, hatte man eine herrliche Aussicht droben. Man sah den ganzen Löven und das grüne Tal, das den See umschloß, dazu alle die blauen Berge, die ringsum Wache hielten. Wenn die jungen Leute von Askedalarna aus ihrem engen Tal die Snipahöhe erkletterten, mußten sie unwillkürlich an den Berg denken, auf den der Versucher einst den Herrn Jesus geführt hatte, um ihm alle Reiche der Welt und deren Herrlichkeit zu zeigen.

Als Jan endlich den Wald hinter sich hatte und ins Freie hinauskam, sah er gleich die Sängerin.

Auf der höchsten Klippe, dort, wo man die weiteste Aussicht hatte, war eine Art Brustwehr aus Steinblöcken errichtet, und auf dem obersten dieser Steinblöcke stand Klara Fina Gulleborg in ihrem roten Kleide. Klar und deutlich zeichnete sich ihre Gestalt vom blassen Abendhimmel ab, und wenn die Leute in den Tälern oder Wäldern jetzt eben ihre Blicke auf den Storsnipa gerichtet hätten, so hätten sie das Mädchen da oben stehen sehen müssen.

Weit schaute sie über das meilenweite Land hin. Sie sah an den Seeufern weiße Kirchen auf steilen Hügeln, sah Hüttenwerke und Herrenhöfe in Haine und Gärten eingebettet, sah Bauernhöfe in langen dichten Reihen den Waldsaum entlang, sah langgestreckte Äcker und Felder, lange gewundene Straßen und Wälder ohne Grenzen und ohne Ende.

Im Anfang sang sie noch, aber bald verstummte sie und versank vollständig in die Betrachtung der weiten, offenen Welt, die vor ihr lag.

Schließlich streckte sie die Arme aus. Und da war es, als wolle sie alles miteinander, was da vor ihr lag, in ihre Arme ziehen, das ganze große mächtige Reich, von

dem sie bis zum heutigen Tag ausgeschlossen gewesen war.

* *
*

Es wurde später Abend, bis Jan endlich nach Hause kam, und als er schließlich eintraf, konnte er sich auf nichts mehr richtig besinnen. Er behauptete, er sei bei Karl Karlsson gewesen und habe mit ihm gesprochen; aber was dieser ihm zu tun geraten hatte, daran konnte er sich nicht mehr erinnern.

„Es hat gar keinen Wert, irgend etwas zu tun," sagte er einmal ums andere; dies war die einzige Auskunft, die Katrine aus ihm herausbringen konnte.

Jan ging ganz gebückt und sah todmüde aus. Sein Rock trug Spuren von Moos und Erde. Katrine fragte ihn, ob er gefallen sei und sich verletzt habe.

Nein, nein, durchaus nicht, aber er habe sich wohl eine Weile auf den Boden gelegt, um auszuruhen, erwiderte er.

Dann sei er am Ende krank?

Nein, nein, durchaus nicht. Es sei nur irgend etwas stehen geblieben.

Aber was in dem Augenblick stehen geblieben war, da ihm klar wurde, daß sein kleines Mädchen sich nicht aus Liebe zu den Eltern erboten hatte, fortzugehen, um die Heimat zu retten, sondern daß sie es getan hatte, weil sie sich von ihnen fort in die Welt hinaussehnte, das wollte er nicht sagen.

Der letzte Abend

Am Abend, ehe Klara Gulla von Skrolycka nach Stockholm reiste, konnte ihr Vater durchaus nicht mit allem, was ihm noch zu tun oblag, fertig werden. Gleich nachdem er von seiner Tagesarbeit heimkam, sagte er, er müsse noch in den Wald und Holz holen. Dann machte er sich daran, eine Latte an der Gitterpforte einzusetzen, die schon ein ganzes Jahr lang herausgebrochen war; und als dies getan war, fing er an, seine Fischgerätschaften herauszuholen und in Ordnung zu bringen.

Die ganze Zeit über dachte er, wie sonderbar es doch sei, daß er keinen wirklichen Kummer fühlte. Jetzt war es bei ihm wieder genau so wie vor achtzehn Jahren. Er konnte nicht froh werden, und er konnte nicht betrübt sein. Als er Klara Gulla droben auf dem Storsnipa hatte die Arme ausstrecken und die ganze Welt umarmen sehen, da war sein Herz stehengeblieben wie ein Uhrwerk, dem ein heftiger Stoß versetzt wurde.

Es war jetzt gerade bei ihm wie früher schon einmal. Da hatten die Leute gewollt, er solle sich darüber freuen, daß das kleine Mädchen zu ihm kommen werde. Aber er hatte sich nicht das geringste daraus gemacht. Und jetzt erwarteten sie alle miteinander, er solle über die Maßen betrübt und verzweifelt sein. Aber auch das war nicht der Fall.

In seiner Stube drinnen drängten sich die Leute, die gekommen waren, Klara Gulla Lebewohl zu sagen. Und Jan schämte sich geradezu, hineinzugehen und den Leuten zu zeigen, daß er weder weinte noch klagte. Da war es am besten, er ging gar nicht hinein, sondern blieb draußen.

Jedenfalls war es ganz gut für ihn, daß es so gegangen war. Wenn alles wie früher gewesen wäre, so hätte er nicht gewußt, wie er mit dem Heimweh und dem Kummer fertig geworden wäre.

Als er vorhin am Fenster vorübergegangen war, hatte er gesehen, daß die Stube bekränzt war und auf dem Tisch Kaffeetassen standen, ganz genau wie an jenem Tag, an den er jetzt immerfort denken mußte. Katrine hatte wohl der Tochter, die in die Welt hinauszog, um die Heimat zu retten, noch eine kleine Abschiedsfeier veranstaltet.

Drinnen in der Stube weinten sie gewiß, sowohl die, die zum Abschiednehmen gekommen waren, als auch Mutter und Tochter. Er hörte Klara Gullas Weinen sogar bis auf den Hofplatz heraus, aber es machte keinen Eindruck auf ihn.

„Meine guten Leute, es ist ja doch ganz wie es sein soll, murmelte er, während er draußen stand. „Seht doch die jungen Vögel an! Sie werden aus dem Nest hinausgeworfen, wenn sie nicht gutwillig gehen. Und

habt ihr schon einmal einen jungen Kuckuck gesehen? Es gibt wirklich nichts Ärgeres, als wenn man sehen muß, wie er dick und fett im Neste liegt und immerfort nach Futter schreit, während sich die Pflegeeltern seinetwegen fast zu Tode quälen."

‚Nein, es ist alles sehr gut, so wie es ist,' dachte er weiter. ‚Die Jungen können nicht daheim bleiben und den Alten zur Last fallen. Sie müssen hinaus in die Welt, ja, meine guten Leute, das geht nicht anders.'

Schließlich wurde es ganz still in der Stube. Jetzt waren gewiß die Nachbarn fort, und er konnte sich hineinwagen.

Aber trotzdem machte er sich immer noch eine Weile an seinen Fischgeräten zu schaffen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Klara Gulla und Katrine schon im Bett gelegen hätten und eingeschlafen wären, ehe er die Schwelle überschritt.

Als dann sehr lange kein Geräusch mehr an sein Ohr gedrungen war, schlich er sich leise und vorsichtig wie ein Dieb nach dem Hause hin.

Aber die Frauen waren noch nicht zu Bett gegangen. Als er am Fenster vorbeikam, sah er Klara Gulla. Sie hatte die Arme auf die Tischplatte vor sich ausgestreckt und den Kopf darauf gelegt. Es sah aus, als weine sie.

Katrine stand etwas weiter zurück im Zimmer und war eben dabei, Klara Gullas Kleiderpack in ein großes Tuch einzuschlagen.

„Ihr solltet es lieber sein lassen, Mutter," sagte das junge Mädchen, ohne den Kopf aufzuheben. „Ihr seht doch, daß Vater böse über mich ist, weil ich fortgehe."

„Ach, er wird schon wieder gut werden," versetzte Katrine ruhig.

„Ja, das sagt Ihr, weil Ihr Euch nichts aus ihm macht," fuhr Gulla unter heftigem Schluchzen fort. „Ihr denkt nur an das Haus. Aber Mutter, Vater und ich, wir sind eins. Ich reise nicht von ihm weg."

„Und das Haus?" fragte Katrine.

„Mit dem Haus mag es gehen, wie es will, wenn nur Vater mich wieder lieb hat," schluchzte Klara Gulla.

Da trat Jan von der Tür zurück und setzte sich auf die Hausschwelle. Er glaubte nicht, daß Klara Gulla

daheimbleiben würde. Nein, er wußte besser als irgend jemand anderes, daß sie in die Welt hinaus mußte. Und doch war es Jan in diesem Augenblick, als würde ihm das weiche kleine Bündel aufs neue in die Arme gelegt. Und sein Herz hatte wieder zu schlagen angefangen. Es schlug so rasch, wie wenn es seit Jahren still gestanden hätte und nun die viele verlorene Zeit wieder hereinbringen müßte.

Aber zugleich fühlte Jan noch eins: Ach, nun war er selbst ohne Schutz und Wehr!

Nun kam der Kummer und nun kam das Heimweh. Er sah sie schon drüben unter dem Brunnen wie schwarze Schatten lauern.

Und doch öffnete er seine Arme und breitete sie weit aus, während zugleich ein glückliches Lächeln über sein Gesicht flog.

„Willkommen, willkommen, willkommen!“ sagte er.

Auf dem Landungssteg

Als das Dampfboot „Anders Fryxell“ von der Landzunge bei Borg mit Klara Gulla an Bord abfuhr, standen Jan und Katrine auf dem Landungssteg und starrten dem Dampfer nach, bis er mitsamt dem Mädchen ganz aus ihrem Gesichtskreis verschwunden war. Alle andern Leute, die etwas bei der Brücke zu tun gehabt hatten, gingen ihrer Wege. Der Aufseher nahm die Flagge herunter und schloß das Lagerhaus, aber die beiden Häuslersleute standen noch immer auf demselben Fleck.

Das war ja auch ganz natürlich, solange sie das Boot noch zu sehen vermeinten. Aber warum sie sich nachher nicht auf den Heimweg machten, das wußten sie wohl selbst kaum.

Möglicherweise fürchteten sie sich davor, heimzukommen und miteinander in das leere Haus hineinzugehen.

‚Jetzt hab ich nur noch für ihn zu kochen und auch nur noch auf ihn zu warten,‘ dachte Katrine. ‚Aber was mach’ ich mir aus ihm? Er hätt’ ebensogut auch mit fortgehen können. Das Mädchen war’s, das sich auf ihn und sein

törichtes Geschwätz verstand, ich nicht. Da wär's besser, man wär allein.'

‚Ich würd leichter mit meinem Kummer nach Hause gehen, wenn ich dann nicht die alte verdrießliche Katrine in der Stube sitzen hätt,' dachte Jan. ‚Das Mädchen verstand sie so gut zu behandeln, daß sie froh und freundlich wurde. Aber jetzt wird man wohl nie wieder ein freundliches Wort von ihr zu hören bekommen.'

Doch plötzlich fuhr Jan heftig zusammen. Er beugte sich vor und schlug sich vor Verwunderung auf die Knie. Neues Leben blitzte in seinen Augen auf, und sein ganzes Gesicht strahlte und leuchtete.

Er hielt den Blick fest aufs Wasser gerichtet, und Katrine konnte nichts anderes glauben, als daß er da etwas Merkwürdiges sehe, obgleich sie selbst, die doch dicht neben ihm stand, gar nichts wahrnehmen konnte. Nein, sie sah nichts als die kleinen graugrünen Wellen, die einander über die Wasserfläche hinjagten, immerfort, ohne dem Spiel je ein Ende zu machen.

Nun lief Jan so weit auf den Landungssteg hinaus, wie er nur konnte, und dann beugte er sich übers Wasser hinaus mit dem Ausdruck im Gesicht, den er immer hatte, wenn Klara Gulla ihm entgegenkam, den er aber nie zeigen konnte, wenn er mit jemand anders sprach.

Sein Mund öffnete sich, seine Lippen bebten, aber kein Laut drang an Katrinens Ohr. Ein Lächeln ums andere flog über sein Gesicht, ganz genau so, wie wenn das Mädchen vor ihm stand und mit ihm scherzte.

„Aber Jan, was hast du denn?" fragte Katrine.

Er gab keine Antwort, sondern machte nur mit der Hand ein Zeichen, das ihr Schweigen gebot.

Gleich darauf richtete er sich ein wenig auf, und man sah, nun verfolgte sein Blick irgend etwas, das sich über die kleinen graugrünen Wogen hin entfernte.

Es schien rasch zurückzuweichen, in derselben Richtung wie vorhin das Dampfboot. Bald stand Jan nicht mehr vorgebeugt, sondern ganz aufrecht da und beschattete die Augen mit der Hand, um besser sehen zu können.

So blieb er stehen, bis offenbar nichts mehr zu sehen war. Dann wendete er sich nach Katrine um, ja er ging überdies ganz dicht zu ihr hin.

„Du hast vielleicht nichts gesehen?" fragte er.

„Was hätt' es denn außer dem See und den Wellen noch zu sehen gegeben?" gab sie zurück.

„Das kleine Mädchen war's, das zurückgerudert kam," sagte er, aber so leise, daß er nur noch flüsterte. „Sie hatte sich vom Kapitän ein Boot geliehen. Es war mit demselben Namen versehen wie das Dampfschiff, das hab' ich deutlich gesehen. Sie sagte, sie habe etwas vergessen, ehe sie abfuhr. Es sei was, worüber sie mit uns reden möchte."

„Lieber Himmel, du weißt wohl nicht, was du sagst!" rief Katrine. „Wenn das Mädchen zurückgekommen wäre, hätt' ich sie doch wohl auch sehen müssen."

„Schweig jetzt, dann sollst du hören, was sie von uns wollte," flüsterte er feierlich und geheimnisvoll wie vorher. „Ja, sie sagte, das Herz sei ihr schwer, wenn sie daran denke, wie es uns beiden nun miteinander gehen werde. Bis jetzt, sagte sie, sei sie zwischen uns umhergegangen, mit mir an der einen Hand und mit dir an der andern, und auf diese Weise sei alles gut gegangen. Aber wenn sie nun nicht mehr da sei und uns nicht mehr zusammenhalte, dann wisse sie nicht, wie es werden solle. Jetzt werden Vater und Mutter vielleicht jedes nach einer andern Seite gehen, sagte sie."

„Ei der tausend, daß das Mädchen daran gedacht hat!" rief Katrine.

Sie war tief ergriffen von diesen Worten, weil mit ihnen ganz ihre eigenen Gedanken ausgesprochen wurden, und so vergaß sie ganz, daß die Tochter unmöglich zum Landungssteg hätte heranrudern und mit ihrem Mann sprechen können, ohne daß sie es gehört hätte.

„Und nun bin ich zurückgekommen, um eure Hände ineinanderzulegen, sagte sie," fuhr Jan fort. „Und ihr dürft euch nicht wieder loslassen, sondern müßt euch um meinetwillen festhalten, bis ich wieder zurückkomme und euch beide wieder an den Händen fassen kann, grade wie früher. Und gleich nachdem sie das gesagt hatte, ruderte sie wieder auf und davon," schloß Jan.

Eine Weile blieb es ganz still auf der Landungsbrücke; dann ergriff Jan wieder das Wort.

„Hier ist meine Hand," sagte er mit unsicherer

Stimme, die schüchtern und ängstlich zugleich klang, und dann streckte er eine seiner Hände aus, die immer so merkwürdig weich blieben, wie grobe Arbeit er auch verrichten mußte. „Ich tu's, weil's das Mädchen will," fügte er hinzu.

„Nun und hier ist die meinige," sagte Katrine. „Ich begreife zwar nicht, was das gewesen sein kann, was du gesehen haben willst, aber wenn ihr beide es wollt, daß wir zusammenhalten, dann will ich's auch."

Danach legten die beiden Alten den ganzen Weg bis zu ihrer Hütte Hand in Hand zurück.

Der Brief

Als Klara Gulla von Skrolycka ein paar Wochen fort war, befand sich ihr Vater eines Vormittags draußen auf den Weideplätzen am Hochwald und besserte einen Zaun aus. Er konnte von seinem Platz die Tannen rauschen hören, und er konnte eine Auerhenne sehen, die mit einer langen Reihe von Jungen hinter sich unter den Bäumen Futter aufpickte. Jan war beinahe fertig mit seiner Arbeit, als vom Berg her lautes Gebrüll an sein Ohr drang. Das klang so unheimlich, daß er fast Angst bekommen hätte.

Er blieb stehen und horchte, und bald ertönte das Gebrüll aufs neue. Aber als er es zum zweiten Male hörte, wußte Jan, daß es nicht zum fürchten war, im Gegenteil, das war sicherlich ein Hilferuf von jemand, der in Not war.

Er warf seine Weiden und Latten weg und lief durch das Birkenwäldchen in den dunklen Tannenwald hinein. Dort brauchte er nicht besonders weit zu suchen, bis er sah, um was es sich handelte. Da droben lag ein großes gefährliches Moor, und alles verhielt sich genau so, wie es sich Jan gedacht hatte; eine von den Kühen des Hofes war in den Sumpf und da auf ein sogenanntes Bebefeld geraten, eine Stelle, wo der Morast zwar trägt, aber wegen des darunterstehenden Wassers bei jedem Tritt auf- und niederschwankt.

Die Kuh war die beste von allen im Stall auf Falla,

das sah Jan gleich, gerade die, für die Lars Gunnarsson schon zweihundert Reichstaler geboten worden waren.

Die Kuh saß gewiß im Schlamm fest und war so voller Angst, daß sie sich jetzt vollkommen ruhig verhielt und nur nach langen Pausen ab und zu noch ein schwaches Brüllen ausstieß. Aber Jan konnte sehen, wie verzweifelte Mühe sie sich gegeben hatte, um aus dem Morast herauszukommen. Sie war bis an die Hörner hinauf mit Schlamm überspritzt, und die grünen Mooshügel waren weit um sie her aufgerissen und zerstampft.

Vor kurzem noch hatte sie überlaut gebrüllt, und Jan meinte, man müßte es eigentlich in ganz Askedalarna gehört haben. Aber außer ihm war niemand an das Moor gekommen. Sobald sich dann Jan darüber klar geworden war, wie sich die Sache verhielt, zögerte er keinen Augenblick, sondern lief eiligst auf den Hof hinunter, um Hilfe herbeizuholen.

Dann kam eine mühselige Arbeit. Bretter und Stangen wurden auf das Moor gelegt und Seile unter der Kuh durchgezogen, an denen sie auf die Bretter gehoben wurde. Als die Leute bei dem Moor ankamen, war sie schon bis zum Rücken hineingesunken, und nur der Kopf sah noch über den Schlamm heraus.

Als die Leute das Tier wieder auf dem festen Boden hatten und auch glücklich mit ihm auf dem Hofe angekommen waren, ließ die Hausfrau sagen, alle, die bei dem Rettungswerk mitgeholfen hätten, sollten hineinkommen und Kaffee trinken.

Niemand war bei der Rettungsarbeit eifriger gewesen als Jan in Skrolycka. Sein Verdienst war es allein, daß die Kuh geborgen worden war. Und denkt euch, es war eine Kuh, die mindestens zweihundert Reichstaler wert war!

Das war ein ungeheuer großes Glück für Jan; denn es war ja ganz undenklich, daß die neuen Hofbesitzersleute auf Falla eine solche Tat nicht anerkennen würden.

Zur Zeit des früheren Herrn hatte sich einmal etwas Ähnliches zugetragen. Damals hatte sich ein Pferd eine Zaunlatte in den Leib gerannt. Der Mann, der das Pferd entdeckt und für seine Verbringung nach dem Hofe gesorgt hatte, war von Erik in Falla mit zehn Reichs-

talern belohnt worden, und zwar trotzdem das Pferd gefährlich verletzt war und erschossen werden mußte.

Aber diese Kuh hier lebte ja und hatte in keiner Weise Schaden genommen. Ja sicherlich, am nächsten Tag schon würde Jan zum Küster oder zu einem anderen schreibkundigen Mann gehen können, um ihn zu bitten, einen Brief an Klara Gulla zu schreiben, der sie nach Hause zurückberief.

Als Jan in die große Stube auf Falla trat, reckte er sich unwillkürlich etwas in die Höhe. Die alte Mutter auf Falla ging herum und schenkte den Kaffee ein, und Jan verwunderte sich gar nicht, daß sie selbst ihm seine Tasse reichte, und das überdies, ehe Lars Gunnarsson die seinige erhalten hatte.

Während der Kaffee getrunken wurde, erzählten alle, wie mutig Jan gewesen war. Die einzigen, die nichts dazu sagten, waren die Hofbesitzersleute. Weder der neue Besitzer noch seine Frau machten den Mund auf, um ein einziges Wort des Lobes zu sagen.

Da aber Jan so ganz sicher wußte, daß die böse Zeit jetzt für ihn vorbei und das Glück auf dem Weg zu ihm war, wurde es ihm nicht schwer, Trostgründe für sich zu ersinnen.

Möglicherweise schwieg Lars nur, damit das, was er zu sagen hatte, recht großen Eindruck machen sollte.

Es dauerte freilich sehr lange, bis er mit seinem Lob herausrückte. Die andern verstummten schließlich auch und sahen etwas verlegen drein.

Als die alte Mutter in Falla zum zweitenmal Kaffee anbot, zierten sich mehrere, und unter ihnen auch Jan. Aber da sagte sie zu diesem:

„Trinkt nur, Jan! Wenn Ihr heute nicht so flink gewesen wäret, so hätten wir die Blässe eingebüßt, die ihre zweihundert Reichstaler wert ist.“

Nach diesen Worten herrschte Schweigen ringsum. Aller Augen richteten sich auf den Hausherrn, denn jetzt würde er doch sicher einige Worte des Dankes an Jan richten, das war nicht anders zu erwarten.

Nun räusperte sich Lars ein paarmal, wie wenn das, was er sagen wollte, mit gehörigem Nachdruck herausgebracht werden sollte.

„Mir kommt's vor, als ob diese Sache ein wenig sonderbar wär'," begann er. „Wir alle wissen, daß Jan zweihundert Reichstaler schuldig ist, und ebenso wissen wir alle, daß mir im Frühling zweihundert Reichstaler für die Blässe geboten worden sind. Und nun soll die Blässe heute in das Moor hineingeraten sein, und Jan sollte gerade der sein, der sie gerettet hat, das stimmt alles miteinander fast zu gut zusammen."

Lars schwieg und räusperte sich noch einmal. Jan stand auf und trat näher heran; aber weder er noch einer der andern hatte eine Entgegnung bereit.

„Ich weiß nicht, warum sich's gerade so traf, daß Jan es war, der die Kuh droben am Moor brüllen hörte," fuhr Lars Gunnarsson fort. „Vielleicht war er, als das Unglück geschah, näher dabei, als er uns wissen lassen will. Vielleicht hat er eine Möglichkeit gesehen, seiner Schulden ledig zu werden, und vielleicht hat er die Kuh selbst in das Moor —"

Hier fiel Jans geballte Faust mit voller Gewalt auf den Tisch nieder, daß die Kaffeetassen auf den Tellern hoch aufhüpften.

„Du beurteilst andere nach dir selbst," sagte Jan. „So etwas kannst du tun, ich aber nicht. Und das sollst du wissen, ich erkenne deine Falschheit. Ja, denk' an den Tag im letzten Winter, wo du — — —"

Aber gerade, als Jan im Begriff war, etwas zu sagen, das nur mit unversöhnlicher Feindschaft zwischen ihm und den Hofbesitzersleuten hätte enden können, zog ihn die alte Mutter Falla am Rockärmel und sagte:

„Sieh einmal hinaus, Jan!"

Jan tat es, und da sah er Katrine mit einem Brief in der Hand über den Hofplatz daherkommen.

Ach, das war wohl der Brief von Klara Gulla, nach dem sich die Eltern seit ihrer Abreise gesehnt hatten! Katrine wußte, wie beglückt Jan darüber sein würde, und deshalb brachte sie ihn gleich her.

Jan sah sich mit verwirrtem Blick im Kreise um. Viele böse Worte brannten ihm auf der Zunge, aber jetzt hatte er keine Zeit, sie auszusprechen. Was kümmerte er sich darum, wie er sich an Lars Gunnarsson rächen sollte? Was kümmerte er sich darum, ob er sich verteidigte oder

nicht? Der Brief zog ihn mit einer Macht, der er nicht widerstehen konnte, und so war Jan aus der Stube draußen und bei Katrine, ehe sich die Leute im Hause von ihrer Angst, was für Anklagen er dem Hausherrn möglicherweise ins Gesicht schleudern würde, erholt hatten.

August Där Nol

Als Klara Gulla schon über einen Monat von Skrolycka fort war, kam eines Abends August Där Nol von Prästerud nach Askedalarna.

Er war viele Jahre hindurch mit Klara Gulla in Östanby in die Schule gegangen und hatte auch in demselben Sommer wie sie den Konfirmationsunterricht besucht. Er war ein ernster rechtschaffener Junge, der einen guten Leumund hatte. Seine Eltern waren vermögliche Leute, und niemand konnte der Zukunft ruhiger und zuversichtlicher entgegensehen als er.

Während des letzten halben Jahres war er von Hause abwesend gewesen, und so hatte er erst bei seiner Rückkehr gehört, daß Klara Gulla ausgezogen war, um zweihundert Reichstaler zu verdienen.

Seine Mutter war es, die es ihm zufälligerweise erzählte; aber ehe sie noch mit ihrem Bericht zu Ende gekommen war, griff August nach seiner Mütze und ging von Hause weg. Er hielt auch nicht an, bis er vor der Pforte stand, die zu dem kleinen grünen Hofplatz von Skrolycka führte.

Aber als er soweit gekommen war, ging er nicht weiter, sondern blieb an der Pforte stehen und sah nach dem Haus hinüber.

Katrine sah ihn von der Stube aus, und unter dem Vorwand, Wasser an der Quelle zu holen, ging sie vors Haus hinaus. Aber er grüßte sie nicht und machte auch sonst kein Zeichen, daß er mit ihr reden möchte.

Nach einer Weile kam Jan mit einer Last Holz aus dem Wald zurück. Als August Där Nol Jan auf die Pforte zukommen sah, zog er sich zurück, aber sobald Jan hineingegangen war, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein.

Nachdem er wieder eine Weile dagestanden hatte, wurde das Fenster der Kätnerhütte, die nur auf ein paar Armlängen von August entfernt war, aufgemacht. Da sah August Där Nol Jan mit seiner Pfeife auf der einen Seite des Fensters sitzen und Katrine mit ihrem Strickstrumpf auf der andern.

„Ja, meine gute Katrine, jetzt am Abend haben wir's recht behaglich," sagte Jan. „Jetzt wünsch' ich mir nur noch eins."

„Ich aber wünsch' mir noch hunderterlei," versetzte Katrine, „und wenn alles zusammen in Erfüllung ginge, so wäre ich erst nicht zufrieden."

„Nein, nein, ich wünsche nur, daß der Netzstricker oder ein anderer, der des Lesens kundig ist, zu uns hereinsehen und mir Klara Gullas Brief vorlesen würde," sagte Jan.

„Ach, diesen Brief mußt du nachgerade doch Wort für Wort auswendig können," erwiderte Katrine. „Du hast ihn ja schon unzählige Male vorlesen hören, seit du ihn bekommen hast."

„Das ist wohl wahr, aber 's ist eben besonders schön, wenn man ihn vorlesen hört. Dann ist's mir, als sei das kleine Mädchen da und spreche mit mir, und bei jedem Wort, das ich höre, sehe ich, wie mir ihre Augen entgegenleuchten."

„Ja, ich hätt' auch nichts dagegen, wenn ich ihn noch einmal zu hören bekäme," sagte Katrine und lugte dabei zum Fenster hinaus. „Aber an so einem schönen hellen Abend sind die Leute wo anders hin unterwegs, an unserem Häuschen wird wohl kaum jemand vorüberkommen."

„Wenn ich Klara Gullas Brief zu hören bekäme, während ich hier sitze und meine Pfeife rauche, so würde mir das besser schmecken als Gebäck zum Kaffee," sagte Jan. „Aber die Leute hier in Askedalarna sind meiner gewiß schon überdrüssig geworden, weil ich sie immer wieder gebeten habe, mir den Brief vorzulesen. Jetzt weiß ich niemand mehr, an den ich mich wenden könnte."

Im nächsten Augenblick fuhr Jan überrascht zusammen. Er hatte kaum ausgeredet, als auch schon die Tür aufging und August Där Nol auf der Schwelle stand.

„Ei der tausend, du kommst ja wie gerufen, mein guter August," sagte Jan, nachdem er den Gast begrüßt

und ihn zum Sitzen aufgefordert hatte. „Ich hab einen Brief hier und möcht' dich bitten, ihn uns beiden Alten vorzulesen. Er ist von einer Schulkamerädin von dir. Du hast vielleicht nichts dagegen, zu erfahren, wie's ihr geht."

August Där Nol nahm den Brief ganz ruhig und las ihn vor. Er sprach die einzelnen Wörter sehr langsam aus, wie wenn er sie zugleich in sich hineinsaugen wollte.

Als er fertig war, sagte Jan:

„Es ist merkwürdig, wie gut du liest, mein guter August. Noch nie haben mir Klara Gullas Worte so schön geklungen wie aus deinem Mund. Würdest du mir nicht die Freude machen und den Brief noch einmal lesen?"

Zum zweitenmal las der junge Mann mit derselben Andacht vor. Es war, als sei er mit dürstender Kehle an eine Wasserquelle gekommen.

Als er fertig war, faltete er den Brief zusammen und fuhr mit der Hand glättend darüber hin. Dann wollte er ihn zurückgeben; doch da merkte er wohl, daß er nicht gut genug zusammengelegt war, und so mußte er es noch einmal tun.

Dann blieb er still sitzen und sprach kein Wort. Jan versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Schließlich stand August Där Nol auf und sagte, er müsse jetzt gehen.

„Es ist sehr gut, wenn einem jemand hier und da eine Handreichung tut," sagte Jan. „Nun aber sollte mir jemand auch noch bei etwas anderem helfen. Da ist Klara Gullas kleines Kätzchen. Wir müßten's eigentlich töten, denn wir können's jetzt nicht mehr füttern; aber ich bring's nicht über's Herz, es zu töten, und Katrine bringt's auch nicht über sich, es zu ersäufen. Eben vorhin haben wir gesagt, wir möchten gern mit jemand darüber reden."

August Där Nol stammelte ein paar Worte, die niemand verstehen konnte.

„Du könntest das Kätzchen in einen Korb tun, Katrine," fuhr Jan fort; „dann nimmt ihn August vielleicht mit und richtet's so ein, daß wir das Kätzchen nie wieder zu Gesicht bekommen."

Darauf holte Katrine ein kleines weißes Kätzchen, das im Bett lag und schlief, legte es in einen alten Korb, band ein Tuch darüber und übergab das Bündel dem jungen Manne.

„Ich bin froh, wenn das Kätzchen erst aus dem Hause ist," sagte Jan. „Es ist gar so lustig und klug, es ist zu sehr wie Klara Gulla selbst. Deshalb ist's am besten, 's kommt aus dem Haus."

Der junge August Där Nol ging, ohne ein Wort zu sagen, nach der Tür; doch plötzlich drehte er sich um, ergriff Jans Hand und drückte sie.

„Ich dank Euch," sagte er. „Ihr habt mir mehr gegeben, als Ihr selbst wißt."

„Das mußt du nicht glauben, mein guter August Där Nol," sagte Jan in Skrolycka für sich, als der junge Mann gegangen war. „Es gibt Dinge, auf die ich mich verstehe. Ich weiß, was ich dir gegeben habe, und ich weiß auch, wer mich das gelehrt hat."

Der erste Oktober

Am ersten Oktober lag Jan in Skrolycka den ganzen Nachmittag angekleidet auf dem Bett, das Gesicht der Wand zugekehrt, und man konnte mit aller Mühe nicht ein Wort aus ihm herausbringen.

Am Vormittag waren er und Katrine an den Landungssteg hinuntergegangen, um Klara Gulla abzuholen. Nicht etwa, daß sie geschrieben oder gesagt hätte, sie werde am ersten Oktober kommen, nein, das hatte sie nicht getan. Jan allein war es gewesen, der ausgerechnet hatte, daß es so sein müßte.

Am ersten Oktober mußte ja doch Lars Gunnarsson das Geld bezahlt werden, also mußte auch Klara Gulla gerade an dem Tage mit dem Geld eintreffen; daß sie früher nach Hause kommen werde, hatte Jan nicht erwartet. Sie müßte natürlich so lange in Stockholm bleiben, wenn sie eine so große Summe zusammenbringen wollte. Aber daß sie länger ausbleiben würde, das konnte er auch nicht glauben, höchstens wenn es ihr nicht gelun-

gen sein sollte, das Geld zusammenzuscharren; aber wenn erst der erste Oktober vorüber war, hätte sie ja gar keinen Grund mehr gehabt, noch länger fortzubleiben.

Während Jan voller Erwartung auf dem Landungssteg stand, hatte er sich gesagt, wenn Klara Gulla die Eltern vom Dampfboot aus sähe, würde sie wohl eine traurige Miene aufsetzen, und sobald sie an Land komme, würde sie sagen, es sei ihr nicht gelungen, die ganze Summe zusammenzubringen.

Und wenn sie das sagte, dann würden sie beide, er und Katrine, tun, als ob sie das Kind beim Worte nähmen, und Jan würde zu ihr sagen, er könne nicht begreifen, wie sie wage, nach Hause zu kommen, da sie doch wisse, daß Katrine und er nach weiter nichts fragten als nach dem Geld.

Und dessen war er ganz gewiß gewesen, ehe sie über den Landungssteg gegangen war, würde sie eine dicke Brieftasche aus der Kleidertasche ziehen und sie in die Hände der Eltern legen.

Er hatte sich auch ausgedacht gehabt, er wolle dann Katrine die Banknoten in Empfang nehmen und nachzählen lassen. Er selbst aber wollte nur immerfort Klara Gulla ansehen.

Sie würde schon merken, daß er sich um gar nichts anderes kümmerte, als daß sie wieder heimgekommen war, und sie würde zu ihm sagen, er sei noch ebenso närrisch wie vor ihrer Abreise.

Auf diese Weise hatte Jan von dem ersten Wiedersehen geträumt gehabt. Aber der Traum war nicht so ganz in Erfüllung gegangen.

An diesem Tag hatten Katrine und Jan nicht gar so lange in Erwartung des Schiffes auf dem Landungssteg stehen brauchen. Das Boot traf zur rechten Zeit ein. Aber als es kam, war es mit Waren und Menschen, die auf den Brobyer Jahrmarkt wollten, so überfüllt, daß man im ersten Augenblick durchaus nicht entscheiden konnte, ob Klara Gulla an Bord war oder nicht.

Jan hatte erwartet, das Mädchen würde die erste sein, die über das Gangbrett daherkäme, aber statt ihrer kamen nur ein paar Männer. Als sie sich dann später auch nicht zeigte, wollte sich Jan auf dem Boot selbst nach ihr um-

sehen; er kam aber in dem Gedränge nicht durch. Er war indes seiner Sache noch immer vollkommen sicher, und als dann das Boot sein Gangbrett einzog, rief er dem Kapitän zu, er solle doch ja noch nicht abstoßen. Es sei noch jemand drüben, der an Land wolle.

Der Kapitän fragte seine Leute; aber diese antworteten, es sei niemand mehr da, der an der Svartsjöer Brücke aussteigen wollte, und so stieß das Boot ab.

Die beiden Eltern hatten also allein nach Hause gehen müssen; und sobald sie daheim angekommen waren, hatte sich Jan auf sein Bett geworfen. Er fühlte sich todmüde und vollkommen erschöpft, und es war ihm, als würde er nie wieder die Kraft zum Aufstehen finden.

Die Leute in Askedalarna hatten die beiden ohne Klara Gulla von der Landungsbrücke zurückkehren sehen und fragten sich nun gegenseitig, wie es denn jetzt gehen werde. Einer nach dem andern von den Nachbarn kam nach Skrolycka, um zu fragen, wie es stehe.

Immer wieder wurde die Frage laut, ob denn Klara Gulla wirklich nicht mit dem Boot gekommen sei? Und ob Jan und Katrine wirklich den ganzen September hindurch weder Brief noch Nachrichten von ihr bekommen hätten?

Jan gab keine Antwort auf alle diese Fragen. Stumm blieb er auf seinem Bett liegen, wer auch immer hereinkommen mochte.

Katrine mußte den Leuten Auskunft geben, so gut sie konnte. Die Nachbarn dachten natürlich, Jan liege aus lauter Betrübnis und Verzweiflung darüber, daß sie nun ihr Haus verlieren würden, so stumm da. Mochten sie das doch glauben! Er machte sich nichts daraus.

Katrine weinte und jammerte, und die Nachbarsleute, die nun einmal da waren, meinten, sie müßten dableiben, um Katrine ihr Mitgefühl zu zeigen und ihr mit allen Trostgründen, die sie finden konnten, gut zuzusprechen.

Lars Gunnarsson werde ihnen das Haus sicherlich nicht nehmen, das sei ja ganz unmöglich. Das würde schon die alte Mutter auf Falla nicht zugeben. Sie sei doch früher immer eine sehr gerechte und redliche Frau gewesen.

Und der Tag sei ja auch noch gar nicht zu Ende. Klara

Gulla könne schon noch von sich hören lassen, ehe es zu spät sei. Es wäre ja auch ganz merkwürdig, wenn es ihr wirklich gelungen wäre, in knapp drei Monaten zweihundert Reichstaler zu verdienen. Aber dieses Mädchen habe ja von jeher ein unbegreifliches Glück gehabt.

So wurde hin und her geredet und für und wider erwogen. Katrine sagte, in den ersten Wochen habe Klara Gulla überhaupt nichts verdienen können. Sie habe zuerst bei Leuten aus Svartsjö, die nach Stockholm gezogen waren, gewohnt, aber bei diesen habe sie für den Aufenthalt noch bezahlen müssen.

Aber dann sei sie zum guten Glück auf der Straße mit jenem Handelsmann zusammengetroffen, der ihr das rote Kleid geschenkt hatte, der habe ihr beigestanden und ihr eine Stelle verschafft.

Ja, ob man sich denn nicht denken könnte, daß dieser Handelsmann ihr auch das Geld verschafft hätte? Das wäre gar nicht unmöglich, meinten die Nachbarn.

Nein, unmöglich wäre es allerdings nicht, sagte Katrine, aber jetzt sei ja Klara Gulla weder selbst gekommen, noch habe sie einen Brief geschickt. Daraus gehe deutlich hervor, daß es ihr mißglückt sei.

Mit jeder Minute wurden die Leute, die da in der Stube saßen, ängstlicher und bedrückter. Sie hatten alle das Gefühl, als müsse den armen Menschen, die hier wohnten, bald etwas Schreckliches widerfahren.

Als die Traurigkeit gerade auf dem höchsten Punkt angekommen war, ging plötzlich die Tür auf und ein Mann trat ein, der bis jetzt kaum je in Askedalarna gesehen worden war, denn in solche abgelegenen Gegenden führte ihn für gewöhnlich sein Weg nicht.

Als der Mann eintrat, wurde es in der Stube so still, wie es in einer Winternacht im Walde manchmal sein kann; aller Augen richteten sich auf ihn, nur Jan rührte sich nicht und sah nicht auf, obgleich ihm Katrine zuflüsterte, der eben Eingetretene sei der Reichstagsabgeordnete Karl Karlsson in Storvik.

Der Reichstagsabgeordnete hielt ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, und alle Anwesenden dachten nichts anderes, als daß er von dem neuen Eigentümer in Falla geschickt sei, um den Leuten in Skrolycka mitzu-

teilen, was ihrer wartete, da sie ja seine Forderung nicht bezahlen konnten.

Recht bekümmerte Blicke waren es, die sich da auf Karl Karlsson richteten; dieser aber trug seine gewohnte herrische Miene zur Schau, und niemand konnte daraus einen Schluß ziehen, wie hart der Schlag wohl sein würde, den auszuteilen er hierhergekommen war.

Er reichte zuerst Katrine die Hand und dann den andern. Die standen auf und grüßten, als die Reihe an sie kam. Der einzige, der sich nicht rührte, war Jan.

„Ich bin hier in der Gegend nicht genau bekannt," begann der Reichstagsabgeordnete. „Ist dies hier nicht der Ort in Askedalarna, der Skrolycka genannt wird?"

Jawohl, das war er. Alle zusammen nickten als Antwort auf diese Frage, aber niemand in der Stube war imstande, ein lautes Wort über die Lippen zu bringen. Sie verwunderten sich sogar darüber, daß Katrine noch so viel Geistesgegenwart hatte, Börje zu knuffen, daß er aufstand und den Abegordneten sitzen ließ.

Der Abgeordnete zog den Stuhl an den Tisch und legte zuerst einmal die Papierrolle darauf. Dann zog er seine Schnupftabakdose heraus und legte sie neben die Rolle. Darauf wurde die Brille aus dem Futteral genommen und sorgfältig mit dem blaugewürfelten Taschentuch abgerieben.

Als der Abgeordnete mit seinen Vorbereitungen so weit gediehen war, schaute er sich noch einmal im Kreise um. Alle, die dasaßen, waren ganz kleine Leute, die er nicht einmal den Namen nach kannte.

„Ich möchte mit Jan Andersson in Skrolycka reden," sagte er.

„Das ist der, der dort liegt," bemerkte der Netzstricker und deutete auf das Bett.

„Ist er krank?" erkundigte sich der Reichstagsabgeordnete.

„Nein!" antworteten mehrere zugleich.

„Und er ist auch nicht betrunken," fügte Börje hinzu.

„Er schläft auch nicht," sagte der Netzstricker.

„Er ist heute schon sehr weit gegangen, deshalb ist er müde," sagte Katrine. Sie meinte, es sei am besten, die Sache auf diese Weise zu erklären.

Zu gleicher Zeit beugte sie sich über ihren Mann vor und versuchte, ihn zum Aufstehen zu bewegen.

Allein Jan blieb liegen.

„Versteht er, was ich sage?" fragte der Abgeordnete.

„Ja, jawohl," versicherten alle, die dasaßen.

„Vielleicht erwartet er keine guten Nachrichten, weil's der Herr Reichstagsabgeordnete Karl Karlsson von Storvik ist, der zu ihm auf Besuch kommt," meinte der Netzstricker.

Der Abgeordnete drehte den Kopf und schaute den Netzstricker mit seinen kleinen rotgeränderten Augen an.

Dann sagte er:

„Ol' Bengsta in Ljusterby hat sich nicht jederzeit so davor gefürchtet, mit Karl Karlsson von Storvik zusammenzutreffen."

Darauf drehte er sich wieder dem Tische zu und fing an, in einem Briefe zu lesen.

Die andern aber waren beinahe außer sich vor Freude. Er hatte mit freundlicher Stimme gesprochen, ja man hätte beinahe meinen können, er verziehe den Mund zu einem Lächeln.

„Die Sache verhält sich nämlich so," fing der Abgeordnete an. „Vor ein paar Tagen habe ich einen Brief bekommen von einer, die sich Klara Fina Gulleborg Janstochter aus Skrolycka unterschreibt, und in diesem Brief teilt sie mir mit, sie sei aus der Heimat weggegangen, um zweihundert Reichstaler zu verdienen, die ihre Eltern am ersten Oktober Lars Gunnarsson für das Eigentumsrecht an dem Boden, auf dem ihr Häuschen steht, bezahlen müßten."

Hier machte der Reichstagsabgeordnete eine Pause, damit die Zuhörer seinen Auseinandersetzungen besser folgen konnten.

„Und nun schickt sie mir das Geld," fuhr er fort. „Sie bittet mich, selbst nach Askedalarna zu gehen und die Sache mit dem neuen Eigentümer auf Falla vollständig in Ordnung zu bringen, damit er nicht später mit neuen Schwierigkeiten kommen könne. Das ist ein sehr verständiges Mädchen," lobte er und hob den Brief in die Höhe. „Sie wendet sich gleich von Anfang an an mich.

Wenn das nur alle so machen würden, dann stünde es besser hier um die Gemeinde."

Ehe er noch ausgesprochen hatte, saß Jan auf dem Bettrand und sagte:

„Was ist's mit dem Mädchen? Wo ist sie?"

„Und jetzt will ich fragen, ob die Eltern mit der Tochter einig sind und mir den Auftrag geben, abzuschließen mit — — —"

„Aber das Mädchen, das Mädchen!" rief Jan. „Wo ist sie denn?"

„Wo sie ist?" sagte der Reichstagsabgeordnete und schaute wieder in den Brief. „Sie sagt, es sei ihr nicht möglich gewesen, in ein paar Monaten so viel Geld zu verdienen; aber jetzt habe sie eine Stelle gefunden, bei einer freundlichen Frau, die ihr das Geld als Vorschuß gegeben habe, und bei ihr müsse sie nun bleiben, bis es abverdient sei."

„Und sie kommt also jetzt noch nicht zurück?" fragte Jan.

„Nein, vorerst nicht, wie es mir scheint," antwortete der Abgeordnete.

Da legte sich Jan wieder nieder und kehrte sein Gesicht der Wand zu wie vorher.

Was kümmerte er sich noch um das Häuschen und alles andere? Was galt ihm das Leben, wenn sein kleines Mädchen nicht heimkam?

Der Beginn des Traumes

In den ersten Wochen nach dem Besuche des Reichstagsabgeordeneten war Jan durchaus nicht imstand, etwas zu leisten. Er lag nur immer zu Bett und härmte sich.

Jeden Morgen stand er auf, zog sich an und wollte nach Falla gehen. Aber wenn er kaum vor der Türe angekommen war, fühlte er sich todmüde und vollkommen kraftlos; es blieb ihm nichts übrig, als sich niederzulegen.

Katrine versuchte, Geduld mit ihm zu haben, denn sie wußte ja, daß es mit dem Heimweh ist wie mit jeder anderen Krankheit: es muß seine Zeit haben, bis es wie-

der vergeht. Aber sie wunderte sich doch, wie lange es wohl noch dauern würde, bis das große Heimweh, an dem Jan nach Klara Gulla krankte, überwunden wäre. Möglicherweise blieb Jan auf diese Weise bis Weihnachten oder gar den ganzen Winter hindurch krank?

Und sicherlich wäre es auch so gekommen, wenn nicht der alte Netzstricker eines Tages einen Besuch in Skrolycka gemacht hätte, um zu hören, wie es gehe, und dann zum Kaffee eingeladen worden wäre.

Der alte Netzstricker war immer schweigsam, wie solche, deren Gedanken in weiter Ferne sind, und die darum nicht richtig wahrnehmen, was um sie her vorgeht. Aber nachdem der Kaffee eingeschenkt war und er einen Teil davon in die Untertasse gegossen hatte, um ihn abkühlen zu lassen, hielt er es offenbar für seine Pflicht, etwas zu sagen.

„Heut ist mir's gerade, als müsse noch ein Brief von Klara Gulla kommen," sagte er. „Ich hab' so ein Vorgefühl."

„Wir haben ja erst vor vierzehn Tagen in dem Brief an den Reichstagsabgeordneten Grüße von ihr bekommen," erwiderte Katrine.

Der Netzstricker blies einige Male in seinen Kaffee, ehe er wieder etwas sagte. Dann fand er es aber wieder angemessen, das lange Stillschweigen mit einigen Worten zu unterbrechen.

„Sie könnte ja etwas recht Angenehmes erlebt haben, worüber sie gern schreiben möchte," sagte er.

„Was sollte sie Angenehmes erleben?" wendete Katrine ein. „Wenn man sich in einem Dienst abrackern muß, vergeht ein Tag wie der andere."

Der Netzstricker biß ein Stückchen Zucker ab und goß seinen Kaffee in großen Schlücken hinunter. Als er das getan hatte, wurde es wieder so still in der Stube, geradezu unheimlich still.

„Klara Gulla könnte ja möglicherweise jemand auf der Straße angetroffen haben," warf der Netzstricker schließlich hin und starrte mit den erloschenen Augen zu Boden. Man konnte sich kaum denken, daß er selbst wußte, was er sagte.

Katrine hielt die Bemerkung keiner Antwort wert.

Sie füllte ihm seine Tasse wieder, ohne ein Wort zu sagen.

„Es wäre ja möglich, daß die Frau, die Klara Gulla auf der Straße getroffen hat, eine alte Dame war, die nicht mehr recht gehen konnte, und die eben auf der Straße ausglitt, als Klara Gulla vorbeiging," fuhr der Netzstricker ebenso geistesabwesend wie vorher fort.

„Das wär' aber doch nichts, dessentwegen sie einen Brief schreiben sollte," sagte Katrine beinahe ungehalten über seine Hartnäckigkeit.

„Ja, aber denkt doch nur, wenn nun Klara Gulla stehengeblieben wäre und ihr aufgeholfen hätte," sagte der Netzstricker. „Und wenn nun die alte Frau über die Hilfe so froh gewesen wäre, daß sie sofort ihren Beutel herausgezogen und dem Mädchen einen ganzen Zehnkronenschein geschenkt hätte. Das wäre doch was, worüber es der Mühe wert wär', zu schreiben."

„Gewiß, wenn's wahr wäre," sagte Katrine ungeduldig. „Aber Ihr sitzt ja nur da und bildet's Euch ein."

„So lang man sich noch in Gedanken Festmähler ausrichten kann, so lang ist alles gut," sagte der Alte entschuldigend. „Die schmecken besser als die richtigen."

„Ihr habt ja in beiden Erfahrung," erwiderte Katrine.

Kurz darauf ging der Netzstricker seines Weges, und nachdem er gegangen war, schenkte Katrine der Sache keinen einzigen Gedanken mehr.

Was Jan anbelangt, so hielt er die Sache auch zuerst für nichts als leeres Gerede. Aber als er dann wieder untätig im Bett lag, fing er doch an sich zu fragen, ob nicht irgendein verborgener Sinn hinter den Worten stecken könnte.

Hatte der Netzstricker nicht in einem recht sonderbaren Ton von dem Briefe gesprochen? Hätte er sich so ohne weiteres eine so lange Geschichte ausdenken können, nur um etwas zu sagen? Am Ende hatte er irgend etwas erfahren? Am Ende hatte er von Klara Gulla einen Brief bekommen?

Möglicherweise war ihr wirklich ein so großes Glück widerfahren, daß sie gar nicht wagte, den Eltern die Nachricht ohne Vorbereitung mitzuteilen? Möglicherweise hatte sie dem Netzstricker geschrieben und ihn gebeten, die

Eltern vorzubereiten? Und das war es, was der Netzstricker heute abend zu tun versucht hatte, und sie hatten ihn nur nicht verstanden.

„Morgen kommt er wieder, und dann erfahren wir die Wahrheit,“ dachte Jan.

Allein am nächsten Tag kam der Netzstricker nicht wieder und auch am übernächsten nicht. Am dritten Tag konnte Jan seine Sehnsucht nicht mehr bezwingen; er stand auf und ging zu der Hütte des Alten, um zu erfahren, ob seine Worte einen bestimmten Sinn gehabt hätten.

Der Alte war allein zu Hause und arbeitete an einem alten Netz, das ihm zum Flicken anvertraut worden war. Er wurde ganz vergnügt, als er Jan kommen sah, und sagte, die Gicht habe ihn schrecklich geplagt, deshalb habe er in den letzten Tagen unmöglich ausgehen können.

Jan wollte nicht gerade heraus fragen, ob er einen Brief von Klara Gulla erhalten habe. Er meinte, er werde seinen Zweck besser erreichen, wenn er denselben Weg gehe, den der andere eingeschlagen hatte.

„Ich hab' über das nachgedacht, was Ihr von Klara Gulla erzählt habt, als Ihr das letztemal bei uns waret,“ sagte er.

Der Alte sah von seiner Arbeit auf. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, auf was Jan anspielte.

„Ach, das war ja nur so ein Einfall von mir,“ sagte er.

Nun trat Jan näher und stellte sich dicht neben den Netzstricker; dann sagte er:

„Aber es lautete so gut, was Ihr gesagt habt. Und vielleicht hättet Ihr noch mehr zu erzählen gehabt, wenn Katrine nicht so mißtrauisch gewesen wäre.“

„O ja, das sind so kleine Freuden, die man sich hier in Askedalarna immerhin leisten kann,“ entgegnete der Netzstricker.

Nun wurde Jan ganz kühn und erfindungslustig.

„Ich hab' mir gedacht, die Geschichte sei vielleicht damit noch nicht aus gewesen, daß die alte Dame Klara Gulla den Zehnkronenschein schenkte,“ sagte er. „Vielleicht hat sie sie auch noch aufgefordert, sie zu besuchen.“

„Ja, vielleicht,“ erwiderte der Netzstricker.

„Und vielleicht ist sie überdies sehr reich und besitzt ein großes steinernes Haus," schlug Jan vor.

„Du, Jan, das ist gar nicht so dumm ausgedacht," meinte der Netzstricker.

„Vielleicht bezahlt die reiche Dame auch Klara Gullas Schuld?" fing Jan von neuem an, brach aber wieder ab, weil jetzt des Alten Schwiegertochter in die Stube hereinkam, und diese wollte er nicht in das Geheimnis einweihen.

„So, Ihr könnt wieder ausgehen, Jan?" sagte sie. „Das ist schön, daß es Euch besser geht."

„Das hab' ich meinem lieben Ol Bengtsa zu verdanken," erwiderte Jan geheimnisvoll. „Er hat mich wieder gesund gemacht."

Damit nahm er Abschied und ging. Der Alte starrte ihm noch lange nach.

„Du, Lisa, ich weiß nicht, was Jan damit sagen will, daß ich ihn gesund gemacht hätte," sagte er. „Er wird doch nicht im Ernst meinen — — —"

Erbkleinode

Eines Tages im Spätherbst befand sich Jan auf dem Heimweg von Falla, wo er den ganzen Tag über gedroschen hatte. Seit er jene Unterredung mit dem Netzstricker gehabt hatte, war ihm die Arbeitslust wieder gekommen. Er meinte, er müsse tun, was er könne, um nicht von Kräften zu kommen. Wenn das kleine Mädchen wiederkam, sollte es nicht die Schmach erleben müssen, seine Eltern in Armut versunken anzutreffen.

Als Jan so weit gegangen war, daß er von den Fenstern des Bauernhauses nicht mehr gesehen werden konnte, kam ihm eine Frau entgegen. Es dämmerte bereits, aber Jan sah doch sofort, daß es die Bäuerin von Falla war. Nicht die neue, die Frau von Lars Gunnarsson, sondern die alte, die richtige Mutter in Falla.

Sie war in einen großen Schal gehüllt, der ihr bis zum Kleidersaum hinunterreichte. Nie vorher hatte Jan sie so warm eingehüllt gesehen, und er fragte sich, ob sie wohl krank sei. Sie hatte in der letzten Zeit immer recht

schlecht ausgesehen. Als im Frühjahr Erik in Falla gestorben war, hatte sie noch kein weißes Haar gehabt, und jetzt, kaum ein halbes Jahr später, war kaum mehr ein schwarzes auf ihrem Kopfe zu entdecken.

Sie blieb stehen und grüßte, und dann kamen die beiden miteinander ins Gespräch. Sie sagte zwar nicht gerade heraus, sie sei einzig und allein ausgegangen, um auf ihn zu warten, aber Jan fühlte sofort, daß dies der Fall war. Da stieg gleich der Gedanke in ihm auf, sie werde über Klara Gulla mit ihm reden wollen, und er war recht verdutzt, als sie von etwas ganz anderem anfing.

„Sagt mal, Jan, könnt Ihr Euch an den alten Besitzer von Falla erinnern, an meinen Vater, dem der Hof gehörte, ehe er an Erik kam?" fragte sie.

„Natürlich kann ich mich an ihn erinnern," antwortete Jan. „Ich war doch schon mindestens zwölf Jahr alt, als er starb."

„Er hat einen guten Schwiegersohn bekommen," sagte die alte Bäuerin.

„Ja, das ist gewiß wahr," bekräftigte Jan.

Darauf schwieg die Alte eine Weile, und dann seufzte sie erst ein paarmal, ehe sie wieder zu sprechen anfing.

„Ich wollt' Euch gern in einer Sache um Rat fragen, Jan. Ihr seid ja keiner von denen, die in alle Welt ausposaunen, was man ihnen sagt."

„Ach nein, ich kann schweigen."

„Ja, das weiß ich, ich hab's schon lang gemerkt."

Jan wurde wieder voll Erwartung. Es wäre ja gar nicht unnatürlich, wenn sich Klara Gulla an die alte Mutter in Falla gewendet und sie gebeten hätte, ihren Eltern das große Glück, das ihr widerfahren war, mitzuteilen.

Der alte Netzstricker war kurz nach der Unterredung, die durch seine Schwiegertochter abgebrochen worden war, in ein Gichtfieber verfallen und seither so elend gewesen, daß Jan mehrere Wochen lang nicht mit ihm hatte reden können. Jetzt war er zwar wieder auf, aber schwach war er immer noch, und das schlimmste war, er hatte durch seine Krankheit offenbar das Gedächtnis verloren. Jan hatte gewartet und gewartet, ob er von selbst etwas von

Klara Gullas Brief sagen werde, als dies aber nicht geschah und er auch keine Andeutungen verstehen wollte, hatte Jan ihn gerade heraus gefragt.

Und da hatte der Alte behauptet, er habe keinen Brief erhalten. Er hatte sogar die Tischlade aufgezogen und den Deckel der Kleidertruhe aufgeschlagen, um Jan zu zeigen, daß kein Brief vorhanden sei.

Nun, er hatte natürlich vergessen, wo er den Brief hingetan hatte. Und da wäre es ja gar kein Wunder, wenn sich das kleine Mädchen jetzt an die alte Mutter in Falla gewendet hätte. Es war nur schade, daß sie das nicht gleich von Anfang an getan hatte.

Die alte Mutter in Falla hatte eine lange Weile schweigend und zweifelnd dagestanden, und Jan war inzwischen seiner Sache immer sicherer geworden; es fiel ihm deshalb schwer, ihr zu folgen, als sie nun doch wieder von ihrem Vater anfing.

„Als mein Vater auf dem Totenbette lag, ließ er Erik kommen und dankte ihm, weil er immer so gut gegen ihn gewesen sei, obgleich er seit vielen Jahren vor Schwäche nichts mehr habe nützen können. — ‚Denkt doch nicht daran, Vater,‘ hatte Erik gesagt. ‚Wir freuen uns nur, je länger Ihr noch bei uns bleibt.‘ Ja, das hat er gesagt, und es ist auch seine ehrliche Meinung gewesen," versicherte die Mutter auf Falla.

„Ja, das ist gewiß wahr," erwiderte Jan. „Erik ist kein Heuchler gewesen."

„Wartet ein wenig, Jan! Wir wollen einstweilen nur von dem Alten reden," sagte die Bäuerin. „Erinnert Ihr Euch an den langen Stock mit dem silbernen Knopf, den mein Vater zu tragen pflegte?"

„Ja, und auch an die hohe Mütze, die er aufsetzte, wenn er zur Kirche ging."

„Was, Ihr könnt Euch auch noch an die Mütze erinnern? Wißt Ihr, was mein Vater tat, als er auf dem Totenbette lag? Er ließ mich die Mütze und den Stock holen und gab Erik beides. — ‚Ich könnte dir wohl was geben, was einen größeren Geldwert hätte‘ sagte er. ‚Aber ich schenk' dir diese beiden Stücke, weil es eine größere Ehre für dich ist, wenn du diese bekommst, die jedermann kennt und von denen jedermann weiß, daß ich sie ge=

braucht habe. Das ist ein gutes Zeugnis für dich,' sagte mein Vater."

„Ja, das ist sicher und gewiß, und wohlverdient waren sie auch," pflichtete Jan bei.

Aber als Jan diese Worte sagte, merkte er, wie eigentümlich die Mutter in Falla den Schal um sich zog. Ohne Zweifel hatte sie etwas darunter versteckt, und das konnte wohl etwas sein, was Klara Gulla geschickt hatte. Nun, mit der Zeit würde sie auch darauf kommen, er mußte noch warten, dieses Gerede von ihrem Vater war nur der Übergang.

„Ich hab' das meinen Kindern oft erzählt und Lars Gunnarsson auch," begann die Bäuerin in Falla wieder. „Als nun im Frühjahr Erik krank lag, werden wohl Lars und Anna erwartet haben, Lars werde an sein Bett gerufen, wie Erik einst an das meines Vaters. Ich hatte die Sachen hervorgeholt, damit sie zur Hand seien, im Fall er sie Lars geben wolle. Aber er hat mit keinem Gedanken daran gedacht."

Die Stimme der Bäuerin bebte bei diesen Worten, und als sie wieder anfing zu reden, kamen die Worte ängstlich und zögernd heraus.

„Ich hab' ihn einmal gefragt, als wir allein waren, wie er's gehalten haben wolle, und da sagte er, ich könne nach seinem Tode Lars die Sachen geben, wenn ich wolle. Er sei nicht mehr imstande, viel zu reden, sagte er."

Mit diesen Worten schlug die alte Mutter in Falla ihr großes Umschlagetuch zurück, und jetzt sah Jan, daß sie einen ungewöhnlich langen Stock mit großem silbernen Knopf darunter verborgen hielt.

„Es gibt Worte, die zu schwer zum Aussprechen sind," sagte sie mit großem Ernst. „Wenn's Euch recht ist, so antwortet mir darum nur mit einem Zeichen. Jan, kann ich diese Sachen Lars Gunnarsson geben?"

Jan wich betreten einen Schritt zurück. Hier handelte es sich um etwas, an das er schon längst nicht mehr gedacht hatte. Es schien schon so unendlich lange her, seit Erik in Falla gestorben war, so lange, daß er sich kaum mehr daran erinnern konnte, wie es damals gegangen war.

„Ihr versteht mich, Jan, ich will nichts weiter wissen,

als ob Lars den Stock und die Mütze mit demselben Recht in Besitz nehmen kann wie einst Erik. Ihr müßt's wissen, Ihr seid ja mit ihm im Walde gewesen."

„Es wär' sehr schön für mich, wenn ich sie Lars geben könnte," fuhr sie fort, als Jan immer noch schwieg. Ich glaub' auch, ich hätt's nachher zu Hause bei den jungen Leuten besser."

Die Stimme versagte ihr noch einmal, und Jan fing an zu begreifen, warum sie so alt geworden war. Er selbst war ja ganz erfüllt von andern Gedanken, deshalb kamen ihm die alten Rachegedanken gegen den neuen Bauer gar nicht mehr in den Sinn.

„Es ist am besten, friedfertig und versöhnlich zu sein," sagte er. „Damit kommt man am weitesten."

Die alte Frau tat einen tiefen Atemzug.

„So, das ist Eure Meinung!" sagte sie. „Dann verhält's sich so, wie ich mir gedacht habe."

Sie richtete sich hoch auf, so daß sie plötzlich unheimlich groß erschien, und fuhr dann fort:

„Ich will nicht fragen, wie's zugegangen ist. Für mich ist's am besten, wenn ich nichts weiß. Aber das eine ist sicher, Lars Gunnarsson soll meines Vaters Stock niemals in die Hand bekommen."

Schon hatte sie sich zum Gehen gewandt, da blieb sie noch einmal stehen.

„Hört, Jan!" sagte sie. „Nehmt Ihr den Stock und die Mütze. Ich möcht' die Sachen in guten und treuen Händen wissen. Ich wage nicht, sie wieder mit nach Hause zu nehmen, denn ich könnt' gezwungen werden, sie Lars zu geben. Nehmt sie als Andenken an Euern alten Herrn, der es immer gut mit Euch gemeint hat."

Hoch und stolz aufgerichtet ging die Bäuerin ihres Weges, und Jan stand da und hielt die Mütze und den Stock in der Hand.

Er konnte nicht recht begreifen, wie alles zugegangen war. Eine so große Ehre hätte er niemals erwarten können. Sollten diese Erbkleinode nun wirklich ihm gehören?

Allein mit einem Male fand er eine Erklärung. Dahinter steckte Klara Gulla. Die Bäuerin von Falla wußte, daß er nun bald sehr erhöht werden würde, und so er-

achtete sie nichts mehr zu gut für ihn. Ja, und wenn der ganze Stock von Silber und die Mütze von Gold gewesen wäre, dann hätten sie sich vielleicht für Klara Gullas Vater noch besser geschickt.

In Seide

Es kam immer kein Brief von Klara Gulla, weder an ihren Vater, noch an ihre Mutter; aber das schadete ja auch nicht so viel; Jan wußte ja, sie schwieg jetzt nur, um ihre Eltern noch mehr zu erfreuen und zu überraschen, wenn die Zeit gekommen war, die große Neuigkeit zu verkünden.

Aber auf alle Fälle war es gut für Jan, daß es ihm gelungen war, ihr ein wenig in die Karten zu sehen, denn sonst hätte er sich leicht von anderen Menschen, die meinten, mehr von Klara Gullas Tun und Treiben zu wissen als er, der eigene Vater, betrügen lassen können.

Um nur ein Beispiel zu geben, könnte man von Katrines Kirchgang erzählen.

Am ersten Adventsonntag war Katrine in die Kirche gegangen, und als sie zurückkam, war sie sehr verängstigt und niedergedrückt.

Sie hatte einige junge Burschen bemerkt, die von Stockholm zurückgekommen waren, wo sie im Herbst als Maurer gearbeitet hatten, und die jetzt mit andern jungen Leuten, Burschen und Mädchen schwatzten.

Als Katrine diese jungen Leute sah, hatte sie gedacht, sie könne vielleicht durch sie etwas von Klara Gulla erfahren, und war hingegangen, um sie nach ihr zu fragen.

Sicherlich waren sie eben dabei, recht lustige Geschichten zu erzählen; die Burschen wenigstens lachten überlaut, was Katrine für sehr unpassend hielt, wo sie doch so nahe an der Kirchtür standen. Und sie kamen augenscheinlich selbst zur Besinnung, denn als Katrine näher kam, stießen sie einander an und verstummten.

Sie konnte nur noch ein paar Worte hören, die ein Bursche sprach, der ihr den Rücken drehte und der sie darum nicht hatte kommen sehen.

„Denkt nur, sie war in Seide gekleidet!“

Im selben Augenblick bekam er aber einen so starken Stoß von einem der Mädchen, daß er jäh verstummte. Er sah sich um und wurde dunkelrot, als er Katrine bemerkte, die dicht hinter ihm stand. Aber gleich darauf warf er den Kopf auf und rief laut:

„Was willst du denn? Warum soll ich nicht erzählen, daß die Königin in Seide gekleidet war?“

Als er diese Worte gesagt hatte, fingen alle die jungen Leute noch lauter denn vorher zu lachen an. Katrine ging an ihnen vorbei und kam nicht dazu, sie irgend etwas zu fragen.

Sie kam von der Kirche so bekümmert nach Hause, daß Jan nahe daran war, ihr zu erzählen, wie es sich in der Tat und in Wahrheit mit Klara Gulla verhielt; aber er besann sich doch noch eines andern und bat sie nur, ihm noch einmal zu wiederholen, was die Burschen von der Königin gesagt hatten.

Das tat sie auch.

„Aber sie haben es natürlich nur gesagt, um die Sache vor mir zu vertuschen,“ fügte sie hinzu.

Jan gab keine Antwort; aber er konnte es nicht lassen, er mußte den Mund zu einem Lächeln verziehen.

„An was denkst du denn?“ fragte Katrine. „Du machst seit einigen Tagen ein so merkwürdiges Gesicht. Du kannst doch gewiß nicht das schon lange wissen, was sie gemeint haben?“

„Nein, das weiß ich allerdings nicht,“ sagte Jan. „Aber so viel Zutrauen dürfen wir doch zu dem kleinen Mädchen haben, meine gute Katrine, daß sicherlich alles so steht, wie sich's gehört.“

„Aber ich hab' so Angst — — —“

„Sie dürfen gar nicht davon reden, und ich darf's auch noch nicht,“ unterbrach sie Jan. „Klara Gulla selbst hat sie gebeten, uns nichts davon zu sagen, wir aber, wir sollen still sein und warten, Katrine, und das wollen wir auch.“

Sterne

Als das kleine Mädchen von Skrolycka nahezu acht Monate von Hause weg war, kam eines schönen Tages die „närrische Ingeborg“ auf die Scheune in Falla zugestapft, in der Jan beim Dreschen beschäftigt war.

Die närrische Ingeborg war Jans Geschwisterkind, aber er sah sie nur selten, weil sie sich vor Katrine fürchtete. Sicherlich suchte sie ihn jetzt mitten in der Arbeitszeit hier in der Scheune auf, um nicht mit Katrine zusammentreffen zu müssen.

Jan war nicht erfreut, als er Ingeborg sah. Sie war zwar nicht geradezu verrückt, aber sie war auch nicht ganz zurechnungsfähig, und sie hatte ein entsetzliches Mundwerk. Deshalb schwang Jan seinen Dreschflegel weiter wie vorher und tat, als sähe er sie nicht.

„Hör auf mit deinem Dreschen!“ sagte sie. „Dann will ich dir erzählen, was mir heute nacht von dir geträumt hat.“

„Komm lieber ein andermal wieder, Ingeborg,“ erwiderte Jan. „Sobald Lars Gunnarsson hört, daß ich nicht mehr dresche, kommt er her und sieht nach, was los sei.“

„Ich will ganz schnell machen, ganz schnell!“ sagte die närrische Ingeborg. „Du weißt doch noch, daß ich zu Hause von uns Schwestern die gescheiteste gewesen bin. Ja, die andern waren in jeder Beziehung nichts nutz, mit ihnen kann man wahrhaftig nicht prahlen.“

„Du wolltest mir ja deinen Traum erzählen,“ erinnerte sie Jan.

„Gleich, gleich, nur keine Angst! Ich verstehe, ich verstehe! Strenger neuer Herr in Falla, strenger neuer Herr. Aber hab nur meinetwegen keine Angst. Meinetwegen wirst du keine Schelte bekommen. Es hat keine Not, wenn man's mit einer zu tun hat, die so klug ist wie ich.“

Jan hätte gern gehört, was sie von ihm geträumt haben könnte, denn so sicher er sich auch in seinen großen Hoffnungen fühlte, so schaute er sich doch nach allen Seiten nach Bestätigung um. Aber nun war die närrische

Ingeborg schon wieder auf dem Pfade ihrer eigenen Gedanken, und da war sie nicht leicht aufzuhalten.

Sie trat dicht auf Jan zu, beugte bei jedem Satz den Oberkörper vor, zwinkerte mit den Augen, schüttelte den Kopf und schwatzte, schwatzte; wie ein Wasserfall stürzten ihr die Worte aus dem Munde.

„Nur keine Angst, Jan, nur keine Angst"! sagte sie. „Würd' ich hier stehen bleiben und mit einem, der in Falla dreschen soll, schwatzen, wenn ich nicht wüßte, daß der Bauer in den Wald gegangen ist und die Bäuerin in die Stadt, um Butter zu verkaufen? Habt sie allezeit vor Augen, steht im Katechismus. Das ist mein Spruch. Ich hüte mich zu kommen, wenn sie mich sehen könnten."

„Geh aus dem Weg, Ingeborg!" mahnte Jan. „Sonst könnt ich dich mit dem Dreschflegel treffen."

„Denk nur daran, wie ihr Jungen mich früher geschlagen habt," sagte sie. „Und Schläge bekomme ich auch heutigentages noch. Aber in der Christenlehre, wenn man abgefragt wurde, da weiß ich eine, die antworten konnte. ‚Mit Ingeborg kann's niemand aufnehmen,' sagt der Propst. ‚Sie kann ihre Aufgabe.' — O, ich bin sehr gut Freund mit den kleinen Fräulein von Lövdala. Ich sag ihnen den Katechismus her, die Fragen und die Antworten, von Anfang bis zu Ende. Denk mal, ein so gutes Gedächtnis hab' ich! Ich kann die Bibel und das Gesangbuch und alle Predigten des Propstes auswendig. Soll ich dir etwas aufsagen oder soll ich dir lieber einen Liedervers vorsingen?"

Jetzt gab Jan keine Antwort mehr; er fing wieder an zu dreschen.

Sie aber ging deshalb noch lange nicht. Sie setzte sich auf ein Strohbündel, sang erst ein Gesangbuchlied von ungefähr zehn Versen und sagte dann einige Kapitel aus der Bibel auf. Schließlich ging sie ohne Abschied ihres Weges und blieb eine lange Weile weg. Aber plötzlich stand sie wieder unter der Scheunentür.

„Still jetzt, still jetzt!" sagte sie. „Jetzt darf nur noch das Nötigste gesagt werden. Aber still, nur still!"

Sie streckte dabei den Zeigefinger in die Höhe, hielt den Oberkörper ganz ruhig und starrte mit weitgeöffneten Augen geradeaus.

„Keine andern Gedanken, keine andern Gedanken!" fuhr sie fort. „Wir bleiben bei der Sache. Hör jetzt auf mit dem Dreschen!"

Sie wartete so lange, bis Jan ihr gehorchte.

„Du bist heut nacht im Traum zu mir gekommen, und ich hab gesagt: ‚Bist du das, Jan aus Askedalarna?' — ‚Nein,' hast du gesagt, ‚ich heiß jetzt Jan aus dem Sehnsuchtstal.' — ‚So, dann sei mir willkommen,' hab ich gesagt. ‚Dort hab ich mein Leben lang gewohnt.'"

Damit verschwand die närrische Ingeborg von der Scheunentür. Jan verwunderte sich über ihre Worte. Er begann nicht gleich wieder mit seiner Arbeit, sondern stand da und grübelte.

Aber nach wenigen Augenblicken stand Ingeborg wieder da.

„Jetzt weiß ich wieder, weshalb ich hergekommen bin. Ich will dir meine Sterne zeigen."

Sie hatte ein Körbchen am Arm hängen, das in ein Tuch eingeknotet war. Während sie sich mühte, den Knoten aufzubinden, schwatzte sie unaufhörlich.

„Das da sind richtige Sterne," sagte sie. „Wenn jemand im Sehnsuchtstal wohnt, da begnügt er sich nicht mehr mit irdischen Dingen, sondern er muß hinaus und nach Sternen suchen. Er kann nicht anders. Du mußt jetzt auch hinaus und Sterne suchen, ja, du auch."

„Ach nein, Ingeborg," versetzte Jan. „Weißt du, ich halt' mich mehr an das, was auf der Erde ist."

„Still, still!" rief die närrische Ingeborg. „Meinst du, ich sei so verrückt, daß ich nach den Sternen strebe, die am Himmel stehen? Ich suche nur nach denen, die heruntergefallen sind. Ich bin doch wahrhaftig ein vernünftiger Mensch!"

Sie öffnete ihren Korb, und Jan sah, daß er mit Sternen aller Art gefüllt war, die sie wohl auf den Herrenhöfen zusammengebettelt hatte. Es waren Sterne von Zinn und Papier und Glas, wie sie zum Schmuck der Weihnachtsbäume und allerlei Zuckerwerk verwendet werden.

„Das sind richtige Sterne," sagte sie. „Die sind vom Himmel herniedergefallen. Du bist der einzige, der sie

hat sehen dürfen, und du sollst auch einige davon bekommen, wenn du sie brauchst."

„Ich dank' dir, Ingeborg," erwiderte Jan. „Wenn die Zeit kommt, wo ich Sterne nötig habe, und das kann bald sein, so werd' ich wohl nicht dich darum zu bitten brauchen."

Jetzt ging sie endlich wirklich, aber es währte eine Weile, bis Jan wieder zu dreschen anhub.

Jawohl, auch das war ein Fingerzeig. Nicht, als ob solch eine arme Törin wie Ingeborg etwas von Klara Gullas Tun und Treiben hätte wissen können; aber sie fühlte es in der Luft, wenn etwas Merkwürdiges geschehen sollte. Sie sah und hörte Dinge, von denen kluge Leute keine Ahnung hatten.

In Erwartung

Ingenieur Boräus auf Borg machte beinahe jeden Morgen einen Spaziergang an den Landungssteg hinunter, um das Dampfschiff ankommen zu sehen, und das war kein Wunder. Er hatte nur einen kurzen Weg durch das schöne Tannengehölz zurückzulegen, und es war beinahe immer jemand auf dem Schiff, mit dem er einige Worte austauschen konnte; das brachte eine kleine Abwechselung in die Einförmigkeit des Landlebens.

Gerade am Rande des Gehölzes, wo der Weg steil zum Landungssteg hinunterführte, ragten einige große nackte Steinblöcke aus der Erde hervor, und gar oft ließen sich die Leute, die von weit her kamen und auf das Schiff warteten, auf diesen Steinen nieder. Am Landungssteg von Borg gab es immer viele Wartende, denn man war nie ganz sicher, wann das Schiff ankam. Vor zwölf Uhr kam es allerdings selten; aber man war eben doch nicht vollkommen sicher, ob es nicht doch schon um elf Uhr an der Lände eintraf. Ganz unmöglich war es allerdings auch nicht, daß es ein Uhr oder gar zwei Uhr wurde, bis es dahergefahren kam; wer also ganz sicher gehen wollte und sich schon um zehn Uhr an dem Steg einfand, der konnte möglicherweise den ganzen Vormittag dort sitzen müssen.

Ingenieur Boräus hatte von seinem Fenster in Borg eine prächtige Aussicht über den Löfven. Er sah, wann das Dampfboot hinter der Landzunge vorkam, und ließ sich immer erst zur rechten Zeit am Landungssteg sehen. Er selbst brauchte also niemals auf den Wartesteinen Platz zu nehmen und warf denen, die dort saßen, nur im Vorbeigehen einen raschen Blick zu.

Aber eines Sommers konnte er nicht umhin, einen kleinen Mann zu bemerken, der mild und freundlich aussah und jeden Tag dort wartend saß. Stets saß er ruhig da und sah gleichgültig drein, bis das Dampfboot sichtbar wurde. Dann sprang er auf, und sein Gesicht leuchtete vor Freude. Er eilte das Ufer hinunter und stellte sich ganz vorne am Landungssteg auf, als ob er mit Sicherheit jemand erwarte. Aber es kam niemals jemand. Wenn das Schiff abfuhr, stand er wieder so allein da wie vorher.

Dann war die Freude aus seinem Gesicht verschwunden, und wenn er sich auf den Heimweg machte, sah er alt und müde aus. Man mußte beinahe fürchten, er habe nicht mehr die Kraft, das steile Ufer hinaufzusteigen.

Ingenieur Boräus kannte den Mann nicht; aber eines schönen Tages, als er ihn wieder dasitzen und auf den See hinausstarren sah, knüpfte er ein Gespräch mit ihm an. Bald hatte er erfahren, daß der Mann eine Tochter erwartete, die von Hause abwesend war und heute heimkommen sollte.

„Wißt Ihr denn ganz gewiß, daß sie heute kommt?" fragte der Ingenieur. „Ich habe Euch nun zwei Monate lang hier sitzen und warten sehen. Sie muß Euch doch schon öfter ungenauen Bescheid geschickt haben."

„Ach nein, das hat sie nicht getan," erwiderte der Mann sanftmütig. „Sie hat uns keinen unrichtigen Bescheid geschickt, gewiß nicht."

„Aber ums Himmels willen, was meint Ihr denn?" rief der Ingenieur etwas heftig, denn er war ein hitziger Herr. „Hier sitzt Ihr und wartet Tag für Tag, ohne daß sie gekommen wäre, und da soll sie Euch keinen falschen Bescheid geschickt haben!"

„Nein," sagte der kleine Mann und blickte mit seinen freundlichen hellen Augen dem Ingenieur ins Gesicht.

„Das hat sie gar nicht tun können. Sie hat uns überhaupt keinen Bescheid geschickt.“

„Habt Ihr denn keinen Brief von ihr erhalten?“ fragte der Ingenieur.

„Nein, wir haben seit dem ersten Oktober letzten Jahres keinen Brief erhalten.“

„Aber warum kommt Ihr dann herunter?“ fragte der Ingenieur verwundert. „Hier sitzt Ihr jeden Vormittag und habt Maulaffen feil. Könnt Ihr denn nur so von Eurer Arbeit davonlaufen?“

„Ach nein, das ist eigentlich nicht recht von mir,“ gab der Mann zu, lächelte jedoch dabei vor sich hin. „Aber die Sache wird nun schon wieder in Ordnung kommen.“

„Aber seid Ihr denn ein solcher Schafskopf, daß Ihr Euch ohne alle und jede Ursache hierhersetzt und wartet?“ rief Ingenieur Boräus ganz wütend. „Ihr gehört ins Narrenhaus.“

Der Mann gab keine Antwort. Er hatte die Arme um die Knie geschlungen und saß völlig gelassen da. Das Lächeln um seine Lippen wurde breiter und breiter, und von Sekunde zu Sekunde sah er siegesgewisser aus.

Der Ingenieur zuckte die Achseln und ließ ihn sitzen. Aber als er halbwegs drunten war, tat es ihm leid, und er kehrte zurück. Er hatte eine freundliche Miene aufgesetzt, alle Bitterkeit, die für gewöhnlich auf den strengen Zügen lag, war verschwunden, und er reichte dem Manne die Hand.

„Ich möchte Euch nur die Hand drücken,“ sagte er. „Bis jetzt hab' ich gemeint, hier im Dorfe sei ich der, der am meisten an Sehnsucht leidet, aber jetzt sehe ich, daß ich in Euch einen gefunden habe, der mir über ist.“

Die Kaiserin

Nun war das kleine Mädchen von Skrolycka schon zwölf Monate von Hause abwesend; aber Jan hatte noch mit keinem einzigen Wort verraten, daß er Bescheid wußte von allem Großen, das ihr widerfahren war. Er hatte sich fest vorgenommen, zu schweigen, bis sie selbst

zurückkommen würde. Wenn Klara Gulla gar nicht ahnte, daß er schon vorher etwas gewußt hatte, dann würde ihre Freude, die Eltern mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit zu überraschen, um so größer sein.

Aber hier auf dieser Welt geschieht mehr Unerwartetes als Erwartetes. Und es kam ein Tag, an dem Jan genötigt war, sein Schweigen zu brechen und davon zu reden, wie sich die Sache verhielt. Es war nicht um seiner selbst willen, nein, er hätte seine zerrissenen Kleider gerne noch weiter getragen und die Leute glauben lassen, er sei nichts als ein armer Häusler. Um des kleinen Mädchens selbst willen war er genötigt, das große Geheimnis zu offenbaren.

Eines Tages war er wieder unten am Landungssteg gewesen und hatte auf seine Tochter gewartet. Denn seht, er hatte es sich nicht versagen können, jeden Tag hinunter an die Landungsstelle zu gehen, um seiner Tochter Heimkunft mit anzusehen, und das konnte sie ihm doch auch nicht übelnehmen.

Das Dampfboot hatte eben angelegt, und er hatte gesehen, daß Klara Gulla wieder nicht darauf war. Er hatte allerdings geglaubt, nun könnte sie doch wohl mit allem fertig sein und sich auf den Heimweg machen; allein es waren wohl neue Hindernisse aufgetaucht, wie schon den ganzen Sommer hindurch. Wer so viel zu überwachen hatte, der konnte auch nicht leicht abkommen.

Aber es war doch recht schade, daß sie heute nicht kam, denn es waren ungewöhnlich viele von ihren alten Bekannten an der Landungsstelle. Jan sah den Reichstagsabgeordneten Karl Karlsson von Storvik und August Där Nol von Präßtrud. Der Schwiegersohn von Björn Hindriksson war auch da, und auch der alte Agrippa Präßtberg hatte sich eingefunden. Agrippa hatte immer einen Groll gegen das kleine Mädchen gehegt, seit sie ihn damals mit der Brille zum Besten gehabt hatte.

Jan konnte nicht umhin, sich zu sagen, wie schön es gewesen wäre, wenn Klara Gulla heute, wo Präßtberg sie hätte sehen können, in all ihrer Herrlichkeit auf dem Dampfschiff gestanden hätte.

Aber da sie nun einmal nicht darauf war, blieb ihm nichts anderes übrig als heimzugehen. Eben wollte er

den Landungssteg verlassen, als sich ihm der alte böse Greppa in den Weg stellte.

„So, du läufst deiner Tochter auch heut nach?" sagte Greppa.

Es ist ja am besten, einem solchen Kerl wie Greppa kein Wort zu erwidern, und Jan wich einfach zur Seite, um an ihm vorbeizukommen.

„Na ja, ich verwundere mich nicht, daß du gerne mit einer so feinen Dame, wie sie eine geworden zu sein scheint, zusammenkommen möchtest," sagte Greppa.

Doch nun kam August Där Nol auf Greppa losgestürzt und packte ihn am Arm, daß er schweigen solle.

Allein, Greppa wollte nicht nachgeben.

„Die ganze Gemeinde weiß es!" sagte er. „Da ist es allmählich Zeit, daß auch die Eltern erfahren, wie die Sachen stehen. Jan Andersson ist ein rechtschaffener Mann, obgleich er seine Tochter verzogen hat. Ich halt's nicht mehr aus, ihn eine Woche um die andere hier sitzen zu sehen und auf eine — — — zu warten."

Hier nannte er das kleine Mädchen von Skrolycka mit einem so abscheulichen Wort, daß Jan, ihr Vater, es niemals wiederholt haben würde, nicht einmal in seinen Gedanken.

Aber nun, wo ihm Agrippa dieses Wort mit lauter Stimme ins Gesicht geschleudert hatte, so daß alle Leute auf dem Landungssteg gehört haben mußten, was er gesagt hatte, brach sich all das Bahn, was er im Laufe des Jahres in Schweigen begraben hatte. Jetzt konnte er es nicht länger verborgen halten. Das kleine Mädchen mußte ihm vergeben, daß er es verriet.

Ohne Zorn oder Rachsucht sagte er das, was er zu sagen hatte. Es zuckte um seinen Mund, und er machte eine Handbewegung, als ob es unter seiner Würde sei, auf so etwas zu antworten.

„Wenn die Kaiserin kommt — — —"

„Die Kaiserin, was für eine Kaiserin?" kicherte Greppa höhnisch, als ob er noch nie etwas von des kleinen Mädchens Erhöhung gehört hätte.

Allein Jan von Skrolycka ließ sich nicht stören, sondern sprach mit derselben Gelassenheit weiter wie vorher.

„Wenn die Kaiserin Klara von Portugallien mit ihrer

goldenen Krone auf dem Kopf hier auf der Landungsbrücke steht und sieben Könige die Schleppe ihres Mantels tragen und sieben zahme Löwen zu ihren Füßen liegen und siebenundsiebzig Kriegsobersten mit gezogenen Schwertern vor ihr hergehen, dann wollen wir sehen, ob du ihr dann noch das ins Gesicht zu sagen wagst, Prästberg, was du heut zu mir gesagt hast."

Als er das gesagt hatte, blieb er einen Augenblick stehen, um den Schrecken, der sich auf allen Gesichtern malte, auszukosten. Dann drehte er sich um und ging seines Weges, aber selbstverständlich ohne irgendwie hochmütig zu tun.

Sobald er den Rücken gedreht hatte, entstand Lärm und Geschrei auf dem Landungssteg. Er kümmerte sich zuerst nicht darum, aber dann hörte er einen dumpfen Fall, und da mußte er zurücksehen.

Der alte Greppa lag zu Boden geschlagen auf der Brücke, und August Där Nol stand mit geballten Fäusten über ihm.

„Du hast sehr gut gewußt, du Schuft, daß er's nicht ertragen würde, die Wahrheit zu hören!" rief August. „Du kannst kein Herz im Leibe haben."

Soviel vernahm Jan von Skrolycka. Aber aller Streit und alle Händel waren ihm in den Tod zuwider, und so ging er weiter, ohne sich ins Spiel zu mischen.

Aber merkwürdig, als er allen Menschen weit aus den Augen war, überkam ihn heftiges Weinen. Er wußte sich nicht zu erklären, was das zu bedeuten haben sollte. Es waren gewiß Freudentränen darüber, daß er das Geheimnis hatte offenbaren dürfen. Es war ihm, als sei das kleine Mädchen jetzt zu ihm zurückgekommen.

Der Kaiser

Am ersten Sonntag im September bekam die in der Svartsjöer Kirche versammelte Gemeinde etwas zu sehen, über das sie sich höchlich verwundern mußte.

In der Svartsjöer Kirche ist ein großer, breiter Chor, der das ganze Langschiff quer abschneidet. Und in der

ersten Bank dieses Chors pflegten seit undenklichen Zeiten die vornehmen Herrschaften zu sitzen, die Herren links, die Frauen und Fräulein rechts.

Den andern Kirchenbesuchern war es durchaus nicht verboten, sich dorthin zu setzen, denn in der ganzen Kirche waren alle Plätze frei; aber natürlich wäre es einem armen Häusler niemals eingefallen, sich auf einer dieser Bänke niederzulassen.

Früher hatte sich Jan immer gefreut, wenn er die Herrschaften dort sitzen sah; sie kamen ihm gar so schön und vornehm vor. Und auch an diesem Sonntag im Anfang September hätte er nicht bestritten, daß der Hüttenbesitzer von Duvnäs, der Leutnant von Lövdala und der Ingenieur von Borg sehr stattliche Männer waren, die sich sehen lassen konnten. Aber was war das alles im Vergleich zu der Herrlichkeit, die die Leute nun zu schauen bekamen? Ein richtiger Kaiser, nein, ein solcher hatte doch wohl noch niemals auf den Herrschaftsbänken im Chor Platz genommen!

Aber jetzt, jetzt saß wirklich ein Mächtiger der Welt auf der ersten Bank! Ganz vorne auf dem äußersten Platz, da saß er, beide Hände auf einen langen Stock mit einem großen silbernen Knopf aufgestützt, auf dem Kopf eine hohe, grünlederne Mütze und auf der Brust zwei große wie Gold und Silber glänzende Ordenssterne.

Als die Orgel angestimmt wurde, erhob der Kaiser seine Stimme und sang. Denn ein Kaiser muß in der Kirche laut und deutlich singen, selbst wenn er den Ton nicht trifft und die Melodie nicht festhalten kann. Die Leute sind trotzdem froh, wenn sie ihn hören dürfen.

Die Herren, die neben dem Kaiser saßen, drehten sich zur Seite und sahen ihn einmal ums andere an; aber das war ja nicht zu verwundern, denn dies war sicher das erstemal, daß eine echte Hoheit unter ihnen Platz genommen hatte.

Die Mütze mußte er allerdings abnehmen, denn das tut sogar auch ein Kaiser, wenn er in die Kirche kommt; aber er behielt sie doch so lange wie möglich auf, damit die Leute sie nach Herzenslust betrachten konnten.

Auch von den Leuten, die im Schiff der Kirche saßen, drehten an diesem Sonntag viele den Kopf nach dem

Chor. Es war fast, als dächten sie mehr an ihn als an die Predigt.

Aber das mußte man ihnen verzeihen. Sie würden sich schon allmählich beruhigen, wenn sie sich erst an die Anwesenheit eines Kaisers in der Kirche gewöhnt hatten.

Sie waren vielleicht etwas erstaunt, ihn, den armen Jan, so erhöht zu sehen. Aber eines würden sie doch verstehen: der Vater einer Kaiserin mußte ja selbstverständlich selbst Kaiser werden; es konnte gar nicht anders sein.

Als Jan nach dem Gottesdienst auf den Kirchenplatz herauskam, gingen ihm gleich einige Leute entgegen; aber er konnte mit keinem auch nur ein Wort wechseln, denn der Küster Svartling kam sofort auf ihn zu, um ihn im Auftrag des Pfarrers in die Sakristei zu bitten.

Als Jan und der Küster in die Sakristei traten, saß der Pfarrer in einem hohen Lehnstuhl, mit dem Rücken nach der Tür, und war im eifrigen Gespräch mit dem Reichstagsabgeordneten Karl Karlsson. Der Pfarrer war über irgend etwas erregt und betrübt, das hörte man seiner Stimme an; es fehlte nicht viel, so hätte er geweint.

„Das sind zwei von den Seelen, die meiner Fürsorge anvertraut waren und die ich habe verloren gehen lassen," sagte er.

Der Reichtstagsabgeordnete versuchte den Pfarrer zu trösten.

„Aber an all dem Bösen, das in den großen Städten getrieben wird, hat der Herr Pfarrer doch keine Schuld," sagte er.

Doch der Pfarrer ließ sich nicht beruhigen. Er verbarg sein schönes junges Gesicht in den Händen und weinte.

„Nein, das hab ich allerdings nicht," sagte er. „Aber was hab' ich getan, um über das junge achtzehnjährige Mädchen zu wachen, das schutzlos in die Welt hinausgeworfen worden ist? Und was hab' ich getan, um ihren Vater zu trösten, dem diese Tochter das einzige war, für das er lebte?"

„Der Herr Pfarrer ist noch so neu in der Gemeinde," versetzte der Reichstagsabgeordnete. „Wenn hier von Verantwortlichkeit die Rede sein soll, so trifft der Vorwurf

uns andere, die wir mit den Verhältnissen bekannt waren, mehr als den Herrn Pfarrer. Aber wer hätte denken können, daß es so schlimm gehen würde? Die jungen Leute müssen ja in die Welt hinaus. Wir andern im Dorf sind auch einst so hinausgeworfen worden, und den meisten ist's bisher gut gegangen."

„Ach, lieber Gott, hilf mir, daß ich in der rechten Weise mit ihm rede!" flehte der Pfarrer. „Daß es mir gelinge, den entfliehenden Verstand festzuhalten."

Doch nun räusperte sich der Küster Svartling, der neben Jan stand, und der Pfarrer drehte sich um. Rasch stand er von seinem Stuhl auf und nahm Jans Hand in seine beiden Hände.

„Lieber Jan!" sagte er.

Der Pfarrer war von hoher Gestalt, mit blondem Haar und schönem Gesicht. Wenn er jemand entgegenkam mit seiner gütigen Stimme und den milden blauen Augen, aus denen echtes Mitgefühl leuchtete, war ihm nicht leicht zu widerstehen. Aber hier bei dieser Gelegenheit blieb Jan nichts anderes übrig, als ihn gleich von Anfang an zurechtzuweisen, und das tat er auch.

„Hier ist kein Jan mehr, mein guter Pfarrer, sondern jetzt steht hier der Kaiser Johannes von Portugallien, und mit dem, der ihm nicht seinen richtigen Namen geben will, mit dem hat er nichts mehr zu schaffen."

Danach gewährte Jan dem Pfarrer noch ein leichtes kaiserliches Kopfnicken zum Abschied, setzte seine Mütze auf und machte kehrt.

Und die drei, die in der Sakristei zurückblieben, sahen alle ganz verdutzt drein, als er die Tür aufmachte und davonging.

Dritter Teil

Das Kaiserlied

Auf dem bewaldeten Hügel über Loby war noch ein Stück der alten Fahrstraße erhalten, die früher von allen Fuhrwerken hatte benützt werden müssen, jetzt aber eingegangen war, weil sie sich über die verschiedensten Hügel und Berggipfel hinauf und hinunter schlängelte, anstatt sich an den Hängen hinzuziehen. Das jetzt noch befahrbare Stück war indes so steil, daß es von den Fuhrleuten gar nicht mehr benützt wurde, dagegen arbeiteten sich die Fußgänger zuweilen noch diese Strecke hinauf, weil sie einen guten Richtweg durch den Wald bildete.

Die Straße war an dieser Stelle noch ebenso breit wie eine richtige staatliche Landstraße, auch war sie noch mit schönem gelbem Kies bestreut, ja, sie schien sogar jetzt noch schöner als früher, weil sie keine Wagengeleise aufwies und nicht von Staub und Schmutz starrte.

Dem Wegrand entlang blühten auch heute noch Feldblumen der verschiedensten Art, Kälberkropf und Kuckuckskraut und Butterblumen leuchteten in üppiger Fülle. Aber die Gräben waren ausgefüllt, und eine ganze Reihe Tannen hatte sich da angesiedelt. Es waren lauter junge Tannen, alle gleich hoch und von der Wurzel bis zum Gipfel dicht mit Zweigen bewachsen. Ganz nah aneinandergedrückt, wie die Hecke eines Herrenhofes, umsäumten sie die Straße, aber nicht einer von den Zweigen war dürr oder ohne Nadeln. Alle hatten hellgrüne Spitzen von jungen Trieben, und aus allen Zweigen sang und klang es, und es schwirrte und summte ringsum wie von einer Schar Hummeln, die an einem schönen Sommertag, wenn die helle Sonne vom blauen Himmel herunterscheint, ihren Baß anstimmen.

Als Jan von Skrolycka an jenem Sonntag von der Kirche nach Hause wanderte, nachdem er sich zum ersten-

mal in seinem Kaiserstaat dort gezeigt hatte, nahm er den Weg über die alte Fahrstraße.

Es war ein sonnenwarmer Tag, und als er bergauf stieg, drang die Musik aus den Tannen ganz laut an sein Ohr. Darüber verwunderte er sich sehr; er meinte, die Tannen hätten noch niemals in dieser Weise gesungen, und dann kam ihm der Gedanke, er müßte doch eigentlich herausbringen, warum sie gerade heute so laut waren.

Da er keine Eile hatte, ließ er sich mitten unter ihnen auf den schönen Kiesweg nieder, legte den Stock neben sich, nahm die Mütze vom Kopf, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, und blieb dann mit gefalteten Händen ganz still und ruhig liegen, um zu lauschen.

Das Wetter war vollkommen klar, kein Lüftchen rührte sich, das alle die kleinen Instrumente in Bewegung gesetzt hätte. Nein, man konnte sich nichts anderes denken, als daß die Tannen ganz von selbst hier musizierten, um ihrer Freude Ausdruck zu verleihen, weil sie so jungfrisch waren, weil sie hier an der verlassenen Landstraße so schön und friedlich wachsen durften und weil sie noch so viele Jahre vor sich hatten, ehe es einem Menschen einfallen würde, sie zu fällen.

Aber selbst wenn es sich so verhielt, so war das immer noch keine Erklärung, warum die Bäume gerade an diesem Tag so laut musizierten.

Über alle diese guten Gaben konnten sie sich ja an jedem schönen Sommertag, den Gott gab, freuen, darum brauchten sie nicht gerade heute ein besonderes Konzert zu geben.

Jan saß ganz still auf der Landstraße und lauschte.

Wie schön war dieses Tannenrauschen, obgleich es immer in ein und demselben Ton weiterging, auch gar keine Pausen machte und keine Spur von Takt und Melodie zu erkennen war!

Ja, wonnig und gut war es hier auf dem Waldhügel, wahrlich, es war nicht verwunderlich, daß die Bäume sich froh und glücklich fühlten! Aber warum konnten denn die Tannen nicht besser musizieren, als sie es taten? Das war sehr sonderbar! Jan betrachtete ihre kleinen Zweige: jede ihrer schönen grünen Nadeln war wohlgeformt und saß an ihrem richtigen Platz. Er sog den

harzigen Duft ein, der ihnen entströmte. Die ganze Luft war mit Wohlgeruch erfüllt. Kein Kräutlein auf der Wiese, kein Blümlein am Haag war ohne würzigen Duft. Jan betrachtete aufmerksam die halb ausgewachsenen Tannenzapfen, deren Schuppen gar so kunstgerecht geordnet übereinanderlagen, um den Samen zu beschützen.

Ja, diese Bäume, die sich so gut auf ihre Sache verstanden, sie mußten doch eigentlich auch so musizieren können, daß man verstehen konnte, was sie damit wollten!

Aber es waren nur immer und immer wieder die gleichen Töne, immer dieselben. Jan wurde schläfrig, während er darauf lauschte.

Und er dachte: „Es wäre vielleicht gar nicht so dumm, wenn ich mich hier auf den schönen reinen Kiesweg ausstreckte und mir ein kleines Schläfchen gönnte!"

Aber wart einmal! Was war denn das? Gerade als er den Kopf auf die Erde legte und eben die Augen geschlossen hatte, war ihm, als hörte er etwas anderes. Jetzt kam plötzlich Takt und Melodie in die Musik.

Aha, alles bisher war nur ein Vorspiel gewesen, wie beim Orgelspiel in der Kirche, ehe das Lied beginnt! Und siehe, jetzt kamen auch Worte dazu, Worte, die Jan verstehen konnte.

Ja, ja, das war es, was er die ganze Zeit über gefühlt hatte, obgleich er sich's nicht einmal in Gedanken hätte zugestehen wollen. Die Bäume wußten alles, was geschehen war, ja, auch sie wußten es! Seinetwegen, einzig und allein seinetwegen hatten sie schon gleich, als er hierherkam, so laut musiziert.

Und jetzt sangen sie auch um ihn her; er konnte sich nicht täuschen. Jetzt, wo sie glaubten, er schlafe, sangen sie. Er sollte vielleicht nicht hören, wie sie ihn feierten.

Ein solches Lied, ein solcher Gesang! Jan lag mit geschlossenen Augen ganz ruhig da, aber er hörte darum um so besser. Kein noch so leiser Ton entging ihm.

Als die ersten Verse zu Ende waren, kam ein Zwischenspiel ohne Worte, und gerade das war das Herrlichste.

Ja, das war Musik! Nicht nur die kleinen jungen Bäume an der alten Fahrstraße, sondern der ganze Wald spielte mit. Orgeln, Trommeln, Trompeten erklangen.

Dazu Drosselflöten und Buchfinkenpfeifen, plätschernde Bäche und lockende Nixen, blaue Glockenblumen und dröhnend hackende Spechte, alles mischte sich darein.

Noch nie hatte Jan etwas so Großartiges gehört. Und noch nie in seinem Leben hatte er einer Musik so gelauscht. Sie setzte sich in seinen Ohren so fest, daß er sie nie wieder vergessen konnte.

Als das Lied zu Ende und der Wald wieder still geworden war, fuhr Jan wie aus einem Traum auf. Und dann sang er sofort das Lied, dieses Kaiserlied des Waldes, von Anfang bis zu Ende durch, damit es ihm ja nicht wieder aus dem Gedächtnis entschwände.

Dem Vater der Kaiserin
Ist es gar froh zu Sinn

Hier kam der Refrain; den hatte er zwar nicht ordentlich auffassen können, aber er sang ihn trotzdem, ungefähr so, wie er ihn zu hören vermeint hatte.

Die Zeitung hat's gesagt,
Östreich und Portugal,
Metz, Japan und sie all,
Bum, bum, bum rataplan,
Bum, bum!

Goldkronen sind seine Mützen,
Goldsäbel tragen die Schützen.
Die Zeitung hat's gesagt,
Östreich und Portugal,
Metz, Japan und sie all,
Bum, bum, bum rataplan,
Bum, bum!

Er mag nicht Rüben beißen,
Nur goldne Äpfel speisen.
Die Zeitung hat's gesagt,
Östreich und Portugal,
Metz, Japan und sie all,
Bum, bum, bum rataplan,
Bum, bum!

Wohin er auch mag gehen,
Gebückt Hofdamen stehen.
Die Zeitung hat's gesagt,
Östreich und Portugal,
Metz, Japan und sie all,
Bum, bum, bum rataplan,
Bum, bum!

Geht er im Wald spazieren,
Die Blätter jubilieren.
Die Zeitung hat's gesagt,
Östreich und Portugal,
Metz, Japan und sie all,
Bum, bum, bum rataplan,
Bum, bum!

Gerade dieses „bum bum" hatte großartiger geklungen als alles andere. Bei jedem Bum stieß er den Stock hart auf den Boden und ließ seine Stimme so tief und laut erschallen, wie nur möglich.

Er sang und sang, daß es im Walde widerhallte. Dieses Lied war geradezu wunderbar! Er wurde es nicht müde, es einmal ums andere von neuem anzustimmen.

Aber es war ja auch auf ganz ungewöhnliche Weise entstanden, und einen Beweis dafür, wie ganz ausgezeichnet dieses Lied war, sah Jan darin, daß dies das einzige Mal in seinem Leben war, wo es ihm geglückt war, eine Melodie im Ohr festzuhalten.

Der siebzehnte August

Als Jan von Skrolycka zum erstenmal an einem siebzehnten August zum Geburtstag von Leutnant Liljecrona nach Lövdala gegangen war, hatte sich ja der Besuch für ihn nicht so ehrenvoll gestaltet, wie er es sich gewünscht hatte. Er war auch seither nicht ein einziges Mal mehr hingegangen, obgleich er von denen, die dort gewesen waren, gehört hatte, der Geburtstag auf Lövdala werde mit jedem Jahr fröhlicher und festlicher begangen.

Aber jetzt nach der Erhöhung des kleinen Mädchens war ja alles anders bei ihm geworden. Jetzt war er überzeugt, Leutnant Liljecrona würde sich sehr enttäuscht fühlen, wenn ein so großer Mann wie der Kaiser Johannes von Portugallien ihm nicht die Ehre erwiese, ihm zu seinem Geburtstag seine Glückwünsche darzubringen.

Er legte also den Kaiserstaat an und machte sich auf den Weg. Aber er hütete sich wohl, gleich unter den ersten Gästen zu sein. Für ihn, den Kaiser, schickte es sich am besten, sich erst zu zeigen, wenn die vielen Gäste es

sich erst etwas gemütlich gemacht hatten und die Fröhlichkeit in Gang gekommen war.

Bei seinem ersten Besuch hatte sich Jan nicht weiter als in den Garten hinein und auf den Sandweg vor dem Hause gewagt, und er war auch nicht vorgetreten, um die Herrschaften zu begrüßen. Jetzt aber konnte keine Rede von einem so ungewandten Benehmen mehr sein. Jetzt steuerte er sofort geradenwegs auf die große Laube links von der Freitreppe zu, wo Leutnant Liljecrona inmitten einer ganzen Menge von vornehmen Gästen aus Svartsjö und auch aus andern Orten saß. Da trat er auf den Hausherrn zu, reichte ihm die Hand und wünschte ihm noch recht viele glückliche Jahre.

„Ach so, Jan, bist du auch unterwegs?" sagte Leutnant Liljecrona, und er schien ein wenig erstaunt zu sein. Eine solche Ehre hatte er wohl gar nicht erwartet, deshalb war ihm wohl auch Jans neue Würde nicht gleich gegenwärtig, und er hatte ihm den alten Namen gegeben.

Aber ein so guter Herr wie der Leutnant Liljecrona meinte nichts Böses damit, das wußte Jan wohl, und deshalb wies er den Herrn auch mit aller Sanftmut zurecht.

„Wir wollen's mit dem Herrn Leutnant nicht so genau nehmen, weil ja heut der Geburtstag ist," sagte er. „Im übrigen aber sollt' es mit allem Recht Kaiser Johannes von Portugallien heißen."

Jan hatte die Worte mit so sanfter Stimme gesagt, wie ihm nur möglich war; aber die andern Herren begannen trotzdem den Herrn Leutnant auszulachen, weil er sich so dumm benommen hatte, und diesen Verdruß hatte ihm Jan an seinem Geburtstag doch nicht bereiten wollen. Um die Sache rasch zu verwischen, wendete er sich deshalb schnell an die andern Herren.

„Guten Tag, guten Tag, meine guten Herren Generale und Bischöfe und Landräte!" sagte er laut und lüftete dabei die Mütze mit dem Schwung eines Kaisers.

Seine Absicht war, danach in dem Kreise herumzugehen und allen die Hand zu schütteln, wie es sich gehört, wenn man in Gesellschaft kommt.

Neben Leutnant Liljecrona saß ein kleiner dicker Herr in weißer Weste mit goldgesticktem Rockkragen und einem

Degen an der Seite. Als Jan zu diesem kam und ihn begrüßen wollte, reichte er Jan nicht die ganze Hand, sondern nur zwei Finger.

Er meinte vielleicht nichts Böses damit, aber seht, ein Mann wie der Kaiser Johannes von Portugallien wußte, daß man seiner Würde nichts vergeben darf.

„Du hast alle Ursache, mir die ganze Hand zu reichen, mein guter Bischof," sagte Jan, aber immer noch sehr freundlich, denn er wollte ja die Freude dieses Festtages durch seine Gegenwart nicht stören.

Aber ist es zu glauben, der Mann rümpfte die Nase.

„Ich habe wohl gehört, daß es dir nicht paßte, als dich Liljecrona bei deinem Namen nannte," sagte er. „Jetzt frag' ich mich indes, wie du dich unterstehen kannst, du zu mir zu sagen? Siehst du diese hier nicht?" fragte er und deutete zugleich auf drei ärmliche kleine Ordenssterne, die auf seinem Rock angebracht waren.

Wenn solche Worte fielen, dann war es Zeit für Jan, die Demut abzulegen. Darum rasch den Rock aufgerissen, daß die Weste deutlich sichtbar wurde, die vollbesetzt war mit großen, prächtigen, goldenen und silbernen Sternen!

Für gewöhnlich ging Jan mit fest zugeknöpftem Rock, denn seine Orden waren gar empfindlich, sie verloren leicht den Glanz und die Kanten stießen sich rasch ab. Die Leute wurden auch in der Gesellschaft mit so hohen Herren immer gleich verlegen, und Jan wollte sie nicht durch aufdringliches Zeigen seiner Pracht unnötig einschüchtern, jetzt aber mußten sie heraus ans Tageslicht.

„Sieh her, du!" sagte er. „La, la, la! So geht es dem, der prahlen will. Nichts als drei ärmliche Sterne, was will das heißen?"

Ha, da zeigte sich's! Jetzt bekam der Mann Respekt! Etwas trug wohl auch dazu bei, daß alle die andern Anwesenden, die wußten, wie es sich mit der Kaiserin und dem Kaisertum verhielt, über den kleinen dicken Mann in schallendes Gelächter ausbrachen und sich gar nicht wieder beruhigen wollten.

„Ei der tausend!" sagte der Mann, indem er aufstand und sich verneigte. „Ich sehe, ich habe doch wohl eine wirkliche Majestät vor mir. Und Eure Majestät verstehen es in der Tat, recht treffende Antworten zu geben."

Ja, so geht es, wenn man weiß, wie man mit den Leuten umgehen muß. Keiner von den Herren war nachher glücklicher, daß er sich mit dem Regenten von Portugallien unterhalten durfte, als gerade dieser kleine Herr, der zuerst so hochmütig gewesen war und ihm nur zwei Finger hatte geben wollen, wenn doch er, der Kaiser, ihm die ganze Hand gereicht hatte.

Daß nachher von denen, die in der Laube saßen, nicht ein einziger mehr dem Kaiser Johannes von Portugallien den ihm gebührenden Gruß verweigerte, braucht nicht noch besonders erwähnt zu werden. Nachdem die erste Bestürzung und Verlegenheit überstanden war und die vornehmen Herren allmählich merkten, daß mit Johannes trotz seiner Kaiserwürde nicht schwer zu verkehren war, ging es wie bei allen andern Leuten auch, sie konnten nicht genug bekommen an seiner Erzählung von der Erhöhung des kleinen Mädchens und ihrer baldigen Wiederkehr in das Heimatdorf.

Schließlich entspann sich ein so freundschaftliches Verhältnis zwischen Johannes und den Herren, daß er ihnen sogar das Lied vorsang, das er im Walde gelernt hatte. Möglicherweise bewies er ihnen dadurch eine allzu große Herablassung; aber wenn sie sich über jedes Wort, das er sagte, so unbändig freuten, konnte er ihnen das Vergnügen, ihn auch singen zu hören, doch wirklich nicht verweigern.

Aber als er nun die Stimme erhob und sang, ei der tausend, was gab es da für eine Aufregung! Da hatte er nicht mehr nur die alten Herren als Zuhörer, sondern nun kamen auch die alten Gräfinnen und Generalinnen herbei, die drinnen in der guten Stube auf dem Kanapee gesessen und feines Backwerk geschmaust hatten. Ja und sogar die jungen Barone und die gnädigen Fräulein, die im Ballsaal getanzt hatten, kamen herbeigeeilt, um Johannes singen zu hören. Sie stellten sich in einem dichten Kreis um ihn her, und aller Augen waren auf ihn gerichtet, wie es sein soll, wenn man Kaiser ist.

Ein solches Lied hatten alle hier Anwesenden natürlich noch nie gehört, und sobald Jan den letzten Vers gesungen hatte, baten sie ihn, wieder von vorne anzufangen. Er zierte sich zwar eine gute Weile, denn man darf ja

nicht zu entgegenkommend sein, aber sie gaben nicht nach mit Bitten, bis er ihnen willfahrte. Und als er dann an den Kehrreim kam, da sangen sie alle mit, und wenn das „bum, bum!" erklang, dann stampften die jungen Barone auf den Boden, während die gnädigen Fräulein mit den Händen den Takt dazu schlugen.

Ja, das war ein merkwürdiges Lied! Als Jan es nun wieder von vorne zu singen anfing und so viele prächtig gekleidete Menschen mitsangen und so viele junge schöne Mädchen ihm freundliche Blicke zuwarfen und so viele lustige junge Herren ihm nach jedem Vers Bravo zuriefen, da fühlte sich Johannes von Portugallien so schwindlig, wie wenn er getanzt hätte. Es war ihm, als nehme ihn etwas in seine Arme und hebe ihn hoch in die Luft empor.

Er verlor das Bewußtsein nicht, sondern wußte die ganze Zeit, daß er noch auf der Erde stand, aber gleichzeitig fühlte er, wie wonnig das war, so hoch steigen zu können, daß man über alle andern hinaufkam. Auf der einen Seite wurde er von der Ehre emporgetragen, auf der andern von der Herrlichkeit. Diese beiden nahmen ihn auf starke Schwingen und setzten ihn auf einen Kaiserthron, der hoch droben zwischen den roten Abendwolken schwebte.

Nur eines fehlte noch, nur eines! Ach, wenn doch die große Kaiserin, die kleine Klara Gulla von Skrolycka, auch hier dabei gewesen wäre!

Der Kaiser hatte diesen Gedanken kaum ausgedacht, als der ganze Hof wie von einem roten Schein umflossen schien. Und als er näher hinsah, siehe! da ging der Schein von einem rotgekleideten jungen Mädchen aus, das eben aus dem Hause getreten war und nun auf der Freitreppe stand.

Sie war von hoher Gestalt und hatte üppiges blondes Haar. Er konnte ihr zwar nicht ins Gesicht sehen, weil sie halb abgewendet stand, aber es konnte niemand anders sein als Klara Gulla.

Jetzt begriff Jan, warum er sich an diesem Abend so glückselig gefühlt hatte. Es war eine Vorahnung gewesen, daß sie in der Nähe war.

Da brach er mitten im Gesang ab, schob die ihm im

Wege stehenden Personen auf die Seite und lief aufs Wohnhaus zu.

Als er die unterste Stufe der Freitreppe erreichte, mußte er anhalten, sein Herz schlug so heftig, daß es ihm fast die Brust zersprengte.

Allmählich kehrten indes seine Kräfte zurück, und er konnte sich wieder bewegen. Langsam ging er aufwärts, Stufe um Stufe. Schließlich war er oben auf der Freitreppe, nun breitete er die Arme weit aus und flüsterte ihren Namen.

Da wendete sich das junge Mädchen um — — Und es war nicht Klara Gulla! Eine Fremde war's, die verwundert ihre Augen auf ihn richtete.

Jan brachte kein Wort über die Lippen, aber heiße Tränen liefen ihm die Wangen herab; er konnte sie nicht zurückhalten. Still stieg er die Treppe wieder hinunter, wendete sich fort von all der Freude und der Pracht und ging durch die Allee davon.

Die Leute riefen ihm nach. Sie wollten, er solle zurückkehren und ihnen vorsingen. Aber er hörte nicht auf sie. So rasch er konnte, eilte er in den Wald hinein, wo er sich mitsamt seinem Kummer verstecken konnte.

Jan und Katrine

Noch niemals hatte Jan in Skrolycka so viel zu denken und zu überlegen gehabt wie jetzt, wo er Kaiser geworden war.

Gleich zuerst, nachdem die große Erhöhung stattgefunden hatte, mußte er ja außerordentlich wachsam sein, damit nicht etwa der Hochmut von ihm Besitz ergriff. Er mußte sich immer wieder vorhalten, daß wir Menschen alle miteinander aus ein und demselben Stoff gemacht sind, daß wir alle von einem und demselben Elternpaar abstammen und daß wir alle schwach und sündig sind, daß also im Grunde der eine nichts, aber auch gar nichts vor den andern voraus hat. Sein ganzes Leben lang war es Jan höchst widerwärtig gewesen, wenn er sehen mußte, wie die Menschen sich übereinander zu

erheben suchten, und so wollte er es jetzt nicht auch machen. Aber er merkte wohl: für einen Mann, der so hoch erhoben worden war, daß es nun im ganzen Kirchspiel keinen einzigen Menschen seinesgleichen mehr gab, war es nicht so leicht, in der wahren Demut zu bleiben.

Aber er nahm sich natürlich ängstlich in acht, nichts zu tun oder zu sagen, wodurch sich die alten Freunde, die sich noch immer bei ihrem bisherigen harten Tagewerk plagten, übersehen oder zurückgesetzt hätten fühlen können. Wenn er sich jetzt, wie es seine Pflicht war, bei allen Gesellschaften und Festen, die im ganzen Bezirk gefeiert wurden, einfand, dann hielt er es fast fürs beste, gar kein Wort von dem laut werden zu lassen, was ihm widerfahren war. Zwar konnte er die andern nicht der Eifersucht beschuldigen, ach, weit entfernt! Aber jedenfalls sollten sie sich nicht gezwungen fühlen, Vergleiche anzustellen.

Und von solchen Männern wie Börje und dem Netzstricker durfte er auch nicht verlangen, daß sie ihm den Kaisertitel gaben. Solche alten Freunde mußten ihn Jan nennen dürfen, wie sie es von jeher getan hatten. Sie hätten es ja auch gar nicht gewagt, ihn anders anzureden.

Aber an wen Jan am meisten denken und bei wem er am vorsichtigsten sein mußte, das war natürlich seine alte Frau, die er daheim in der Hütte sitzen hatte. Es wäre eine sehr große Erleichterung und auch eine rechte Freude gewesen, wenn auch zu ihr eine Botschaft von der Erhöhung gekommen wäre; aber das war nicht geschehen, und sie war noch ganz dieselbe wie vorher.

Vielleicht war es auch gar nicht anders möglich. Klara Gulla verstand wohl, daß man aus Katrine nun und nimmer eine Kaiserin machen konnte. Man konnte sie sich unmöglich mit einem goldenen Stern im Haar vorstellen, wenn sie in die Kirche ging. Eher wäre sie zu Hause geblieben, als daß sie sich mit etwas anderem als mit dem gewöhnlichen schwarzseidenen Kopftuch gezeigt hätte.

Katrine sagte gerade heraus, sie wolle nichts davon hören, daß Klara Gulla Kaiserin geworden sei. Und Jan dachte, alles in allem genommen sei es vielleicht am besten, ihr in diesem Stücke zu willfahren.

Aber für den, der jeden Vormittag an die Schifflände hinunterging, wo er von allen, die auf das Schiff warteten, umgeben war und bei jedem Satz als Kaiser angeredet wurde, war es selbstverständlich nicht leicht, diese ganze Hoheit abzulegen, sobald er den Fuß über die Schwelle seines eigenen Hauses setzte. Nein, gar oft mußte er gegen die Versuchung ankämpfen, wenn er für Katrine Holz herbeischaffte oder Wasser holte und überdies von ihr Worte hören mußte, als sei es rückwärts mit einem gegangen anstatt vorwärts.

Und wenn sich Katrine damit begnügt hätte, so wäre es ja immer noch angegangen; aber sie beklagte sich auch, weil er nicht mehr wie früher seiner Arbeit nachgehen wollte. Aber wenn sie mit so etwas daherkam, stellte er sich vollständig taub. Er wußte ja, die Kaiserin von Portugallien würde ihm so viel Geld schicken, daß er es nie mehr nötig hatte, seine Arbeitskleider anzuziehen. Er hätte geradezu ein Unrecht gegen die Kaiserin von Portugallien begangen, wenn er Katrine in diesem Punkt nachgegeben hätte.

An einem Nachmittag der letzten Augusttage saß Jan auf der Stufe vor der Haustür und rauchte aus einer kleinen Pfeife, als aus dem Walde junge Stimmen an sein Ohr schlugen und er helle Kleider zwischen den Bäumen hervorschimmern sah.

Katrine war in das Birkenwäldchen gegangen, um Reisig zu einem Besen zu schneiden; aber ehe sie ging, hatte sie noch gesagt, von nun an würden sie es wohl anders einrichten müssen, sie werde nach Falla gehen und schoren, dann könne er ja daheim bleiben und das Essen kochen und die Kleider flicken, weil er jetzt zu vornehm geworden sei, um bei andern zu arbeiten.

Er hatte ihr kein Wort erwidert, aber ihre Reden waren ihm doch sehr nahe gegangen, und so war er recht froh, als jetzt seine Gedanken von etwas anderem in Anspruch genommen wurden. So rasch er konnte, holte er seine Kaisermütze und den Stock mit dem silbernen Knopf, und er kam gerade noch zur rechten Zeit bei der Gitterpforte an, als die jungen Mädchen vorbeigingen.

Es waren nicht weniger als fünf; die drei jungen

Fräulein von Lövdala waren dabei, und die andern waren wohl Fremde, die auf dem Herrenhof zu Besuch waren.

Jan schlug die Gitterpforte weit zurück und trat zu den jungen Mädchen hinaus.

„Guten Tag, meine geehrten Hoffräulein!“ sagte er und nahm dabei seine Mütze so tief ab, daß sie fast die Erde berührte.

Die Fräulein blieben stehen und sahen zuerst etwas schüchtern drein; aber er brachte sie bald über diese erste Verlegenheit weg.

Dann aber erklang ihr „guten Tag“ und „unser guter Kaiser“, und Jan sah deutlich, wie sehr sie sich über das Wiedersehen mit ihm freuten.

O nein, die jungen gnädigen Fräulein waren nicht wie Katrine und die andern Leute in Askedalarna. Sie hatten gar nichts dagegen, wenn er von der Kaiserin erzählte. Sie fragten auch gleich, wie es ihr gehe, und ob sie nicht bald zu Hause erwartet werden könnte.

Dann fragten sie auch, ob sie nicht ins Haus hineingehen dürften, um zu sehen, wie es da aussehe. Und das brauchte Jan ihnen nicht zu verweigern, denn Katrine hielt das Häuschen immer äußerst sauber und ordentlich, da konnte jedermann, wer es auch immer sein mochte, zu Besuch kommen.

Als die jungen Gutsbesitzerstöchter in die Stube traten, verwunderten sie sich ja wohl ein bißchen, daß die große Kaiserin in einem so kleinen Raume aufgewachsen war. Und sie meinten, früher sei es ja immerhin noch angegangen, weil sie da daran gewöhnt gewesen sei, aber wie solle es nun werden, wenn sie jetzt zurückkomme? Ob sie dann hier bei den Eltern wohnen oder wieder nach Portugallien zurückkehren werde?

Jan hatte dasselbe auch schon gedacht und sich auch gesagt, Klara Gulla könne natürlich nicht in Askedalarna wohnen bleiben, da sie ja ein ganzes Reich zu regieren habe.

„Ja, die Kaiserin wird wohl wieder nach Portugallien zurückkehren,“ antwortete Jan auf die Fragen der jungen Fräulein.

„Dann werdet Ihr sie wohl dahin begleiten?“ fragte eines der jungen Mädchen.

Jan fühlte deutlich, daß es ihm viel lieber gewesen wäre, wenn er nicht danach gefragt worden wäre. Er gab dem Fräulein deshalb auch nicht gleich Antwort; aber das junge Mädchen ließ nicht locker.

„Ihr wißt vielleicht noch nicht, wie es werden wird?" fragte sie wieder.

Doch, das wußte Jan schon; aber er war sich noch nicht klar darüber, wie die Leute seinen Entschluß aufnehmen würden. Sie würden diesen Entschluß vielleicht von einem Kaiser nicht ganz richtig finden.

„Nein, ich werde wohl daheim bleiben," sagte er nun. „Denn seht, ich kann Katrine nicht allein lassen, das geht nicht."

„Ach so, Katrine reist also nicht mit?"

„Nein, Katrine könnte wohl nicht dazu gebracht werden, ihr Haus zu verlassen. Und ich werde bei ihr bleiben. Seht, wenn man jemand Treue geschworen hat in Freud und Leid!"

„Ja, dieses Gelübde darf man nicht brechen, das verstehe ich sehr gut," sagte das gnädige Fräulein, das sich am eifrigsten nach allem erkundigt hatte. „Habt ihr es gehört, ihr andern?" rief sie den übrigen Fräulein zu. „Jan will seine Frau nicht verlassen, obgleich ihn die Herrlichkeit von ganz Portugallien lockt."

Und wie merkwürdig! Alle miteinander freuten sich über das, was er ausgesprochen hatte. Sie klopften ihm auf die Schulter und sagten, das sei recht von ihm. Das sei ein gutes Zeichen, sagten sie. Es sei noch nicht aus mit dem alten braven Jan Andersson in Skrolycka.

Jan verstand nicht recht, was sie damit meinen konnten. Aber sie freuten sich wohl, weil sie ihn ja dann im Dorfe behalten durften.

Dann verabschiedeten sich die Fräulein und gingen auch gleich darauf weiter. Sie sagten, sie seien auf dem Weg nach dem Duvnäser Hüttenwerk, wo heute Gesellschaft sei.

Aber siehe! sie waren kaum gegangen, da kam Katrine herein. Sie mußte dicht vor der Tür gestanden und gewartet haben. Sie hatte wohl nicht zu den fremden Gästen hereinkommen wollen; aber wie lange sie da draußen gestanden und wieviel sie von dem Gespräch mit angehört hatte, das konnte niemand wissen.

Aber wie es sich auch verhalten mochte, jedenfalls sah sie freundlicher und zufriedener aus, als es seit lange der Fall gewesen war.

„Du bist ein kompletter Narr," sagte sie. „Und ich möchte wissen, was andere Frauen sagen würden, wenn sie so einen Mann hätten. Aber es war doch gut von dir, daß du gesagt hast, du wollest mich nicht verlassen."

Das Begräbnis

Zwar war weder eine Botschaft noch eine Einladung für Jan Andersson in Skrolycka gekommen, daß er an Björn Hindrikssons Begräbnis in Loby teilnehmen sollte; nein, das war nicht geschehen, aber die Überlebenden konnten ja auch nicht recht wissen, ob er sich noch als Verwandter rechnen wollte, seit ihm so hohe Ehren zuteil geworden waren und er in solcher Pracht und Herrlichkeit lebte.

Sie meinten vielleicht auch, es würde ihnen schwerfallen, dies oder jenes umzuorgeln, was nötig wäre, wenn so ein Mann wie er zum Begräbnis käme.

Björn Hindrikssons nächste Verwandte würden selbstverständlich ganz vorne in dem Leichenzug fahren; aber für ihn, den Kaiser, müßte ja dann mit allem Recht dort Platz gemacht werden.

Sie konnten ja nicht wissen, wie wenig genau er es mit solchen Dingen, auf die andere so besonders viel Wert legen, nahm. Er war ja trotzdem der, der er war. Es fiel ihm nie ein, denen den Platz streitig machen zu wollen, die froh und beglückt waren, wenn sie bei einer Gesellschaft oben am Tische sitzen durften.

Um nicht Anlaß zu irgendeinem Ärgernis zu geben, ging er also am Morgen nicht in das Trauerhaus, bevor der Leichenzug dort abgefahren war, sondern wanderte geradenwegs nach der Kirche. Und erst als die Glocken läuteten und er sah, wie sich der lange Zug der Leidtragenden vor der Kirche aufstellte, trat er vor und nahm zwischen den anderen Verwandten Platz.

Das ganze Trauergefolge sah wie etwas bestürzt aus,

als er herzutrat; aber er war nun schon daran gewöhnt, daß die Leute von seiner Herablassung überrascht waren, das war also nichts, um sich daran aufzuhalten. Man hätte ihn sicherlich in die erste Reihe stellen wollen, aber dazu war jetzt keine Zeit mehr, denn der Zug hatte sich schon nach dem Grabe in Bewegung gesetzt.

Als das Begräbnis vorüber war und er mit den Leidtragenden in die Kirche ging und sich auch auf dieselbe Bank mit ihnen setzte, sahen sie abermals etwas verlegen aus. Aber sie kamen nicht so weit, irgendeine Bemerkung darüber zu machen, daß er ihretwegen den vornehmen Platz im Chor verlassen und sich hier heruntergesetzt habe.

Es hätte sich auch gerade jetzt, wo das erste Lied angestimmt wurde, nicht geschickt, Entschuldigungen vorzubringen.

Nach Schluß des Gottesdienstes, als die Gefährte, die den an dem Begräbnis Beteiligten gehörten, an der Kirche vorfuhren, ging Jan hin und setzte sich auf den großen Leiterwagen, auf dem der Sarg zur Kirche gefahren worden war. Jan wußte, der Wagen würde jetzt leer auf den Hof zurückfahren, und so nahm er also hier niemand den Platz weg.

Björn Hindrikssons Tochter und Schwiegersohn gingen wiederholt vorüber und sahen ihn an, während er da saß. Jan dachte, sie seien vielleicht bekümmert, weil sie ihm nicht einen Platz in einem der ersten Wagen anbieten konnten; aber er wollte ja gar nicht, daß seinetwegen irgendeine Verschiebung in der Anordnung eintreten sollte. Er war ja doch der, der er war.

Während er so von der Kirche wegfuhr, konnte er nicht umhin, daran zu denken, wie er und die kleine Klara Gulla damals nach dem Hofe gewandert waren, um die reichen Verwandten zu begrüßen. Ja, jetzt war es anders, jetzt war alles gerade umgekehrt. Wer war jetzt der Reiche und Angesehene? Wer war jetzt der, der den andern eine Ehre erwies, wenn er sie besuchte?

Bei der Ankunft im Trauerhause wurden die Gäste zum Ablegen in das große Wohnzimmer im Erdgeschoß geführt. Dann trat einer von Björn Hindrikssons Nachbarn, die, wie es Brauch und Sitte ist, dazu ausersehen waren, dem Leichenschmaus vorzustehen, herzu und bat

die vornehmsten unter den Gästen, in den oberen Stock hinaufzukommen, wo der Mittagstisch gedeckt war.

Es war eine recht verantwortungsvolle Aufgabe, die von den Gästen auszuwählen, die zuerst hinaufgehen sollten, denn bei so einem großen Begräbnis war es nicht möglich, für alle Gäste zugleich Platz am Tisch zu schaffen, sondern es mußte in verschiedenen Abteilungen hintereinander gegessen werden. Aber es waren viele da, die es für einen großen Beweis von Mißachtung angesehen hätten, den sie nie wieder verziehen haben würden, wenn sie nicht unter der ersten Abteilung gewesen wären.

Und was nun insbesondere den betraf, der zum Kaiser erhoben worden war, so konnte er ja in vielen Stücken Nachsicht üben, aber daß er mit der ersten Abteilung zu Tische gebeten würde, darauf mußte er durchaus bestehen. Sonst würden ja die Leute meinen, er sei sich seines Rechts, vor allen anderen zu kommen, gar nicht bewußt.

Aber so etwas geschah auch nicht, o nein, dazu war sicher keine Gefahr vorhanden, obgleich er nicht mit den allerersten in das obere Stockwerk gebeten worden war. Selbstverständlich würde er mit dem Pfarrer und den vornehmen Herrschaften zugleich zu Tische sitzen, darüber brauchte er sich nicht zu beunruhigen.

Still und allein saß er auf einer Bank, denn hier war natürlich niemand, der zu ihm kam und über die Kaiserin mit ihm reden wollte. Ein bißchen bedrückt fühlte er sich jetzt allmählich doch. Als er daheim fortgegangen war, hatte Katrine gesagt, er täte besser, nicht zum Begräbnis zu gehen, weil diese Hofbauernfamilie von so altem Geschlecht und so vornehm sei, daß sie sich weder vor König noch Kaiser verbeugte. Jetzt sah es wirklich aus, als sollte Katrine recht bekommen. Alte Bauern, die seit der Erschaffung der Welt auf einem und demselben Hofe sitzen, halten sich für vornehmer, als alle andern Hoheiten.

Es ging nicht so rasch, bis alle ausgesucht waren, die zu der ersten Abteilung der Tischgäste gehören sollten. Die Nachbarsleute, die an diesem Tage den Wirt und die Wirtin vorstellten, gingen lange umher und suchten nach den würdigsten; aber zu ihm, dem Kaiser, kamen sie nicht.

Neben Jan saßen zwei unverheiratete Frauenzimmer, die nicht die geringste Hoffnung hatten, jetzt schon gerufen zu werden, und die sich in aller Ruhe miteinander unterhielten. Sie sagten, wie merkwürdig es doch sei, daß Linnart Björnsson, Björn Hindrikssons Sohn, gerade noch zu rechter Zeit eingetroffen sei, um sich mit seinem Vater zu versöhnen.

Es hatte zwar keine eigentliche Feindschaft zwischen den beiden geherrscht, sondern die Sache verhielt sich folgendermaßen: Vor etwa dreißig Jahren, als Linnart im Anfang der Zwanziger stand und sich verheiraten wollte, hatte er seinen Vater gefragt, ob er ihm den Hof übergeben wolle, oder wie man es sonst einrichten solle, damit er, der Sohn, sein eigener Herr würde. Aber der alte Björn hatte ihm das eine und das andere rundweg abgeschlagen. Sein Wunsch war, der Sohn sollte wie früher daheimbleiben und erst, wenn der Alte einmal den Kopf zur ewigen Ruhe niederlegte, den Hof übernehmen.

Aber da hatte der Sohn eine offene Antwort gegeben. „Nein," hatte er gesagt, „ich will nicht hier daheim bleiben und Knecht unter dir sein, und wenn du auch mein Vater bist. Da will ich lieber in die Welt hinaus und mir meinen eigenen Herd gründen, denn ich muß ebensogut Herr sein wie du, sonst wäre es bald aus mit der Freundschaft zwischen uns."

Darauf hatte Björn Hindriksson geantwortet: „Die Freundschaft kann auch zu Ende sein, wenn du deine eigenen Wege gehst."

Alsdann war der Sohn in die großen Wälder gezogen, die nördlich und östlich vom Duvsee liegen, hatte sich dort mitten im schlimmsten Ödland niedergelassen und sich einen Hof urbar gemacht. Sein Eigentum lag im Broer Kirchspiel, und er zeigte sich nie mehr in Svartsjö. Seit dreißig Jahren hatten ihn die Eltern nicht ein einziges Mal mehr gesehen; aber siehe! am letzten Sonntag war er plötzlich daheim erschienen, gerade als der alte Björn im Sterben lag.

Dies erzählten die beiden Frauen, und da wurde es Jan recht froh zumut. Das waren gute Nachrichten. Am letzten Sonntag, als Katrine von der Kirche nach Hause gekommen war und berichtete, es werde mit Björn

Hindriksson bald zu Ende sein, hatte Jan gleich nach dem Sohn gefragt und hätte gerne gewußt, ob man nicht nach ihm geschickt hatte.

Aber das war nicht geschehen. Katrine hatte gehört, Björn Hindrikssons Frau habe inständig gebeten, ihm Nachricht senden zu dürfen, aber es sei ihr streng verboten worden. Der Alte habe erklärt, er wolle auf seinem Sterbebette Frieden haben.

Aber damit hatte sich Jan nicht beruhigen können. Immerfort hatte er an Linnart Björnsson denken müssen, der dort weit drinnen in seinem Walde wohnte und von nichts wußte. Und dann hatte er, Jan, beschlossen, dem Wunsche des alten Björn gerade entgegen zu handeln und dem Sohn Nachricht zu bringen.

Er hatte nachher nicht gehört, wie alles abgelaufen war; erst jetzt hier beim Begräbnis erfuhr er es. Voller Eifer hörte er zu, während die beiden Frauen von Linnart und seinem Vater erzählten, und dabei vergaß er vollständig, wer schließlich zur ersten und zur zweiten Abteilung der Tischgäste bestimmt wurde.

Die eine der Frauen erzählte dann weiter.

Als der Sohn zu Hause ankam, waren alle beide, Vater und Sohn, äußerst freundlich gegeneinander gewesen. Der Alte hatte gelacht und den Anzug des Sohnes verwundert betrachtet. — „Du kommst in diesem Arbeitsanzug?" hatte er gesagt. — „Ja, ich hätte mich wohl in Staat werfen sollen, da es Sonntag ist," hatte Linnart Björnsson geantwortet. „Aber seht, Vater, in diesem Sommer hatten wir eine wahre Sintflut von Regen da droben, und da hab' ich am Sonntagnachmittag etwas Hafer einfahren wollen." — „Nun, und hast du tüchtig hereingebracht?" fragte der Alte. — „Ja, eine Fuhre hatt' ich schon daheim; aber als dann der Bote kam, hab' ich alles liegen und stehen lassen und mich sofort auf den Weg gemacht, ohne auch nur die Kleider zu wechseln." — „Wer war denn der Mann, der dir die Nachricht gebracht hat?" fragte nach einer Weile der Vater. — „Es war ein Mann, den ich noch nie gesehen hab'," antwortete der Sohn. „Ich hab' gar nicht daran gedacht, ihn zu fragen, wer er sei. Er sah eigentlich wie ein alter Bettler aus." — „Den Mann mußt du aus=

findig machen, Linnart, und ihm in meinem Namen danken," hatte der alte Björn mit großem Nachdruck gesagt. „Und wo du ihn triffst, da sollst du ihm Ehre erweisen. Er hat's gut mit uns gemeint."

Recht friedlich und gut war alles zwischen den beiden gewesen ganz bis zuletzt. Beide waren sehr beglückt über die Versöhnung, fast war es, als wollte ihnen der Tod nicht Kummer, sondern Freude bringen.

Jan war erschreckt zusammengefahren, als er hörte, daß Linnart Björnsson ihn einen alten Bettler genannt hatte. Aber natürlich, er hatte ja weder die Mütze noch den Kaiserstock mit in die Wälder hinaufgenommen, da begriff er es.

Dadurch kehrten Jans Gedanken wieder zu seinem gegenwärtigen Kummer zurück. Nun hatte er sicherlich lange genug gewartet. Er müßte jetzt wirklich schon aufgerufen worden sein, wenn es nicht zu spät werden sollte.

Er stand auf und ging entschlossen über den Hofplatz und die Veranda, stieg die Treppe hinauf und öffnete die Tür zum großen Saal im oberen Stockwerk.

Das Essen war schon im vollen Gang, das sah er gleich. Der große Tisch in Hufeisenform war mit Gästen vollbesetzt, und das erste Gericht war schon herumgereicht worden. Man hatte also nicht die Absicht gehabt, ihn bei der ersten Abteilung mitkommen zu lassen.

Da saß der Pfarrer, da saß der Küster, da saßen der Leutnant von Lövdala und seine Frau, kurz, da saßen alle, die hier sitzen mußten, nur er allein nicht.

Eines der jungen Mädchen, die die Speisen auftrugen, eilte zu Jan hin, sobald er unter der Tür erschienen war.

„Was habt Ihr hier verloren, Jan?" fragte sie ihn leise. „Geht wieder hinunter!"

„Aber meine liebe Schaffnerin!" sagte er. „Der Kaiser von Portugallien gehört doch an den ersten Tisch."

„Ach, schweigt doch still, Jan!" erwiderte sie. „Heut paßt das nun einmal gar nicht, daß Ihr mit Euern Dummheiten kommt. Geht hinunter, dann bekommt Ihr auch was zu essen, sobald Ihr an der Reihe seid."

Der Fall war ja nun so, daß Jan für dieses Haus

mehr Hochachtung empfand als für irgendein anderes in der Gemeinde. Aber gerade darum hätte er auch großen Wert darauf gelegt, hier so empfangen zu werden, wie sie ihm zustand. Und wie er nun so mit der Mütze in der Hand an der Türe stand, überkam ihn eine ganz merkwürdige Niedergeschlagenheit. Er hatte das Gefühl, als falle seine ganze Kaiserwürde auf einmal von ihm ab.

Aber mitten in dieser schwierigen Lage hörte er, wie Linnart Björnsson dort am Tisch plötzlich einen leichten Ruf der Überraschung ausstieß.

„Da steht ja der Mann, der letzten Sonntag mit der Nachricht, daß Vater krank sei, zu mir gelaufen kam!" rief er.

„Was sagst du?" fragte seine Mutter. „Bist du deiner Sache auch ganz sicher?"

„Ja, gewiß, es kann ja niemand anders sein. Ich hab' ihn schon früher gesehen, aber ich hab' ihn nicht wiedererkannt, weil er so sonderbar gekleidet ist. Jetzt seh' ich, daß er's ist."

„Wenn er's wirklich ist, so soll er nicht länger wie ein Bettler dort an der Türe stehen," sagte die alte Hofbäuerin. „Dann müssen wir hier am Tisch Platz für ihn machen. Wir sind ihm Dank und Ehrerbietung schuldig, denn er ist's gewesen, der dem alten Björn das Sterben leicht gemacht hat. Und mir hat er den einzigen Trost verschafft, der mir das Leid um so einen Mann, wie ich einen verloren habe, lindern kann."

Und es wurde für Jan Platz gemacht, obgleich es tatsächlich vorher schon recht eng am Tisch zugegangen war. Er bekam einen Stuhl innen an der hufeisenförmigen Tafel, dem Pfarrer gerade gegenüber. Einen besseren Platz hätte er sich gar nicht wünschen können.

Zu Anfang war er wohl wie vor den Kopf geschlagen, denn er konnte nicht begreifen, daß man ein solches Wesen von ihm machte, nur weil er mit einer Botschaft an Linnart Björnsson ein paar Meilen durch den Wald gelaufen war. Aber bald erkannte er, wie die Sache zusammenhing. Natürlich war es der Kaiser, den sie in erster Linie ehren wollten. Und vielleicht wurde es auf diese Weise gemacht, damit sich niemand zurückgesetzt fühlen konnte.

Eine andere Erklärung konnte sich Jan durchaus nicht denken. Denn freundlich und bescheiden und gefällig war er seiner Lebtag gewesen, aber darum war er noch niemals auch nur im mindesten geehrt und gefeiert worden.

Das sterbende Herz

Wenn der Ingenieur Boräus von Borg seinen täglichen kleinen Spaziergang an die Landungsbrücke machte, konnte er natürlich nicht umhin, zu bemerken, daß seit einiger Zeit regelmäßig um den kleinen alten Mann von Skrolycka eine Menge Volk versammelt war. Dieser brauchte jetzt nicht mehr allein zu sitzen und sich die Langeweile mit stillen Träumen zu vertreiben, wie er es letzten Sommer hatte tun müssen. Statt dessen kamen jetzt alle, die auf das Dampfboot warteten, zu ihm her, um ihn schildern zu hören, wie es bei der Heimkunft der Kaiserin gehen werde, vor allen Dingen, wie es sein würde, wenn sie hier in Borg an Land käme. So oft Ingenieur Boräus vorbeiging, hörte er von dem goldenen Diadem reden, das die Kaiserin in den Haaren tragen werde, und von den goldenen Blumen, die an den Büschen und Bäumen aufblühen würden, sobald sie den Fuß an Land setzte.

Spät im Oktober, nachdem ungefähr drei Monate seit jenem Tage verflossen waren, wo Jan in Skrolycka zum erstenmal eben hier an dem Landungssteg von Borg Klara Gullas Erhöhung verkündigt hatte, bemerkte der Ingenieur eines Vormittags, daß eine ungewöhnlich große Menschenmenge um Jan versammelt war. Der Ingenieur hatte beabsichtigt gehabt, wie gewöhnlich mit einem kurzen Gruß vorbeizugehen, dann aber änderte er seinen Entschluß und blieb stehen, um zu erfahren, was hier vorging.

Auf den ersten Blick konnte er nichts Bemerkenswertes wahrnehmen. Jan saß wie gewöhnlich auf den Wartesteinen und hatte eine sehr würdige und feierliche Miene aufgesetzt. Neben ihm saß eine hühnenhafte Frauensperson, die so rasch und hastig auf ihn einsprach, daß ihr die Worte nur so aus dem Munde sprudelten. Sie

schüttelte ihren Kopf, kniff die Augen zusammen und beugte sich langsam immer mehr vor, so daß ihr Gesicht, als sie endlich mit dem, was sie sagen wollte, fertig war, beinahe die Erde berührte.

Ingenieur Voräus erkannte selbstverständlich die närrische Ingeborg sofort, aber am Anfang war es ihm unmöglich, zu verstehen, was sie sagte, und so mußte er einen der Umstehenden fragen, um was es sich eigentlich handle.

„Sie bittet ihn, er solle es einrichten, daß sie mit der Kaiserin nach Portugallien dürfe, wenn diese dorthin zurückreise," lautete die Antwort. „Sie redet jetzt schon eine ganze Weile auf ihn ein, aber er will sich durchaus nicht herbeilassen, ein Versprechen zu geben."

Jetzt fiel es dem Ingenieur nicht mehr schwer, dem Gespräch zu folgen. Aber er freute sich nicht über das, was er zu hören bekam, und während er lauschte, wurde die Falte zwischen seinen Augenbrauen tief und rot.

Hier saß die einzige auf der Welt, die außer Jan selbst an die Herrlichkeit von Portugallien glaubte, und ihr wurde verweigert, dorthin zu reisen! Das arme alte Weib wußte, daß es in jenem Lande keinen Hunger und keine Armut mehr gab, keine rohen Menschen, die eine Unglückliche verspotteten, keine Kinder, die einer einsamen, hilflosen, umherziehenden Person große Strecken nachliefen und Steine nach ihr warfen. Dort herrschte ewiger Friede und gute Jahre, und dorthin wollte sie aus dem ganzen Elend ihres armen Lebens heraus versetzt werden. Sie bat und weinte und brauchte alle ihre Überzeugungskünste; aber sie bekam immer wieder ein Nein und nur ein Nein zur Antwort.

Und er, der all ihren Bitten gegenüber taub war, das war einer, der das ganze letzte Jahr in Kummer und Sehnsucht verbracht hatte. Vor einigen Monaten, als sein Herz noch lebendig klopfte, hätte er vielleicht nicht nein gesagt; aber jetzt, in der Zeit seines Glücks, war es wohl vollständig versteinert worden.

Auch das ganze Äußere des Mannes verriet, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er hatte dicke Wangen und ein Doppelkinn bekommen, und auf seiner Oberlippe war ein dunkler Schnurrbart gewachsen.

Seine Augen waren etwas vorgequollen, und der Blick war stier geworden. Ja, der Ingenieur überlegte sogar, ob nicht auch die Nase größer geworden sei und eine hochmütigere Form bekommen habe. Die Haare waren augenscheinlich alle ausgefallen, kein einziges Härchen schaute unter der Ledermütze hervor.

Der Ingenieur hatte den Mann seit jenem ersten Zwiegespräch im Sommer im Auge behalten. Jetzt war es nicht mehr die große Sehnsucht, die ihn hinunter an die Landungsbrücke trieb. Nach dem Dampfboot schaute er kaum mehr aus. Er kam nur noch her, um Leute zu treffen, die auf seine Verrücktheiten eingingen und ihn Kaiser nannten, um ihn von seinen Einbildungen erzählen und singen zu hören.

Aber warum nahm er denn ein Ärgernis daran? Der Kerl war ja einfach ein Narr.

„Aber vielleicht wäre es gar nicht nötig gewesen, daß sich die Verrücktheit bei ihm so festgesetzt hätte, wie es nun geschehen ist?“ dachte der Ingenieur. „Wer weiß, vielleicht wäre der Mann zu retten gewesen, wenn er gleich von Anfang an kräftig und unbarmherzig von seinem Kaiserthron heruntergerissen worden wäre.“

Noch einen prüfenden Blick warf der Ingenieur auf Jan von Skrolycka. Er sah jetzt gnädig bedauernd aus, blieb aber immer gleich unerbittlich.

Dort in dem schönen Lande Portugallien sollte es nur Prinzen und Generale, nur prächtig gekleidete Menschen geben. Und so viel war sicher, die verrückte Ingeborg hätte sich in ihrem baumwollenen Tuch und in ihrer selbstgestrickten Jacke dort sonderbar ausgenommen! Aber du liebe Zeit! Der Ingenieur meinte wirklich — — —

Es sah aus, als hätte er selbst gute Lust, Jan den Verweis zu erteilen, den dieser offenbar nötig hatte. Aber dann zuckte er die Schultern. Nein, dazu war er nicht der rechte Mann, er hätte die Sache nur noch schlimmer gemacht.

Schweigend entfernte er sich von dem Menschenhaufen und ging zum Landungssteg hinunter, denn das Dampfboot kam eben an der nächsten Landzunge zum Vorschein.

Lange, ehe sich Lars Gunnarsson mit Anna, der Tochter Eriks in Falla, verheiratet hatte, war er einmal bei einer Auktion anwesend gewesen.

Eine arme Familie hatte die Auktion gehalten, und vielleicht hatte sie den Käufern keine verlockenden Gegenstände zu bieten, denn es war merkwürdig, wie schlecht der Handel ging. Mit allem Recht hätte man einen besseren Ausfall erwarten können, denn Jöns von Kisterud war der Ausrufer, und er war ein solcher Spaßmacher, daß die Leute zu den Auktionen liefen, nur um ihn zu hören. Aber merkwürdig, obgleich Jöns mit allen seinen bekannten Späßen herausrückte, vermochte er doch keinen richtigen Zug in das Bieten zu bringen. Zum Schluß wußte er sich nicht mehr anders zu helfen, als daß er den Hammer weglegte und behauptete, er sei ganz heiser geworden und könne nicht mehr ausrufen.

„Herr Reichstagsabgeordneter, Sie müssen einen andern Ausrufer anstellen," sagte er zu Karl Karlsson von Storvik, der die Auktion leitete. „Ich hab' mich an den Holzklötzen, die da herumstehen, so heiser geschrien, daß ich nach Hause gehen und mehrere Wochen lang den Mund halten muß, eh ich wieder eine Stimme bekomme."

Für den Reichstagsabgeordneten war es eine ernste Sache, ohne Ausrufer zu sein, da ja die meisten Gegenstände noch unverkauft waren, und er machte verschiedene Versuche, Jöns in Kisterud zu überreden, weiter zu machen. Dieser aber konnte nicht nachgeben, das war sonnenklar. Er wollte seinen guten Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem er eine schlechte Auktion abhielt, und er wurde mit einem Male so heiser, daß er kaum noch flüstern konnte; er zischte nur noch.

„Ist nicht vielleicht unter den Anwesenden jemand, der, während sich Jöns ein wenig ausruht, die Waren ausrufen könnte?" fragte der Reichstagsabgeordnete.

Ohne große Hoffnung, einen Helfer zu finden, schaute er sich unter der Menge um; da drängte sich plötzlich Lars Gunnarsson bis zu ihm durch und sagte, er sei bereit, einen Versuch zu machen. Lars sah damals überaus jung aus; Karl Karlsson lachte ihm gerade ins Gesicht und

sagte, er könne keinen Jungen brauchen, der noch nicht einmal konfirmiert sei. Aber Lars erwiderte, er habe sogar schon gedient, und bat so eifrig, den Hammer schwingen zu dürfen, daß der Reichstagsabgeordnete schließlich nachgab.

„Na ja, wir können dich ja die Sache einmal versuchen lassen," meinte er. „Schlechter, als es seither gegangen ist, kann's auch nicht gehen."

Lars stieg nun auf Jöns erhöhten Platz hinauf und nahm einen alten Butterkübel in die Hand, um ihn auszubieten. Doch plötzlich hielt er inne, blieb ganz ruhig stehen und betrachtete nur den Kübel von allen Seiten. Er drehte ihn hin und her, beklopfte den Boden und die Seiten, machte dann eine höchst verwunderte Miene, weil er nicht den kleinsten Fehler daran finden konnte, und rief ihn zuletzt mit betrübter Stimme aus, wie unglücklich darüber, daß er notgedrungen ein so wertvolles Stück verkaufen mußte.

Er für seine Person hätte es augenscheinlich am liebsten gesehen, wenn auf den Kübel gar nicht geboten wurde. Er glaubte offenbar, es wäre für den Eigentümer am besten, wenn niemand erkannte, was für ein ausgezeichneter Butterkübel das war, so daß er ihn behalten durfte.

Als nun ein Gebot dem andern folgte, konnte man deutlich merken, wie weh ihm das tat. Es ging noch an, so lange die Angebote so niedrig waren, daß er nicht darauf einzugehen brauchte; aber als sie nun höher und höher wurden, verzerrte sich sein Gesicht vor Kummer. Es war offenbar ein schweres Opfer, das er brachte, als er sich endlich herbeiließ, den alten sauren Butterkübel loszuschlagen.

Hernach kam die Reihe an Wassereimer, Zuber und Waschfässer. Lars Gunnarsson war etwas zugänglicher, so lange es sich um die älteren Stücke handelte, und verkaufte sie ohne allzu großes Seufzen. Aber andere, die etwas neuer waren, wollte er überhaupt nicht ausbieten.

„Die sind noch viel zu gut," sagte er zu dem Eigentümer. „Sie sind ja so wenig gebraucht, daß Ihr sie auf dem Markt als neu verkaufen könnt."

Die Umherstehenden wußten nicht, wie es zuging, aber

sie boten eifriger und eifriger. Lars Gunnarsson war so entsetzt über jedes neue Angebot, und es geschah gewiß nicht ihm zu Gefallen, wenn jetzt tüchtig geboten wurde. Aber irgendwie waren die Leute zu der Einsicht gelangt, daß hier tatsächlich wertvolle Stücke ausgeboten wurden, und da fanden sie, daß sie das eine oder das andere daheim dringend nötig hätten. Hier waren wirklich gute Geschäfte zu machen; jetzt wurde nicht mehr nur des Spaßes wegen gekauft, wie wenn Jöns von Kisterud der Versteigerer war.

Nach diesem Meisterstück wurde Lars Gunnarsson immer und überall darum angegangen, bei den Versteigerungen den Ausrufer zu machen. Seit er den Hammer führte, war es auf den Auktionen nicht mehr so lustig wie früher, aber niemand hatte eine solche Gabe wie er, den Leuten geradezu Sehnsucht einzuflößen, Eigentümer von altem unnützen Gerümpel zu werden, oder ein paar Großbauern zu verlocken, auf Sachen, die sie durchaus nicht nötig hatten, einander um die Wette zu überbieten, nur um zu zeigen, daß sie sich's etwas kosten lassen konnten.

Lars Gunnarsson pflegte auch auf allen Auktionen, wo er den Hammer schwang, alles Rump und Stump auszuverkaufen. Nur ein einziges Mal wäre es ihm beinahe schlecht ergangen, und das war bei der Auktion nach dem Tode von Sven Österberg in Storstuga in Bergvik. Dort hatte Lars eine prächtige Haushaltung auszubieten, und viele Leute waren versammelt. Obgleich der Herbst schon weit vorgeschritten war, herrschte doch noch schönes Wetter, und die Auktion konnte im Freien vorgenommen werden, aber trotzdem wollte der Verkauf nicht recht in Zug kommen. Lars konnte die Leute nicht dazu bringen, ordentlich auf sein Ausrufen zu achten oder zu bieten. Es sah aus, als sollte es ihm nicht besser gehen als damals Jöns in Kisterud, wo Lars an dessen Stelle den Hammer hatte übernehmen müssen.

Allein Lars hatte keine Lust, das Geschäft einem andern zu überlassen, sondern suchte herauszubringen, warum denn die Leute so zerstreut waren und keine Lust hatten, Geschäfte zu machen. Und es währte auch nicht lange, da war er der Sache auf den Grund gekommen.

Lars hatte sich auf einen Tisch gestellt, damit jedermann sehen konnte, was er ausbot, und von diesem Platze aus war es nicht schwer für ihn, zu entdecken, daß der neugebackene Kaiser, der in der kleinen Falla zunächstliegenden Kätnerhütte wohnte und all seiner Lebtage in Taglohn gegangen war, unter der Menge herumging. Lars sah, wie er mit gnädigem Lächeln nach rechts und links grüßte und die Leute seinen prächtigen Stock und seine Sterne betrachten ließ. Ein langer Zug von Kindern und jungen Leuten folgte ihm überall hin dicht auf den Fersen, und auch alte Leute hielten sich nicht für zu gut dazu, ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Es war nicht zu verwundern, daß die Auktion schlecht ging, wenn ein so vornehmer Mann in der Nähe war und die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Vorerst unterbrach indes Lars die Auktion keineswegs. Er folgte nur Jan in Skrolycka mit den Augen, bis sich dieser in die vorderste Reihe ganz nahe zu den Auktionsleitern durchgedrängt hatte. Man brauchte nicht zu fürchten, Johannes von Portugallien werde im Hintergrunde bleiben. Er schüttelte zwar jedem, den er kannte, die Hand und gewährte ihm einige verbindliche Worte; aber dabei drängte er sich an allen vorbei, bis er innen in der vordersten Reihe stand.

In demselben Augenblick, wo er so weit gelangt war, machte Lars Gunnarsson einen Satz von seinem Tisch herunter, stürzte auf ihn los, riß ihm die Ledermütze vom Kopf und den Kaiserstock aus der Hand und war damit wieder auf dem Tisch, ehe Jan nur daran denken konnte, Widerstand zu leisten.

Jan schrie laut auf und wollte auf den Tisch losstürzen, um die geraubten Schätze zurückzuholen; aber Lars schwang den Stock gegen ihn, so daß er zurückweichen mußte. Zu gleicher Zeit entstand ein Gemurmel des Unwillens unter der Menge, allein Lars ließ sich nicht abschrecken.

„Ich seh' wohl ein, daß ihr erstaunt darüber seid, wie ich mich benommen habe!“ rief er mit seiner lauten Ausruferstimme, die über den ganzen Hof zu hören war. „Aber diese Mütze und dieser Stock gehören uns in Falla. Sie haben meinem Schwiegervater Erik Ersa gehört, und

dieser hat sie wieder von dem alten Bauern, dem der Hof vor ihm gehörte, geerbt. Diese Sachen sind bei uns zu Hause immer hoch in Ehren gehalten worden, und ich werde nicht dulden, daß ein Narr sie mit sich herumträgt. Ich weiß nicht, wie er zu den Sachen gekommen ist, aber so viel weiß ich, daß er sich von nun an nicht mehr mit dem, was unser Eigentum ist, groß machen soll."

Jan hatte sich schnell beruhigt, und während Lars diese Rede hielt, stand er mit über der Brust gekreuzten Armen und einem Ausdruck im Gesicht da, als ob es völlig gleichgültig sei, was Lars da schwatze. Sobald Lars schwieg, wandte sich Jan mit befehlender Handbewegung an den ihm Zunächststehenden.

„Nun, mein werter Hofherr, nun müßt Ihr mir mein Eigentum wieder holen," sagte er.

Aber kein Mensch rührte sich, ihm zu helfen, mehrere lachten ihn sogar aus. Alle miteinander waren auf Lars' Seite übergegangen.

Nur eine einzige Person fand sich unter den hier Versammelten, der Jan leid tat. Mitten aus der Menge heraus hörte er eine Frauenstimme dem Auktionator zurufen:

„Ach, Lars, gib ihm doch seine Kaisersachen wieder! Ihr könnt ja weder die Mütze noch den Stock selbst tragen!"

„Ich will ihm eine von meinen eigenen Mützen geben, sobald ich heimkomme," erwiderte Lars. „Aber er soll nicht länger mit unseren Erbkleinoden herumlaufen und sie zum Spott der Leute machen."

Auf diese Äußerung hin erscholl lautes Gelächter aus der Menge, und Jan wurde davon so verwirrt, daß er wie angewurzelt stehen blieb und sich nur rings umsah. Er schaute von einem zum andern und konnte aus seinem Erstaunen nicht herauskommen! Lieber Gott! War denn unter diesen allen, die ihm gehuldigt und ihn geehrt hatten, kein einziger, der ihm jetzt in der Stunde der Not beisprang? Aber sie standen alle unbeweglich da. Für sie alle bedeutete er nichts, gar nichts, und keiner würde auch nur einen Finger für ihn rühren. Das sah er deutlich, und es wurde ihm so angst dabei, daß seine

ganze Kaiserwürde von ihm abfiel und er am ehesten wie ein Kind aussah, das in Tränen ausbrechen will, weil man ihm seine Spielsachen weggenommen hat.

Lars Gunnarsson wendete sich jetzt wieder dem großen Haufen von Gegenständen zu, die neben ihm aufgestapelt lagen, und wollte von neuem mit dem Verkauf beginnen. Da machte Jan einen Versuch, sich selbst zu helfen. Unter Jammern und Klagen ging er vor bis an den Tisch, auf dem Lars stand, und dort angekommen, bückte er sich vor und wollte den Tisch umwerfen.

Allein Lars ließ sich nicht überraschen. Er schwang den Kaiserstock und versetzte Jan einen so heftigen Schlag über den Rücken, daß er zurückweichen mußte.

„Nein, du!" sagte Lars. „Vorerst behalte ich die Sachen da. Und ich meine, du hast jetzt schon mehr als genug Zeit mit deiner Kaiserschaft verloren. Jetzt könntest du auch wieder hingehen und Gräben ziehen. Leute wie du haben nichts bei Auktionen verloren."

Es sah nicht aus, als ob Jan große Lust hätte, zu gehorchen. Aber da schwang Lars den Stock noch einmal, und mehr war nicht nötig, daß der Kaiser von Portugallien kehrt machte und entfloh.

Niemand setzte sich in Bewegung, um ihm nachzugehen und ihm ein tröstendes Wort zu sagen, niemand rief ihn zurück. Die meisten konnten es sich sogar nicht versagen, laut aufzulachen, als sie sahen, wie kläglich der arme Narr seine ganze Größe verlor.

Aber auch das war nicht nach Lars Gunnarssons Geschmack. Bei seinen Auktionen sollte es so feierlich zugehen wie bei einem Gottesdienst.

„Ich halt' es wirklich für besser, wenn man mit Jan ernsthaft redet, anstatt ihn auszulachen," sagte er. „Viele gehen auf seine Narrheiten ein und reden ihn sogar als Kaiser an; aber das ist doch wirklich nicht recht gegen ihn gehandelt. Da ist's doch wohl besser, wenn man den Versuch macht, ihm wieder beizubringen, wer er ist, selbst wenn's ihm nicht angenehm sein sollte. Ich bin nun schon seit längerer Zeit sein Dienstherr und halt' es darum für meine Pflicht, darauf zu sehen, daß er wieder zu arbeiten anfängt. Sonst fällt er in kurzem der Gemeinde zur Last."

Nach diesem Zwischenfall hielt Lars eine wirklich großartige Auktion ab mit eifrigem Bieten und hohen Preisen. Und die Befriedigung, die er fühlte, wurde nicht geringer, als er bei seiner Heimkunft am nächsten Tage vernahm, Jan habe seine Arbeitskleider wieder angezogen und angefangen, auf dem Brachfeld Gräben zu ziehen.

„Nun wollen wir ihn auch gar nicht mehr an seine Verrücktheit erinnern," sagte Lars Gunnarsson. „Vielleicht bekommt er dann seinen Verstand wieder. Der ist ohnedies nie so groß gewesen, daß er eine Verminderung vertragen könnte."

Die Hauschristenlehre

Über nichts war Lars Gunnarsson vergnügter als über seinen Einfall, Jan in Skrolycka die lederne Mütze und den Stock abzunehmen. Es sah ja wahrhaftig aus, als hätte er ihm damit zugleich auch die Verrücktheit abgenommen.

Ein paar Wochen nach der Auktion in Bervik sollte auf dem Fallaer Hofe die übliche Christenlehre gehalten werden. Aus der ganzen Gegend um den Duvsee versammelten sich die Leute, und unter ihnen waren auch die Bewohner von Skrolycka. Und, o Wunder! Jan war nicht das geringste anzumerken, daß irgend etwas mit seinem Verstand nicht in Ordnung war!

Alles, was an Bänken und Stühlen in Falla aufgetrieben werden konnte, war in das große Zimmer im Erdgeschoß gebracht worden. In dichten Reihen nahmen hier die zur Christenlehre gekommenen Leute Platz, und unter ihnen auch Jan, aber ohne daß er sich an einen besseren Platz gedrängt hätte, als ihm zukam. Lars behielt ihn die ganze Zeit über fest im Auge, und wirklich, die Verrücktheit war in der Tat zurückgegangen. Jan benahm sich vollständig wie ein anderer Mensch, das mußte Lars zugeben.

Jan war überaus schweigsam, und wer ihn begrüßte, bekam keine andere Erwiderung als ein kurzes Kopfnicken; aber das konnte ja auch daher kommen, daß er die Andacht nicht unterbrechen wollte, denn eine solche

Christenlehre wurde ja als eine Art Gottesdienst betrachtet.

Ehe die Christenlehre selbst begann, mußten alle Anwesenden aufgeschrieben werden, und als der Pfarrer Jan Andersson in Skrolycka aufrief, antwortete Jan ohne das geringste Zögern, wie wenn der Kaiser Johannes von Portugallien niemals existiert hätte.

Der Pfarrer saß an einem Tisch ganz vorne im Zimmer mit dem gewaltigen Rechenschaftsberichtsbuch vor sich. Neben ihm saß Lars Gunnarsson und half ihm, indem er ihm Auskunft darüber gab, wer während des letzten Jahres aus diesem Gemeindebezirk weggezogen war und wer sich etwa verheiratet hatte.

Als nun Jan so richtig antwortete, sahen alle Anwesenden, wie sich der Pfarrer an Lars wendete und eine stumme Frage an ihn richtete.

„O, 's war nicht so gefährlich, wie's ausgesehen hat," antwortete Lars. „Ich hab's ihm ausgetrieben. Er kommt jetzt wieder jeden Tag hierher nach Falla und arbeitet gerade wie vorher."

Lars war nicht so klug gewesen, seine Stimme zu dämpfen, wie der Pfarrer es getan hatte; alle Anwesenden verstanden, von wem die Rede war, und vieler Augen richteten sich auf Jan, der aber so ruhig dasaß, als hätte er gar nichts gehört.

Dann nahm die Christenlehre ihren Anfang, und da befahl der Pfarrer einigen jungen Leuten, die in ihren Kenntnissen der christlichen Lehre geprüft werden sollten und denen etwas bänglich zumute war, das vierte Gebot herzusagen.

Es war indes nicht so ganz zufällig, daß der Pfarrer an diesem Tage gerade dieses Gebot gewählt hatte. Da er hier in einer behaglichen, stattlichen Stube saß, mit festen Bänken an den Wänden und altertümlichem Hausrat, und er auch sonst überall deutliche Zeichen von Wohlstand wahrnahm, fühlte er sich berufen, die Menschen daran zu erinnern, wie gut es den Familien gehe, wo ein Geschlecht ums andere zusammenhalte, wo die Jungen die Alten regieren ließen, solange diese Kraft dazu hätten, und sie auch später noch ehrten und achteten, solange sie auf dieser Erde weilten.

Er hatte eben angefangen, die große Verheißung zu erklären, die Gott denen gegeben hat, die Vater und Mutter ehren, als Jan von Skrolycka plötzlich von seinem Stuhl aufstand.

„Es steht einer draußen vor der Tür, der nicht hereinzukommen wagt," sagte er.

„Börje, Ihr sitzt am nächsten an der Tür, seht einmal nach, wie es sich verhält!" sagte der Pfarrer.

Börje stand auf, öffnete die Tür und sah auf den Flur hinaus.

„Nein, 's ist niemand da," sagte er. „Jan hat nicht recht gehört."

Die Christenlehre kam wieder in Gang. Der Pfarrer erklärte seinen Zuhörern, dieses Gebot sei nicht so sehr ein Befehl, sondern vielmehr ein guter Rat, den man genau befolgen sollte, wenn man wolle, daß es einem im Leben gut gehe. Er sei ja nur erst ein junger Mann, sagte er, aber soweit sei er in der Erfahrung doch schon gekommen, um bezeugen zu können, wer seine Eltern verachte und ihnen ungehorsam sei, der lege den sichersten Grund zum Unglück seines Lebens.

Während der Pfarrer also redete, drehte Jan einmal ums andere den Kopf nach der Tür. Dann machte er Katrine, die in der hintersten Stuhlreihe saß und sich leichter durchdrängen konnte, ein Zeichen, hinzugehen und aufzumachen. Katrine blieb noch lange still sitzen; aber sie war doch ein wenig ängstlich, Jan in diesen Tagen zuwider zu handeln, und so gehorchte sie ihm schließlich. Aber als sie die Tür aufgemacht hatte und hinausschaute, sah sie ebensowenig jemand im Flur wie vorhin Börje. Sie schüttelte den Kopf gegen Jan und setzte sich wieder auf ihren Platz.

Der Pfarrer hatte sich durch Katrinens Hin- und Hergehen nicht stören lassen. Zur großen Freude aller derer, die abgefragt werden sollten, war er fast ganz vom Fragenstellen abgekommen und entwickelte dafür seinen Zuhörern alle die schönen Gedanken, die sich ihm aufdrängten.

„Denkt euch," sagte er, „wie gut und sicher doch alles für die lieben Alten, die in unseren Häusern bei uns wohnen, angeordnet ist! Ist es nicht köstlich für uns,

denen eine Stütze sein zu dürfen, die uns geholfen haben, als wir noch nicht vermochten, ihnen das Leben leicht zu machen, die vielleicht gehungert und gefroren haben, um uns Nahrung und Kleidung zu verschaffen? Es ist eine Ehre für ein junges Paar, wenn es einen alten Vater oder eine alte Mutter glücklich und zufrieden mit ihrem Los bei sich im Hause — — —"

Gerade als der Pfarrer dies sagte, erhob sich in einer andern Ecke des Zimmers leises Weinen. Lars Gunnarsson, der mit andächtig gesenktem Kopf dagesessen hatte, stand rasch auf, ging auf den Zehen, um den Pfarrer nicht zu stören, durchs Zimmer, legte den Arm um seine Schwiegermutter und zog sie mit sich vor an den Tisch, wo der Pfarrer saß.

Hier mußte sie Lars Gunnarssons Platz einnehmen, während er sich selber hinter sie stellte und zu ihr hinuntersah. Auch seiner Frau machte er ein Zeichen; da kam sie herbei und stellte sich neben ihn. Das sah sehr schön aus, und alle begriffen, was Lars ihnen zeigen wollte, nämlich daß es hier bei ihm so sei, wie der Herr Pfarrer gesagt hatte, daß es sein sollte.

Der Pfarrer sah froh und erfreut aus, als sein Blick auf der alten Mutter und ihren Kindern ruhte. Eines nur flößte ihm etwas Unbehagen ein; die alte Frau weinte noch immer zum Herzbrechen. Noch nie war es ihm gelungen, bei irgendeinem seiner Gemeindeglieder eine solche Rührung hervorzurufen.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Ja, es ist nicht schwer, das vierte Gebot zu halten, solange wir jung sind und unter der Vormundschaft der Eltern stehen, aber später, da kostet es Anstrengung. Wenn wir selbst erwachsen und mündig geworden sind und meinen, wir seien ebenso klug —"

Hier wurde der Pfarrer abermals von Jan unterbrochen, der sich nun schließlich bis zur Tür durchgedrückt, sie geöffnet hatte und hinausgetreten war.

Und Jan hatte mehr Glück als die andern. Man hörte, wie er zu jemand, der draußen im Flur stand, guten Tag sagte.

Aller Augen richteten sich auf die Tür, um zu sehen, wer während der ganzen Christenlehre da draußen ge-

standen und nicht gewagt hatte, hereinzukommen. Sie hörten, wie Jan den draußen inständig bat, einzutreten, und sie sahen ihn auch die Tür weit zurückschlagen; aber der Draußenstehende sträubte sich offenbar immer noch. Schließlich zog Jan die Türe wieder zu und trat allein ins Zimmer herein. Aber er ging nicht an seinen vorigen Platz zurück, sondern drängte sich mit großer Mühe bis zu dem Tisch vor, an dem der Pfarrer saß.

„Nun, Jan, werden wir nun erfahren, wer uns den ganzen Abend hindurch gestört hat?" sagte der Pfarrer etwas ungeduldig.

„Der alte Hofbauer von Falla ist draußen gewesen," verkündigte Jan, ohne auch nur eine Spur von Verwunderung oder Erstaunen über das, was er mitzuteilen hatte, an den Tag zu legen. „Er wollte nicht hereinkommen, hat mir aber aufgetragen, Lars Gunnarsson zu sagen, er solle sich vor dem ersten Sonntag nach dem Johannisfest in acht nehmen."

Im ersten Augenblick verstanden die Leute nicht, was diese Worte bedeuteten.

Auf den hinteren Bänken hatte man nicht recht verstehen können, was Jan gesagt hatte; aber man sah, daß der Pfarrer heftig zusammenfuhr, und da merkten die Leute wohl, daß Jan etwas Schreckliches gesagt haben mußte. Sie sprangen von ihren Sitzen auf, drängten näher herbei und fragten nach rechts und links, von wem denn ums Himmels willen Jan seinen Auftrag erhalten habe.

„Aber Jan!" rief der Pfarrer mit strenger Stimme. „Weißt du denn, was du sagst?"

„Gewiß, weiß ich's," versetzte Jan und nickte dem Pfarrer zur Bestätigung seiner Worte zu. „Denn ich hatt' ihn ja schon die ganze Zeit draußen gehört. Ich hab ihn gebeten, hereinzukommen, aber er hat nicht gewollt, sondern hat mir nur den Auftrag an seinen Schwiegersohn gegeben; dann ist er gleich fortgegangen. ‚Sag ihm,' hat er gesagt, ‚nicht ich wolle ihm etwas Böses antun, weil er mich in meinem elenden Zustand im Schnee draußen liegen gelassen hat und mir nicht zur rechten Zeit zur Hilfe gekommen ist; aber das vierte Gebot sei ein strenges Gebot. Grüß ihn von mir und

sag ihm, er solle bekennen und bereuen, das sei das beste für ihn. Er habe noch Zeit bis zum ersten Sonntag nach dem Johannisfest.'"

Da Jan ganz vernünftig redete und den merkwürdigen Auftrag vollkommen glaubwürdig vorbrachte, waren sowohl der Pfarrer als auch alle die andern mehrere Sekunden lang in dem Wahne befangen, Erik von Falla habe tatsächlich vor der Zimmertür seines Hauses gestanden und mit dem alten Häusler geredet. Und unwillkürlich richteten sich aller Augen auf Lars Gunnarsson, um zu sehen, welche Wirkung Jans Worte auf ihn hätten.

Aber Lars begann zu lachen und sagte:

„Ich hab' Jan bis jetzt für klug gehalten, sonst hätt' ich ihn nicht an der Christenlehre teilnehmen lassen. Der Herr Pfarrer muß so gut sein und die Störungen entschuldigen. Der Irrsinn bricht wieder bei ihm hervor."

Der Pfarrer fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte erleichtert: „Ja, ja, so ist es!"

Er war nahe daran gewesen, an etwas Übernatürliches zu glauben. Aber nun handelte es sich vielleicht nur um das Wahngebilde eines Geisteskranken; das war eine große Beruhigung.

„Der Herr Pfarrer muß nämlich wissen, daß Jan keine besondere Liebe für mich empfindet," fuhr Lars in seiner Erklärung fort; „und das verrät er jetzt, weil er den Verstand nicht mehr hat, es zu verbergen. Und eins muß ich ja auch zugeben; wenn man genau zusieht, so bin ich schuld dran, daß die Tochter fort mußte, um Geld zu verdienen. Und das ist's, was Jan mir nie verzeihen kann."

Der Pfarrer verwunderte sich wohl etwas über den eifrigen Ton. Seine tiefen blauen Augen richteten sich forschend auf Lars Gunnarsson. Und Lars konnte diesen Blick nicht aushalten, sondern wendete sich weg. Aber er fühlte, daß dies unrichtig war, und gab sich deshalb alle Mühe, dem Pfarrer ins Gesicht zu sehen, konnte es jedoch nicht, und so wendete er sich mit einem Fluch ab.

„Lars Gunnarsson!" rief der Pfarrer. „Was habt Ihr denn?"

Lars faßte sich rasch.

„Kann ich denn diesen verrückten Kerl nicht los wer-

den!" sagte er, wie wenn er über Jan geflucht hätte. „Da steht nun der Herr Pfarrer mit allen meinen Nachbarn, und man hält mich für einen Mörder, nur weil ein Narr einen alten Groll gegen mich hegt. Ich hab' ja schon gesagt, wie's ist. Wegen der Tochter will er mir zu Leib. Aber ich hab' doch nicht wissen können, daß sie ins Unglück rennen würde, weil ich meine Ansprüche erhoben hatte. Ist denn hier keiner, der für Jan sorgt, damit wir andern unsere Andacht fortsetzen können?"

Noch einmal strich sich der junge Pfarrer mit der Hand über die Stirn. Er fühlte sich von Lars' Worten peinlich berührt, konnte ihm aber auch keinen ernstlichen Vorhalt machen, da er ja nichts Bestimmtes wußte. Er sah sich nach der alten Hofbäuerin um; doch diese hatte sich fortgeschlichen. Dann ließ er seinen Blick über die Versammelten hingleiten, aber von ihnen bekam er keine Hilfe. Soviel war sicher, von den Anwesenden wußte jeder, ob Lars ein Verbrecher war oder nicht, aber als der Pfarrer sich zu ihnen wendete, schienen sich alle die Gesichter vor ihm gleichsam zu verschließen und allen Ausdruck zu verlieren.

Katrine war unterdessen vorgetreten und hatte Jan untergefaßt. Sie waren schon auf dem Weg nach der Ausgangstür, und mit dem Irrsinnigen wollte der Pfarrer jetzt auch kein Verhör anstellen.

„Ich glaube, ich will es für heute genug sein lassen," sagte der Pfarrer. „Wir wollen die Christenlehre beschließen."

Er sprach ein kurzes Gebet, und man sang ein Lied. Dann verließen alle das Zimmer.

Der Pfarrer war der letzte, der ging.

Als Lars ihn nach der Gitterpforte begleitete, lenkte er das Gespräch von selbst auf das, was sich eben zugetragen hatte.

„Der Herr Pfarrer hat wohl gehört, daß ich mich vor dem ersten Sonntag nach Johanni in acht nehmen soll?" sagte er. „Das ist ein Beweis, daß Jan an seine Tochter gedacht hat. Am Sonntag nach Johanni im vorigen Jahre bin ich bei Jan gewesen, um wegen seines Hauses ins reine zu kommen."

Dem Pfarrer wurde bei allen diesen Erklärungen

immer unheimlicher zumute. Ganz hastig legte er Lars Gunnarsson die Hand auf die Schulter und versuchte, ihm in die Augen zu sehen.

„Lars Gunnarsson!" sagte er mit herzlicher, überredender Stimme. „Ich bin kein Richter. Und wenn Ihr etwas auf Eurem Gewissen habt, könnt Ihr zu mir kommen. Vergeßt das nicht! Ich erwarte Euch jeden Tag, Lars Gunnarsson! Wartet nur nicht, bis es zu spät ist!"

Ein alter Troll

In dem zweiten Winter, den das kleine Mädchen von Skrolycka in der weiten Welt draußen war, wurde es gegen Ende Januar ganz unheimlich kalt. Es war eine furchtbare Kälte. Um die kleinen Häuser in Askedalarna mußten die Leute den Schnee hoch aufhäufen, um ihre Stuben nur einigermaßen warmhalten zu können, und die Kühe im Stall mußte man jede Nacht mit Stroh zudecken, damit sie nicht erfroren.

Ja, es war furchtbar kalt! Das Brot gefror und der Käse gefror, selbst die Butter wurde zu einem Eisklumpen. Und als es am allerkältesten war, schien auch das Feuer nicht mehr die Macht zu haben, so warm zu machen wie sonst. Man mochte ein noch so großes Feuer auf dem Herd anzünden, es wollte nicht warm im Zimmer werden, die Wärme reichte nur gerade bis an den Rand der Herdplatte.

Eines Tages, als die Kälte besonders empfindlich war, ging Jan in Skrolycka nicht zu seiner Arbeit aus, er blieb daheim und half Katrine das Feuer zu unterhalten. Weder er noch Katrine hatten sich an diesem Tag vor die Tür hinausgewagt, aber je länger sie daheim saßen, desto mehr froren sie. Als dann gegen fünf Uhr die Dämmerung hereinbrach, sagte Katrine, es wäre am besten, sie gingen jetzt zu Bett. Es habe gar keinen Zweck, noch länger aufzubleiben und zu frieren.

Jan war am Nachmittag mehrmals ans Fenster getreten und hatte durch eine kleine Ecke in der Fensterscheibe, die noch immer durchsichtig war, während sonst

alle Scheiben mit dicken Eisblumen bedeckt waren, hinausgespäht, und auch jetzt ging er wieder zum Fenster hin.

„Ja, geh du ruhig zu Bett, Katrine," sagte er, während er wieder durch die klare Stelle hinauslugte; „ich selbst muß noch eine Weile aufbleiben."

„Das fehlte grade noch!" versetzte Katrine. „Was hast du denn zu tun? Warum kannst du nicht ebensogut zu Bett gehen wie ich?"

Jan gab keine direkte Antwort, sondern sagte:

„'s ist merkwürdig, ich hab Agrippa Präſtberg noch nicht vorbeigehen sehen."

„Ach so, wartest du auf den?" erwiderte Katrin. „Der ist wahrhaftig nicht so gegen dich gewesen, daß du seinetwegen aufsitzen und frieren müßtest."

Jan hob gebietend die Hand auf. Von allen den Manieren, die er während seiner Kaiserzeit angenommen, war dies die einzige, die er noch nicht ganz aufgegeben hatte. Er erwartete Präſtberg durchaus nicht zu Besuch bei sich, aber er wußte, daß Präſtberg bei einem der alten Fischer in Askedalarna zum Abendessen eingeladen war, und verwunderte sich, weil er ihn noch nicht hatte vorüberkommen sehen.

„Er ist wohl so vernünftig gewesen, daheim zu bleiben," sagte Katrine.

Mit dem zunehmenden Abend wurde es immer kälter. Die Balken in den Wänden krachten, wie wenn die Kälte anklopfte und Einlaß begehrte. Alle Sträucher und Bäume sahen ganz unförmlich aus, in so dicke Pelze aus Eis und Schnee waren sie eingehüllt; aber auch sie waren wohl gezwungen, alles anzuziehen, was sie nur konnten, um sich vor der Kälte zu schützen.

Nach einer Weile machte Katrine ihren Vorschlag aufs neue.

„Ich seh' zwar, daß es erst halb sechs ist," sagte sie, „aber jetzt stell' ich jedenfalls den Kessel aufs Feuer und koche das Abendbrot. Dann steht dir's frei, zu Bett zu gehen oder auf Präſtberg zu warten, ganz wie du Lust hast."

Jan war die ganze Zeit nicht vom Fenster weggegangen.

„Ich halt' es für ganz unmöglich, daß er schon vorbeigekommen ist, sonst hätt' ich ihn sehen müssen," sagte er.

„Aber 's ist doch wohl ganz einerlei, ob so ein Kerl vorbeikommt oder nicht!" versetzte Katrine in scharfem Ton; denn jetzt war sie es überdrüssig, immer von diesem alten Landstreicher reden hören zu müssen.

Jan stieß einen tiefen Seufzer aus. Katrine hatte mit dem, was sie sagte, mehr recht, als sie selbst wußte. Jan machte sich nicht das geringste daraus, ob der alte Greppa vorüberging oder nicht. Wenn er davon geredet hatte, daß er auf ihn warte, so war das nur ein Vorwand, um noch länger am Fenster stehenbleiben zu können.

Seit jenem Tag, an dem Lars in Falla die Macht und Herrlichkeit von ihm genommen hatte, war von der großen Kaiserin, dem kleinen Mädchen von Skrolycka, kein Zeichen und keine Botschaft zu Jan gelangt. Er war überzeugt, es hatte nicht ohne ihre Einwilligung geschehen können, und daraus erkannte er, daß er, Jan, etwas getan haben mußte, was ihr unangenehm gewesen war. Aber was es war, das konnte er nicht herausbringen, ob er sich auch noch so sehr den Kopf zerbrach. Er grübelte darüber nach in den langen Winterabenden und während der langen dunklen Morgen, wenn er in der Scheune auf Falla den Dreschflegel schwang, und auch während der kurzen Tage, wo er Brennholz aus dem Walde nach dem Hofe fuhr.

Er konnte nicht glauben, daß sie über das, was mit dem Kaisertum selbst zusammenhing, ärgerlich sein könnte. Drei Monate lang war ja alles ausgezeichnet gegangen. Da hatte er eine Zeit gehabt — nie, nie hätte er sich das träumen lassen, was er, der arme Mann, wirklich erlebt hatte! Aber dagegen konnte doch Klara Gulla nichts haben.

Nein, er mußte etwas getan oder gesagt haben, mit dem sie unzufrieden war, und deshalb war die Strafe über ihn gekommen.

Aber so unversöhnlich konnte sie doch nicht sein, daß sie ihm nie verzeihen würde? Ach, wenn sie ihm doch nur sagen wollte, warum sie böse über ihn war! Was er tun konnte, um sie zu versöhnen, dem wollte er sich ohne

Klage unterwerfen. Da konnte sie ja selbst sehen, er hatte seine Arbeitskleider wieder angezogen und war zu seinem Tagewerk gegangen, sobald sie ihn hatte wissen lassen, daß sie es so haben wollte.

Wie ihm zumut war, darüber wollte er indes weder mit Katrine noch mit dem Netzstricker reden. Ganz geduldig wollte er warten, bis ein sicheres Zeichen von Klara Gulla eintraf. Gar oft fühlte er dieses Zeichen auch ganz nahe, ja eigentlich zum Greifen nahe, wenn er nur die Hand danach ausstreckte.

Gerade an diesem Tag, wo er bei der großen Kälte im Zimmer eingeschlossen saß, hatte er wieder ganz deutlich gefühlt, daß Nachrichten von Klara Gulla im Anzug waren. Und nach diesen Nachrichten spähte er durch die kleine durchsichtige Ecke in der Fensterscheibe aus. Wenn die Nachrichten jetzt nicht bald kamen, dann war es ihm unmöglich, das Leben noch länger zu ertragen, das fühlte er deutlich.

Jetzt war es indes schon so dunkel, daß er kaum noch die Gitterpforte unterscheiden konnte, und so war also auch für diesen Tag alle Hoffnung zu Ende. Deshalb machte er nun auch keine Einwendungen mehr, als Katrine wieder vom Zubettgehen redete. Sie trug die Grütze auf, das Abendbrot wurde gegessen, und ehe die Uhr ein Viertel nach sechs zeigte, waren die beiden schon zur Ruhe gegangen.

Sie schliefen auch bald ein; aber es wurde kein langer Schlaf. Die große Kastenuhr hatte kaum halb sieben geschlagen, als Jan schon wieder aus dem Bett sprang. Rasch legte er frisches Holz auf die Glut, die noch nicht ganz ausgegangen war, und dann zog er sich an.

Er gab sich zwar alle Mühe, so leise wie möglich zu sein, aber dennoch wachte Katrine auf. Sie setzte sich im Bette auf und fragte, ob es denn schon Morgen sei.

Nein, nein, beruhigte sie Jan, das sei es gewiß nicht; aber das kleine Mädchen habe ihn im Traum gerufen und ihm befohlen, in den Wald zu gehen.

Jetzt war die Reihe zu seufzen an Katrine! Ach, der Wahnsinn hatte sich Jans wohl wieder bemächtigt! Sie hatte das in der letzten Zeit jeden Tag erwartet, denn Jan war gar so niedergedrückt und ruhelos gewesen.

Jetzt machte sie gar keinen Versuch, ihn zum Dableiben zu überreden; statt dessen stand sie auch auf und kleidete sich an.

„Wart ein wenig!" sagte sie, als Jan fertig unter der Tür stand und eben hinausgehen wollte. „Wenn du heut nacht in den Wald hinaus mußt, dann will ich mit dir gehen."

Sie hatte erwartet, er werde Einwendungen machen; aber er widersprach ihr nicht, sondern blieb an der Tür stehen, bis sie fertig war. Er schien es allerdings eilig zu haben, war aber jetzt doch vernünftiger und gefaßter, als er den ganzen Tag über gewesen war.

Ja, das war auch ein Abend, um unterwegs zu sein! Die Kälte stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer von scharfen, spitzigen Glasscherben. Sie schnitt ihnen wie mit Messern ins Gesicht, und sie hatten das Gefühl, als werde ihnen die Nase aus dem Gesicht gerissen. Die Fingerspitzen taten ihnen bitter weh, und es war, als würden ihnen sofort die Zehen abgehauen, sie fühlten gar nicht mehr, daß sie noch welche hatten.

Aber Jan ließ nicht einen Ton der Klage über seine Lippen dringen und auch Katrine nicht. Unentwegt gingen sie weiter. Jan schlug denselben Weg über den Hügel ein, den er damals am Weihnachtsmorgen mit Klara Gulla gegangen war, als sie noch so klein gewesen, daß man sie hatte tragen müssen.

Der Himmel war klar, und eine schmale silberne Mondsichel blinkte im Westen; es war also durchaus nicht dunkel. Aber trotzdem fiel es den beiden nächtlichen Wanderern schwer, auf dem Weg zu bleiben, denn alles war ganz weiß. Einmal ums andere kamen sie über den Wegrand hinaus und sanken tief in den Schnee ein.

Doch gelang es ihnen schließlich, sich bis zu dem großen Steinblock hindurchzuarbeiten, der einstmals von einem Riesen nach der Svartsjöer Kirche geschleudert worden war.

Jan war schon an ihm vorübergegangen, als Katrine, die hinter ihm ging, einen lauten Schrei ausstieß.

„Jan, Jan! Siehst du denn nicht, daß hier jemand sitzt?" rief sie entsetzt.

Und seit jenem Tag, wo Lars Gunnarsson gekommen

war, um ihnen ihr Häuschen zu nehmen, hatte sie Jan nie wieder so angstvoll aufschreien hören.

Er drehte um und trat zu ihr, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten beide das Hasenpanier ergriffen. Denn wahr und wahrhaftig, saß da nicht, an den Stein gelehnt und mit Rauhreif fast ganz überzogen, ein großer alter Troll mit struppigem Bart und einer Nase wie ein Rüssel?

Ganz regungslos saß er da, und es war nicht anders anzunehmen, als daß er, von Kälte ganz erstarrt, nicht mehr in seine Erdhöhle, oder wo er sich sonst aufhielt, hatte zurückkehren können.

„Wie merkwürdig, Jan, daß es solche doch wirklich gibt!" sagte Katrine. „Das hätt' ich nicht geglaubt, soviel ich auch schon von ihnen reden hörte."

Aber welches von den beiden sich zuerst faßte und wer zuerst erkannte, was er sah, das war nicht Katrine, sondern Jan.

„Es ist kein Troll," sagte er. „Nein, es ist kein Troll, es ist Agrippa Prästberg."

„Ums Himmels willen, was sagst du?" rief Katrine. „Und wahrhaftig, es ist Greppa! Aber er sieht einem Troll zum Verwechseln ähnlich."

„Er hat sich hier niedergesetzt und ist eingeschlafen," sagte Jan. „Er wird doch nicht am Ende tot sein?"

Sie riefen den Alten bei Namen und schüttelten ihn; aber er blieb trotzdem starr und regungslos sitzen.

„Lauf du heim und hol den Schlitten, damit wir ihn nach Haus schaffen!" befahl Jan. „Ich bleib' hier und reib' ihn mit Schnee, bis er aufwacht."

„Wenn du dann nur nicht auch erfroren bist, bis ich zurückkomme," erwiderte Katrine.

Aber Jan sagte:

„Meine liebe Katrine, mir ist seit Jahren nicht so heiß gewesen wie heut abend. Ich bin so glücklich über das kleine Mädchen. Ist es nicht sehr schön von ihr, daß sie uns hier herausgeschickt hat, damit wir dem das Leben retten, der so viele Lügen über sie verbreitet hat?"

* *
*

Ein paar Wochen später, gerade als Jan auf dem Heimweg von seiner Arbeit war, kam ihm Agrippa entgegen.

„Jetzt bin ich wieder ganz frisch und gesund," sagte Greppa. „Aber soviel ist sicher, wenn du und Katrine mir nicht zu Hilfe gekommen wäret, dann wär' heutigentags nicht mehr viel übrig von Johann Utter Agrippa Prästberg, und ich hab' mir deshalb auch den Kopf zerbrochen, wie ich euch einen Gegendienst leisten könnte."

„Mein guter Agrippa Prästberg, deshalb braucht Ihr Euch keine grauen Haare wachsen zu lassen," sagte Jan und hob abwehrend die Hand auf.

„Ach schweig und hör mich an!" sagte Prästberg. „Wenn ich gesagt hab', ich hätt' mir den Kopf zerbrochen, wie ich euch einen Gegendienst leisten könnte, so ist's kein leeres Gerede, sondern 's ist ernsthaft gemeint. Und jetzt ist's auch schon ausgeführt. Vor einigen Tagen bin ich hier dem Handelsmann begegnet, der eurem Mädel damals das rote Kleid geschenkt hatte."

„Wem?" fragte Jan, und er war so aufgeregt, daß er förmlich nach Luft schnappte.

„Dem Mann, der eurem Mädel das Kleid geschenkt hat und durch dessen Vermittlung sie dann in Stockholm ins Unglück geraten ist. Da hab' ich ihm zuerst auf eure Rechnung eine so feste Tracht Prügel gegeben, als er vertragen konnte, und dann hab' ich zu ihm gesagt, wenn er sich das nächstemal in diesem Bezirk zeige, könne er noch einmal soviel bekommen."

Jan wollte nicht glauben, daß er recht gehört hatte.

„Aber was sagte er? Habt Ihr ihn nicht nach Klara Gulla gefragt? Hat er keine Botschaft von ihr gehabt?"

„Was hätte er sagen sollen? Er hat die Prügel hingenommen und geschwiegen. So, nun hab' ich euch also einen Gegendienst geleistet, nun sind wir quitt. Johann Utter Agrippa Prästberg bleibt nicht gern jemand was schuldig."

Damit marschierte Greppa weiter; aber Jan blieb mitten auf dem Wege stehen und jammerte laut.

Das kleine Mädchen, das kleine Mädchen! Es hatte ihm eine Botschaft schicken wollen. Dieser Handelsmann

hatte ganz gewiß Grüße von ihr gehabt. Aber jetzt erfuhr er ja nichts, der Mann war fortgejagt.

Jan rang die Hände. Er weinte nicht, aber sein ganzer Körper tat ihm weh, viel weher, als wenn er krank gewesen wäre.

Jetzt erst begriff er Klara Gullas Absicht! Präſtberg, der immer unterwegs war, hätte von dem Handelsmann eine Botschaft entgegennehmen und sie Jan weitergeben sollen. Ach, bei Präſtberg war es genau so, wie es mit einem Troll zu gehen pflegt: einerlei, ob dieser helfen oder schaden will, es geschieht immer ein Unglück.

Der Sonntag nach Johanni

Am ersten Sonntag nach dem Johannisfest waren alle Leute in Askedalarna beim Netzstricker zu der großen Gasterei geladen, die der Netzstricker und seine Schwiegertochter jedes Jahr um diese Zeit zu geben pflegten.

Man hatte wohl Grund, sich darüber zu verwundern, daß zwei so bettelarme Leute jedes Jahr ein Gastmahl gaben; aber allen denen, die mit den Verhältnissen bekannt waren, kam die Sache ganz natürlich vor.

Es verhielt sich nämlich folgendermaßen: Als der Netzstricker noch ein reicher Mann gewesen war, hatte er jedem von seinen Söhnen einen Hof gegeben. Der älteste von ihnen hatte dann mit seinem Eigentum ungefähr so gehaust wie Ol' Bengtsa selbst und war als ein armer Mann gestorben.

Der andere Sohn aber war von gesetzterer und ordentlicherer Art. Er hatte seinen Hof noch in gutem Stand, ja er hatte seinen Besitz überdies vermehrt und war nun ein vermöglicher Mann.

Aber was er jetzt sein eigen nannte, war nur ein ärmlicher Besitz gegen den, den er hätte haben können, wenn der Vater nicht so verschwenderisch mit dem Seinen umgegangen wäre und seine Gelder und seinen Grundbesitz nicht ganz zweck- und sinnlos verschleudert hätte. Wenn diesem Sohn in seinen jungen Jahren solcher Reichtum zugefallen wäre, dann hätte er es weiß Gott wie weit

bringen können. Er hätte alle Wälder des Lövsjöer Bezirks sein eigen nennen, in Broby ein Handelshaus und auf dem Löfven ein Dampfboot haben können. Ja, er hätte sogar als Herr auf dem Ekebyer Hüttenwerk sitzen können!

Der Sohn hatte natürlich dem Vater seine Mißwirtschaft nur schwer verzeihen können; aber er hatte sich doch immer zusammengenommen, damit es zu keinem Bruch gekommen war. Als Ol' Bengtsa bankerott wurde, hatten allerdings viele Leute und auch der Vater selbst erwartet, nun werde der Sohn dem Vater mit seinen Mitteln zu Hilfe kommen. Aber was hätte das nützen können? Es wäre ja nur alles in die Hände der Gläubiger gefallen. Gerade in Gedanken daran, daß der Vater noch irgendwo hinkommen könnte, wenn alles zu Ende wäre, hatte der Sohn das zurückbehalten, was er bekommen hatte.

Daß dann Ol' Bengtsa zu der Witwe des älteren Sohnes gezogen war und ihr angeboten hatte, sich und sie durch Netzstricken zu versorgen, daran war der jüngere Sohn nicht schuld. Nicht einmal, sondern hundertmal hatte er den Vater gebeten, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen. Mit seiner Weigerung beging der Vater fast ein neues Unrecht gegen ihn; denn der Sohn wurde von denen, die wußten, wie schlecht es dem Alten ging, scheel darob angesehen.

Aber selbst darum war es nicht zum Streit zwischen Vater und Sohn gekommen, und um dem Alten seine Freundschaft zu beweisen, legte der Sohn jeden Sommer einmal mit Frau und Kindern den lebensgefährlichen Weg nach Askedalarna zurück und blieb den ganzen Tag dort.

Wenn nun die Leute gewußt hätten, wie bedrückt sich sowohl er als seine Frau fühlten, so oft sie die kleine Hütte mit dem baufälligen Schuppen und dem steinigen Kartoffelacker sowie die vielen in Lumpen gekleideten Kinder der Schwägerin sahen, dann hätten sie wohl verstanden, wie groß ihre Liebe für den Vater war, da sie, nur um mit ihm zusammen zu sein, dies alles einmal im Jahre aushielten.

Am verdrießlichsten aber war ihm und seiner Frau, daß ihretwegen eine Gasterei gegeben werden sollte. So

oft sie wieder fortgingen, baten und flehten sie, der Vater solle es doch im nächsten Jahr, wenn sie wiederkämen, lassen, ihnen zu Ehren die Nachbarn einzuladen; aber der Alte war unerbittlich. Er wollte nicht auf das Gastmahl verzichten, obgleich er sicherlich nicht das Geld dazu hatte. Man hätte nicht geglaubt, daß von dem alten Ol' Bengtsa auf Ljusterby noch soviel übrig war, wenn man ihn so alt und stumpfsinnig umhergehen sah; aber die Lust zum Großtun war ihm eben doch noch geblieben. Sie hatte ihn ins Unglück gestürzt, und er schien sich ihrer nicht entschlagen zu können.

Der Sohn hatte es auf Umwegen gehört, und er wußte es ja auch ohnedies, daß der Alte und die Schwägerin das ganze Jahr hindurch sparten und zusammenscharrten, nur um an dem Tag, wo die Verwandten kamen, ein richtiges Gastmahl halten zu können. Aber dann wurde auch in einem fort geschmaust! Ein reichgedeckter Kaffeetisch wartete ihrer, ehe man aus dem Wagen gestiegen war. Dann kam das Mittagessen für alle Nachbarn mit Fisch und Braten und Reispudding und Saftcreme und einer großen Menge Getränke. Das war alles so traurig, daß der Sohn und seine Frau am liebsten geweint hätten. Beiden taten sie nichts, um dieser Torheit Vorschub zu leisten. Sie brachten als Gastgeschenke immer nur solche Dinge, die zum einfachen täglichen Leben gehörten. Aber das Festessen wurde deshalb doch gegeben.

Manchmal sagten sie zueinander, es werde ihnen am Ende nichts anderes übrigbleiben, als den Besuch ganz einzustellen, damit sich der Vater nicht noch einmal ihretwegen zugrunde richte. Aber sie fürchteten, wenn sie daheim blieben, so würde die gute Absicht, die sie dabei hatten, von niemand verstanden werden.

Und mit was für Leuten mußten sie bei diesem Festessen zusammensitzen! Mit alten Schmieden und Fischern und Kätnersleuten! Wenn nicht auch immer so angesehene Leute wie die von Falla gekommen wären, so wäre nicht ein Mensch dabei gewesen, mit dem sich ein vernünftiges Wort hätte reden lassen.

Ol' Bengtsas Sohn hatte natürlich Erik auf Falla selbst am meisten geschätzt, aber er fühlte auch große Achtung vor Lars Gunnarsson, der nach dem Tode des

Schwiegervaters den Hof übernommen hatte. Lars stammte allerdings nicht aus vornehmem Geschlecht, aber er war ein Mann, der es verstanden hatte, sich eine gute Heirat zu sichern, und der auch sicherlich nicht ruhte, bis er sich Reichtum und Ansehen unter den Leuten erworben hatte.

Es war also eine große Enttäuschung für Ol' Bengtsas Sohn, als er im dritten Jahre nach Erik auf Fallas Tod gleich bei seiner Ankunft in Askedalarna hörte, Lars Gunnarsson werde wohl diesmal nicht zum Fest kommen.

„Ich bin nicht schuld daran," sagte der alte Netzstricker. „Er gehört zwar nicht gerade zu meinen Leuten, aber deinetwegen bin ich doch nach Falla hinübergegangen und hab' ihn eingeladen."

„Das Fest hier ist vielleicht nicht nach seinem Geschmack," meinte der Sohn.

„O doch," versetzte der Alte, „ich glaub', er wär' mehr als gern dabei gewesen. Was ihn dran hindert, ist was anderes."

Der Alte gab keine nähere Erklärung, was er damit meinte; aber als die Gäste noch bei der ersten Tasse Kaffee saßen, kam er wieder darauf zurück.

„Du brauchst nicht zu bedauern, daß Lars heute nicht hierherkommt," sagte er. „Es ist gar nicht sicher, ob du dich jetzt in seiner Gesellschaft wohlfühlen würdest. Er ist in der letzten Zeit etwas unordentlich geworden."

„Ihr wollt doch nicht sagen, daß er das Trinken angefangen hat," warf der Sohn ein.

„Doch, das ist nicht fehlgeschossen," antwortete der Alte. „Seit dem Frühling ist's über ihn gekommen, und seit Johanni ist er gewiß nicht an einem einzigen Tag mehr ganz nüchtern gewesen."

Bei diesen Besuchen wurde es so gehalten: nachdem der Kaffee getrunken war, nahmen Vater und Sohn ihre Angelruten, gingen damit an den See hinunter und angelten. Um die Fische nicht zu vertreiben, verhielt sich der Alte meist mäuschenstill, doch in diesem Jahr machte er eine Ausnahme.

Einmal ums andere redete er den Sohn an. Natürlich kamen die Bemerkungen wie gewöhnlich nur langsam heraus und auch nur in kurzen Sätzen, aber der Vater

war lebhafter als in den vorhergehenden Jahren, das war unverkennbar.

Man hätte fast glauben können, er habe etwas Besonderes auf dem Herzen, oder besser gesagt, er möchte gerne von dem Sohne auf irgend etwas eine Antwort haben. Er war wie jemand, der vor einem leeren Haus steht und immer wieder ruft und die Hoffnung, es werde schließlich jemand kommen und aufmachen, nicht aufgeben will.

Mehrere Male kam er wieder auf Lars Gunnarsson zurück. Er erzählte, wie es damals bei der Christenlehre gegangen war, und kramte auch all den Klatsch aus, der seit Erik in Fallas Tod in Askedalarna über Lars im Umlauf war.

Der Sohn gab dem Vater darin recht, daß Lars Gunnarsson wohl nicht so ganz unschuldig sein werde. Und wenn er jetzt das Trinken angefangen habe, so sei das auch ein schlimmes Zeichen.

„Ja, ja, ich bin neugierig, wie er über den heutigen Tag hinüberkommt," sagte der Alte.

In demselben Augenblick zappelte ein Fisch an der Angel des Sohnes, und so war dieser einer Antwort überhoben. Es war in dieser Geschichte nichts, was mit dem, was zwischen ihm und dem Vater stand, die geringste Ähnlichkeit gehabt hätte, aber er war doch fest überzeugt, daß der Alte bei dem, was er sagte, eine bestimmte Absicht hatte.

„Ich hoffe, daß er heut abend zum Pfarrer geht," begann der Alte wieder. „Denn es gibt Vergebung, wenn man sie nur sucht."

Nachdem der Alte das gesagt hatte, herrschte lange tiefes Schweigen zwischen Vater und Sohn. Der Sohn war eifrig dabei, einen neuen Köder an die Angel zu stecken und dachte deshalb gar nicht daran, etwas zu erwidern. Und es war auch nichts gewesen, was eine Antwort erheischte. Aber dann stieß der Alte plötzlich einen so tiefen Seufzer aus, daß der Sohn ihn unwillkürlich ansah.

„Seht Ihr's nicht, Vater? Ein Fisch hat angebissen," sagte er. „Ich glaub', Ihr laßt den Barsch mit der Angel davonschwimmen."

Der Alte fuhr zusammen. Er löste den Fisch vom Angelhaken, benahm sich aber sehr ungeschickt, und so fiel der Fisch ins Wasser zurück.

„Ich hab' heut offenbar kein Glück beim Fischen, so gern ich auch welche fangen möchte," sagte er.

Ja, es war kein Zweifel, der Vater hatte etwas auf dem Herzen, was er dem Sohne sagen und bekennen wollte. Aber das konnte man doch wohl nicht verlangen, daß er sich auf die gleiche Stufe mit einem stellen sollte, der im Verdacht stand, seinen Schwiegervater umgebracht zu haben.

Der Alte hatte keinen neuen Köder auf seinen Angelhaken gesteckt. Mit zusammengelegten Händen stand er auf seinem Stein und starrte mit erloschenen Augen in das klare Wasser hinein.

„Ja, es gibt Vergebung," sagte er. „Für alle, die ihre Eltern vernachlässigen und sie in eisiger Kälte vergeblich auf Hilfe warten lassen, gibt's bis auf den heutigen Tag noch Vergebung. Aber dann ist es zu Ende."

Dies konnte doch nicht dem Sohne gelten. Der Vater dachte wohl nur laut nach der Gewohnheit der alten Leute.

Nun aber fiel ihm ein, er könnte ja auch einen Versuch machen, mit dem Vater von etwas anderem zu reden, und so begann er:

„Wie geht es denn dem Mann in Askedalarna, der im letzten Herbst verrückt geworden ist?"

„Ach so, du meinst Jan von Skrolycka?" antwortete der Alte. „Nun, der ist den ganzen Winter über vernünftig gewesen. Auch er will heut nicht zu unserem Gastmahl kommen, aber ihn wirst du wohl nicht vermissen. Er ist ja nur so ein armer Häusler wie ich auch."

Das war freilich wahr; aber der Sohn war nur zu froh, daß er nun von jemand anders sprechen konnte als von Lars Gunnarsson, und so fragte er mit großer Teilnahme, was denn Jan in Skrolycka eigentlich fehle.

„Ach, es fehlt ihm nichts, als daß er vor lauter Heimweh nach seiner Tochter, die vor zwei Jahren in die Welt hinausgegangen ist und seither nicht ein einziges Wort von sich hat hören lassen, krank geworden ist."

„Ist's die, die ins Unglück geraten ist?"

„Ach so, das weißt du noch? Aber das ist's nicht, warum sich der Vater zu Tode grämt. Die große Lieblosigkeit ist's, die er nicht vertragen kann."

Die Redseligkeit des Vaters war geradezu ängstlich, er sagte gewiß mehr, als gut war.

„Ich glaub', ich will einmal dort auf den äußersten Stein hinausgehen," sagte der Sohn. „Dort seh' ich viele Fische herumschwimmen."

Durch diese Platzveränderung kam er außer Hörweite des Alten, und nachher fand sich den ganzen Vormittag keine Gelegenheit mehr zu einer Unterhaltung. Aber wo immer der Sohn sich aufhielt, fühlte er sich von den trüben glanzlosen Augen des Vaters verfolgt.

Er war diesmal wirklich froh, als die Gäste allmählich ankamen.

Der Tisch war vor dem Hause gedeckt, und als der Vater zum Essen kam, machte er einen Versuch, Sorgen und Bekümmernisse abzuwerfen. Wenn er als Gastgeber an einem wohlbesetzten Tisch saß, trat noch so viel von dem alten Ol' Bengtsa zutage, daß man einen Begriff davon bekam, wie er früher gewesen war.

Von Falla war niemand anwesend; aber Lars Gunnarsson war in aller Gedanken, das merkte man wohl, und darüber konnte man sich natürlich nicht verwundern, denn es war ja gerade der Tag, vor dem Lars gewarnt worden war. Der Sohn von Ol' Bengtsa bekam nun auch noch sehr viel von der Christenlehre auf Falla und wie merkwürdig es gewesen war, daß der Pfarrer gerade an jenem Abend von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern gesprochen hatte, zu hören, jedenfalls mehr, als ihm angenehm war. Er sagte zwar nichts, aber der alte Ol' Bengtsa mußte ihm am Gesicht angesehen haben, daß er dieser Sache allmählich überdrüssig wurde, denn nun wendete er sich an den Sohn und redete ihn an.

„Was sagst du zu all dem, Nils?" fragte er. „Du denkst gewiß in deinem Herzen, es sei sehr sonderbar, daß unser Herrgott nicht auch ein Gebot für die Eltern geschrieben habe, wie die sich gegen ihre Kinder verhalten sollten?"

Das kam dem Sohn ganz unerwartet. Er fühlte, daß

er rot wurde, wie wenn er auf frischer Tat ertappt worden wäre.

„Aber Vater!“ sagte er. „Ich hab' niemals weder gedacht, noch gesprochen — — —“

„Ja, das ist wahr,“ unterbrach ihn der Alte, und zugleich wendete er sich an alle, die am Tisch saßen. „Ich weiß, es wird euch schwer werden, das zu glauben, was ich jetzt sage. Aber es ist die reine Wahrheit, daß dieser mein Sohn mir noch niemals ein böses Wort gegeben hat, und seine Frau auch nicht.“

Der Alte hatte sich mit diesen Worten nicht an eine bestimmte Person gewendet, und es schien sich auch keiner von den Anwesenden bemüßigt zu fühlen, ihm etwas zu erwidern.

„Ja, die meinigen haben harte Prüfungen durchmachen müssen,“ fuhr Ol' Bengtsa fort. „Es waren große Güter, die ihnen entgangen sind. Sie könnten jetzt Herrenleute sein, wenn ich mich nur um das Meinige ordentlich angenommen hätte. Aber sie haben sich niemals beklagt. Und jeden Sommer kommen sie hierher und besuchen mich, um zu zeigen, daß sie mir nicht böse sind.“

Das ganze Gesicht des Alten sah jetzt wieder wie erstorben aus, und seine Stimme klang sehr ruhig. Der Sohn wußte nicht, ob der Vater an etwas Bestimmtes dachte, das er ihm mitteilen wollte; oder ob er nur sprach, um überhaupt etwas zu sagen.

„Bei ihnen ist's ganz anders als bei der Lisa hier,“ begann der Alte wieder, und er deutete dabei auf seine Schwiegertochter, bei der er wohnte. „Sie jammert mir jeden Tag den Kopf voll, daß ich mein Hab und Gut verschleudert habe.“

Die Schwiegertochter fühlte sich nicht im geringsten gekränkt über diese Worte, sondern antwortete ihm mit einem gutmütigen Lachen.

„Und Ihr, Ihr jammert über mich, weil ich mit dem Stopfen und Flicken von all den vielen Löchern in den Kleidern der Kinder nicht fertig werde.“

„Ja, das ist wahr,“ gab er zu. „Seht, wir nehmen kein Blatt vor den Mund, sondern reden frei heraus miteinander. Wir können über alles miteinander reden,

und alles, was ich hab', gehört ihr, und alles, was sie hat, gehört mir. Deshalb ist's mir nachgerade auch, als sei sie mein wahres Kind."

Der Sohn fühlte sich wieder eigentümlich berührt, und allmählich wurde er ängstlich. Ganz gewiß, der Alte wollte irgend etwas erzwingen, es war eine bestimmte Antwort, auf die er wartete.

Aber diese mußte doch nicht gerade hier, inmitten aller der fremden Menschen, gegeben werden.

Es war darum auch eine wirkliche Erleichterung für Ol' Bengtsas Sohn, als er aufsah und Lars Gunnarsson mit seiner Frau erblickte, die an der Gitterpforte standen und eben in den Hof hereinkommen wollten.

Aber nicht nur er, sondern alle Anwesenden waren froh über die Ankunft der beiden. Jetzt schien kein einziger mehr eine Erinnerung an die mißtrauischen Gedanken zu haben, die man über Lars hegte.

Lars und seine Frau entschuldigten sich viele Male für ihr Zuspätkommen, aber Lars habe so schreckliche Kopfschmerzen gehabt, daß sie gemeint hätten, sie könnten gar nicht an dem Gastmahl teilnehmen. Dann sei es aber doch ein wenig besser mit ihm geworden, und da habe er gedacht, er wolle sich doch bei Ol' Bengtsa einstellen. Vielleicht könne er seine Schmerzen vergessen, wenn er mit andern zusammen sei.

Lars sah ein wenig hohläugig aus, und an den Schläfen war er etwas kahl geworden; sonst aber war er ebenso vergnügt und umgänglich wie im vorigen Jahre hier bei Ol' Bengtsa. Kaum hatte er ein paar Bissen gegessen, so waren er und der Sohn von Ol' Bengtsa auch schon mitten in einem Gespräch über den Holzhandel, über großen Verdienst und ausgeliehene Gelder.

Die kleinen Leute ringsum waren geradezu bestürzt über die großen Summen, die sie da nennen hörten, und wagten nicht mitzureden. Nur der alte Ol' Bengtsa wollte auch das Wort haben.

„Da ihr jetzt vom Geld sprecht," sagte er, „so möcht' ich wissen, ob du, Nils, dich noch an den Schuldschein über 17 000 Reichstaler erinnern kannst, den ich von dem alten Besitzer auf Duvnäs bekommen hatte? Du wirst dich entsinnen, daß er verlegt worden war und absolut

25*

nicht gefunden wurde, als ich mich in der allergrößten Not befand? Ich hatte zwar doch an den Hüttenbesitzer geschrieben und machte meine Ansprüche geltend, aber die Antwort bekommen, daß er im Sterben liege. Und nachdem er tot war, konnte das Nachlaßgericht nichts darüber in den Büchern finden. Ich bekam den Bescheid, es sei den Herren unmöglich, meine Forderung zu bezahlen, da ich ja den Schein nicht vorweisen könne. Wir haben ihn überall gesucht, ich und meine Söhne, aber er ist nirgends zu finden gewesen."

„Ihr wollt doch nicht sagen, Vater, daß Ihr ihn jetzt gefunden habt," rief der Sohn.

„Es ist zu merkwürdig," fuhr der Alte fort. „Eines Morgens kam Jan von Skrolycka zu mir und sagte mir aufs bestimmteste, er wisse, daß der Schein in dem Geheimfach meiner Kleidertruhe liege. Er habe im Traum gesehen, wie ich ihn dort herausgenommen habe."

„Aber da habt Ihr doch wohl gesucht gehabt?"

„Jawohl, in dem Geheimfach, das links in meiner Kleidertruhe ist, hab' ich gesucht gehabt. Aber Jan behauptete, nein, der Schein liege rechts in der Truhe. Und wie ich nun da nachsehe, entdecke ich auf der rechten Seite ein Geheimfach, von dem ich gar nichts gewußt habe. Und darin lag der Schein."

Der Sohn legte einen Augenblick Messer und Gabel weg, nahm sie dann aber wieder auf. In der Stimme des Alten hatte etwas gelegen, das ihn warnte. Es war vielleicht alles miteinander nicht wahr.

„Der Schein ist wohl verjährt?" warf er hin.

„Ja, bei einem anderen Schuldner wär' er das sicherlich gewesen," sagte der Alte. „Ich bin aber dann mit ihm zu dem jungen Herrn auf Duvnäs gefahren, und er hat ihn sogleich anerkannt. ‚Es ist sonnenklar, daß ich meines Vaters Schuld bereinigen werde, Ol' Bengtsa,' hat er gesagt. ‚Aber Ihr müßt mir ein paar Wochen Frist lassen, denn es ist eine große Summe, wenn sie auf einmal bezahlt werden soll.'"

„Das ist wie ein Ehrenmann gesprochen," sagte der Sohn und legte die Hand schwer auf den Tisch. Trotz allem Mißtrauen schlich die Freude in sein Herz hinein. Wie merkwürdig, etwas so Herrliches hatte der Alte den

ganzen Tag mit sich herumgetragen und es nicht über sich vermocht, damit herauszurücken!

„Da hab' ich zu dem Hüttenbesitzer gesagt, er braucht das Geld gar nicht zu bezahlen," erklärte der Netzstricker. „Wenn er mir nur einen neuen Schein ausstellen wolle, dann könne es ruhig bei ihm stehen bleiben."

„Das ist auch sehr gut," versetzte der Sohn.

Es wurde ihm schwer, sich so ruhig zu zeigen, wie er für wünschenswert hielt. Seine Stimme klang unwillkürlich froh und laut. Aber er wußte, bei Ol' Bengtsa durfte man nie ganz sicher sein; im nächsten Augenblick konnte es ihm möglicherweise einfallen, zu sagen, alles miteinander sei nur eine Erdichtung gewesen.

„Du glaubst mir gewiß nicht," sagte der Alte. „Willst du den Schein sehen? Du, Lisa, geh und hol ihn her!"

Gleich darauf hatte der Sohn den Schein vor Augen.

Er sah zuerst nach der Unterschrift und erkannte sofort den klaren deutlichen Namenszug. Dann sah er nach der Summe, und auch die war richtig.

Er nickte seiner Frau zu, die ihm gegenüber saß, um ihr anzudeuten, daß alles seine Richtigkeit habe, und reichte ihr zugleich den Schein hin, denn sie war natürlich furchtbar begierig, ihn selbst zu sehen.

Die Frau las den Schuldschein von Anfang bis zu Ende sorgfältig durch.

„Aber was ist das hier?" fragte sie. ‚Bezahle Lisa Persdotter in Askedalarna, der Witwe von Bengt Olsson in Ljusterby' — — — „Soll Lisa den Schein bekommen?"

„Ja," sagte der Alte, „sie hat dies Geld von mir bekommen, denn sie ist mein rechtes Kind."

„Aber das ist unrecht gegen — — —"

„Nein, es ist kein Unrecht," entgegnete der Alte mit seiner müden Stimme. „Ich habe meine Gläubiger bezahlt und bin niemand mehr etwas schuldig."

„Es hätte ja sein können," fuhr er fort, indem er sich an den Sohn wendete, „daß ich auch noch einen anderen Gläubiger gehabt hätte, aber ich hab' mir genaue Auskunft darüber verschafft, und ich weiß, ich habe keinen."

„Damit meint Ihr mich,“ erwiderte der Sohn. „An mich denkt Ihr nie — — —“

Aber alles, was der Sohn nun im Begriff war, dem Vater zu sagen, blieb ungesagt. Er wurde von einem lauten Schrei auf der andern Seite des Tisches unterbrochen.

Dort hatte Lars Gunnarsson ganz plötzlich eine volle Branntweinflasche ergriffen und an den Mund gesetzt. Seine Frau hatte den Schreckensruf ausgestoßen, und sie versuchte, Lars die Flasche zu entreißen. Lars wehrte seine Frau ab, bis er die Flasche halb ausgetrunken hatte. Dann stellte er sie auf den Tisch und wendete sich an seine Frau. Sein Gesicht war dunkelrot, seine Augen starrten verwirrt umher, und er ballte die Fäuste.

„Hast du nicht gehört, daß Jan es war, der den Schein gefunden hat? Nun ist's klar, er hat das zweite Gesicht. Alles, was er träumt, ist wahr. Und du wirst sehen, daß mit dem heutigen Tag noch das Unglück über mich kommt, wie er gesagt hat.“

„Er hat dir ja nur gesagt, du solltest dich in acht nehmen,“ versuchte Lars Frau zu beruhigen.

„Du hast nicht nachgelassen, bis ich mit hierherging, weil ich da vergessen würde, was heut für ein Tag ist. Und nun hab' ich dafür diese Warnung bekommen.“

Noch einmal setzte er die Branntweinflasche an den Mund; aber seine Frau warf sich über ihn und weinte und flehte. Da stellte er sie wieder auf den Tisch und stieß ein lautes Gelächter aus.

„Behalt sie, behalt sie nur!“ sagte er, indem er aufstand und den Stuhl wegstieß. „Und gut Nacht, Ol' Bengtsa! Ihr entschuldigt mich wohl, wenn ich schon aufbreche. Heut muß ich an einen Ort, wo ich in aller Ruhe trinken kann.“

Er ging nach der Pforte, und seine Frau folgte ihm. Aber als er an der Gittertür angekommen war und eben hindurchgehen wollte, stieß er seine Frau zurück.

„Was willst du noch bei mir? Ich hab' meine Warnung bekommen. Mit mir geht's dem Verderben zu.“

An dem Tag, wo bei dem Netzstricker die große Gasterei gegeben wurde, war Jan von Skrolycka zu Hause geblieben. Erst als es Abend wurde, setzte er sich nach seiner Gewohnheit auf die steinernen Stufen vor der Haustür.

Er war nicht gerade krank, fühlte sich aber matt und schwach; in der Stube war es nach dem langen sonnigen Tag drückend heiß, und so freute er sich, draußen frische Luft zu schöpfen. Aber auch im Freien war noch nicht viel von Abkühlung zu spüren, das merkte er sehr bald; trotzdem blieb er draußen sitzen, hauptsächlich deshalb, weil es da gar so viel Schönes zu sehen gab.

Der Juni war außerordentlich heiß und trocken gewesen, und die Waldbrände, die in allen trockenen Sommern wüteten, hatten auch ihren Anfang genommen. Das merkte Jan an den schönen blauweißen Rauchschichten, die sich gerade vor ihm über den Bergen jenseits des Duvsees auftürmten. Bald sah er auch weit gegen Süden ein hellglänzendes lockiges Wolkenhaupt, und als er seinen Blick auf den Storsnipa im Westen richtete, gewahrte er auch dort große, mit Feuer untermischte Wolken aufsteigen. Es war, als sollte die ganze Welt in Brand geraten.

Von der Stelle aus, wo Jan saß, sah er keine Flammen; aber es war ihm doch recht unheimlich zumute bei dem Gedanken, daß im Walde das Feuer raste und sich ungehindert ausbreiten konnte. Hoffentlich beschränkte es sich auf die Waldstrecken und verheerte nicht auch noch Häuser und Bauernhöfe.

Die Luft war überaus drückend, und Jan fiel es schwer, Atem zu holen; es war ihm fast, als sei schon sehr viel Luft verbrannt und nächstens keine mehr da. Nicht immer gleichmäßig, aber in kurzen Zwischenräumen kam eine Woge Brandgeruch daher, der einem die Nase beizte. Aber dieser Geruch kam nicht aus einer Herdstelle in Askedalarna, sondern es war ein Gruß von dem großen Feuer aus Tannennadeln und Moos und Reisig, das mehrere Meilen entfernt brannte und zischte.

Die Sonne war schon vor einer kurzen Weile feurig-

rot untergegangen, hatte aber noch so viel Purpurfarbe zurückgelassen, um den ganzen Himmel rot zu malen. Nicht nur nach der Seite, wo die Sonne vor kurzem noch geleuchtet hatte, war der Himmel mit zartem Rot übergossen, sondern in seiner ganzen weiten Ausdehnung. Und zu gleicher Zeit wurde das Wasser des Duvsees dunkel wie ein schwarzer Spiegel, und über diese schwarze Fläche ergossen sich Streifen von purpurschimmerndem Blut und glänzendem Gold.

Das war eine Nacht! Eine von den Nächten, in denen man für die Erde gar keinen Blick mehr übrig hat, in denen man nur noch Augen hat für den Himmel und für das Wasser, in dem sich der Himmel widerspiegelt.

Aber während Jan da vor seinem Häuschen saß und ganz in den wundervollen Anblick versunken war, stieg plötzlich ein Gedanke in ihm auf. Es war wohl ganz ausgeschlossen, daß er recht sah, aber ihm war, als sei das Himmelsgewölbe herabgesunken. Für seine Augen wenigstens war es der Erde heute viel näher als gewöhnlich.

Ganz bestimmt war das nichts Verkehrtes, er konnte sich doch auch nicht vollständig täuschen. Die große blaßrosa Kuppel senkte sich auf die Erde herab. Zugleich nahmen auch der Qualm und die Hitze zu, und Jan war drauf und dran hineinzugehen. Er fühlte schon die große Hitze, die von dem zum Schmelzen heißen Gewölbe, das auf auf ihn herunterkam, ausging.

Jan hatte ja oft und viel davon reden hören, daß die Erde einmal untergehen werde, und meistens hatte er sich gedacht, der Weltuntergang werde unter furchtbarem Donner und Blitz und Erdbeben vor sich gehen, wobei die Gebirge in die Meere stürzten und die Wasserwogen sich über die Täler und das ebene Land ergießen und alles Lebendige vernichten würden.

Aber niemals hatte sich Jan gedacht, das Ende könnte auf die Weise kommen, daß die Erde unter dem Himmelsgewölbe begraben würde und die Menschen von der Hitze und dem Qualm umkämen. Das kam ihm fürchterlicher vor als alles andere.

Er legte die Pfeife weg, obgleich sie erst halb ausgeraucht war, blieb aber sonst ruhig auf demselben Fleck

sitzen. Denn was hätte er wohl tun sollen? Das war nichts, das er von sich abwehren, nichts, dem er aus dem Wege gehen konnte. Man konnte nicht zu den Waffen greifen, um sich zu verteidigen, auch nicht ein Versteck suchen, um sich darin zu verbergen. Ja, ob man auch so mächtig gewesen wäre, alle Seen und Meere zu leeren, so würden alle Wasser nicht hingereicht haben, die Glut des Himmelsgewölbes zu löschen. Wenn man die Berge aus ihrem Grund hätte herausreißen und sie als Stützen unter das Himmelsgewölbe aufrichten können, dieses schwere Gewölbe hätten sie doch nicht zu tragen vermocht, wenn es heruntersinken sollte und mußte.

Aber eins war sehr merkwürdig dabei: es war, als merke außer ihm gar niemand etwas von dem, was vorging.

Doch jetzt, seht, seht! Was war das, was dort über dem Bergkamm emporstieg! Wurde dort nicht eine Menge schwarzer Punkte auf den hellen Rauchwolken sichtbar? Diese Funken fuhren sehr schnell durcheinander und dehnten sich dann zu kurzen Strichen aus, ungefähr so, wie wenn Bienen schwärmen.

Das waren natürlich Vögel. Aber wie merkwürdig, sie hatten sich von ihrer nächtlichen Ruhestätte erhoben und waren mitten in der Nacht hoch in die Luft hinaufgeflogen!

Ja, die Vögel wußten immer mehr als die Menschen. Sie hatten es gefühlt, daß etwas Außerordentliches im Anzug war.

Es wurde nicht früher Nacht als sonst, im Gegenteil, die Hitze nahm noch immer zu. Und etwas anderes war ja auch gar nicht zu erwarten, denn das rote Gewölbe kam immer näher. Jan kam es vor, als sei es nun schon so tief herabgesunken, daß es den Gipfel des Snipa, der dort drüben so hoch aufragte, berührte.

Aber wenn der Weltuntergang so nahe war und er nicht mehr auf eine Botschaft von Klara Gulla und noch weniger auf ein Wiedersehen mit ihr hoffen konnte, ehe alles zu Ende war, dann wollte er nur noch um eine einzige Gnade bitten: daß es ihm vergönnt würde, herauszubringen, in was er ihr zuwider gehandelt hatte, damit er es wieder gutmachen könnte, ehe alles, was zum

irdischen Leben gehörte, zu Ende war. Was war es nur, was hatte er getan, was sie nicht vergessen und nicht vergeben konnte? Warum waren ihm die Kaiserkleinode genommen worden?

Gerade als er sich diese Fragen stellte, fiel sein Blick auf ein kleines Stückchen Goldpapier, das vor ihm auf dem Boden lag. Es glänzte und blinkte, wie wenn es die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, aber in diesem Augenblick war Jan nicht danach gestimmt, sich um so etwas zu kümmern. Das Goldpapier rührte wohl von einem der Sterne her, die er von der närrischen Ingeborg entlehnt hatte. Aber von dieser Eitelkeit hatte er schon den ganzen Winter über nichts mehr wissen wollen.

Es wurde immer heißer, und das Atmen fiel Jan immer schwerer. Ja, das Ende kam heran, und es war vielleicht recht und gut, daß es sich nicht weiter hinauszog.

Er fühlte eine große Mattigkeit über sich kommen, und diese Schwäche nahm rasch zu. Nun konnte er schon nicht mehr aufrecht dasitzen, sondern mußte sich von den Stufen heruntergleiten lassen und sich auf der Erde ausstrecken.

Es war vielleicht unrecht gegen Katrine, daß er ihr nicht mitteilte, was im Anzug war. Aber Katrine war noch nicht heimgekommen, sondern noch auf der Gesellschaft beim Netzstricker.

„Wenn ich mich doch nur bis zum Netzstricker hinschleppen könnte!“ dachte Jan. „Dem alten Ol' Bengtsa hätt' ich auch noch gern ein Abschiedswort gesagt.“

In diesem Augenblick sah er Katrine in Gesellschaft des Netzstrickers daherkommen. Darüber freute er sich sehr. Er wollte ihnen zurufen, sie sollten sich beeilen, brachte aber kein einziges Wort über die Lippen.

Gleich darauf standen die beiden bei Jan und beugten sich über ihn.

Katrine holte Wasser und gab ihm zu trinken, und allmählich kehrten seine Kräfte einigermaßen zurück, und er konnte ihnen sagen, daß das Jüngste Gericht angebrochen sei.

„Ja, das muß wahr sein!“ sagte Katrine. „Das Jüngste Gericht! Nein, du hast Fieber und redest irre.“

Nun wendete sich Jan an den Netzstricker.

„Und Ihr, Ol' Bengtsa," sagte er, „seht Ihr auch nicht, daß das Himmelsgewölbe immer tiefer heruntersinkt?"

Der Netzstricker gab Jan gar keine Antwort, sondern richtete seine Worte an Katrine:

„So kann's nicht weitergehen," sagte er. „Ich glaube, wir müssen jetzt das versuchen, was wir auf dem Weg hierher besprochen haben. Es wird am besten sein, ich gehe jetzt gleich nach Falla hinüber."

„Aber Lars wird nicht wollen," erwiederte Katrine.

„Ihr wißt doch, daß Lars nach dem Wirtshaus gefahren ist. Ich glaube, die alte Mutter auf Falla wird schon den Mut haben und — — —"

Hier wurde der Netzstricker von Jan unterbrochen, der es nicht ertragen konnte, die beiden von alltäglichen Dingen reden zu hören, wenn sich so Großes vollzog.

„Sagt jetzt nichts mehr!" bat er. „Hört ihr nicht die Posaunen des Gerichts? Hört ihr nicht, wie es in den Bergen dröhnt?"

Um Jan zu willfahren, schwiegen die beiden andern und lauschten einen Augenblick hinaus. Und da konnte man ihnen wohl anmerken, daß auch sie etwas Außergewöhnliches hörten.

„Es kommt ein Gefährt vom Wald hergerasselt," sagte Katrine. „Was soll denn das bedeuten?"

Je näher das Gefährt kam, desto mehr verwunderten sie sich.

„Und es ist doch Sonntagabend!" meinte Katrine. „Wenn es Werktag wäre, könnte man es eher verstehen. Wer kann das nur sein, der in einer Sonntagsnacht mit einem Wagen durch den Wald fährt?"

Darauf schwieg sie und lauschte wieder hinaus. Und jetzt hörte man deutlich die Räder über die Felsen schleifen und den Hufschlag eines Pferdes, das den steilen Hügel herabstürmte.

„Hört ihr's? Hört ihr's?" sagte Jan.

„Ja, ich hör's," antwortete Katrine. „Aber 's geht mich nichts an, wer's ist. Jetzt muß ich zu allererst dich zu Bett bringen, Jan. Daran hab' ich zu denken und an weiter nichts."

„Und ich geh' nach Falla," sagte der Netzstricker. „Das ist wichtiger als alles andere. Also auf später miteinander!"

Der Alte machte sich, so schnell er konnte, auf den Weg, und Katrine ging ins Haus hinein, um das Bett für Jan zurechtzumachen. Aber sie war kaum hineingegangen, als das Gerassel, das sie und der Netzstricker für gewöhnliches Wagengerassel gehalten hatten, schon ganz nahe war. Nun hörte es sich an wie das Dröhnen von schweren Streitwagen, und der ganze Boden zitterte, als es näher herankam. Jan rief laut nach Katrine, und sie eilte rasch zu ihm hinaus.

„So hab doch keine Angst, Jan!" rief sie. „Jetzt seh' ich auch das Pferd. Es ist die alte Braune von Falla. Komm, richt dich auf, dann kannst du sie auch sehen!"

Sie schob den Arm unter Jans Nacken und richtete ihn auf.

Zwischen dem Erlengebüsch, das den Weg umsäumte, nahm Jan einen Schein von einem Pferd wahr, das in wilder Eile auf Skrolycka zustürmte.

„Siehst du's jetzt?" fragte Katrine. „'s ist nur Lars Gunnarsson, der nach Hause fährt. Er hat sich wohl im Wirtshaus einen Rausch angetrunken, und so weiß er nicht, welchen Weg er genommen hat."

Gerade als sie das sagte, fuhr das Gefährt an ihrer Gitterpforte vorüber, und da konnte man es besser sehen. Und da sahen alle beide, Jan und Katrine, daß der Wagen leer war; das Pferd hatte keinen Lenker.

In demselben Augenblick stieß Katrine einen lauten Schrei aus und zog ihren Arm so heftig zurück, daß Jan mit einem dumpfen Fall wieder auf den Boden zurücksank.

„Gott helfe mir!" rief sie. „Hast du's gesehen, Jan? Er ist geschleift worden!"

Sie wartete Jans Antwort nicht ab, sondern stürmte durch den Vorplatz auf den Weg hinaus, wo das Pferd eben vorübergerast war.

Jan ließ sie gehen, ohne eine Einwendung zu machen. Er freute sich sogar, daß er wieder allein war. Noch immer hatte er keine Antwort auf die Frage gefunden, warum die Kaiserin böse auf ihn war.

Das kleine Stückchen Goldpapier lag jetzt dicht unter seinen Augen und glitzerte ganz hell, er mußte es unwillkürlich noch einmal ansehen. Und von dem Goldpapier glitten seine Gedanken zu der närrischen Ingeborg hin und zu jenem Tag, wo er mit ihr vor dem Landungssteg bei Borg zusammengetroffen war.

Und jetzt ging ihm ein Licht auf! Ja, hier war die Antwort, nach der er gesucht hatte! Jetzt wußte er, weswegen das kleine Mädchen den ganzen Winter hindurch unzufrieden mit ihm gewesen war. Gegen die närrische Ingeborg hatte er sich versündigt. Er hätte ihr ihre Bitte, mit nach Portugallien reisen zu dürfen, nicht abschlagen sollen.

Daß er doch eine so schlechte Meinung von der großen Kaiserin gehabt hatte, zu denken, sie würde die närrische Ingeborg nicht bei sich haben wollen! Gerade solchen, wie diese arme Ingeborg, wollte sie am liebsten helfen.

Es war nicht verwunderlich, daß sie erzürnt gewesen war. Er hätte es besser verstehen müssen; die Armen und Unglücklichen, gerade sie waren in ihrem Reich willkommen.

Es war indes nicht viel in der Sache zu tun, wenn es keinen morgenden Tag mehr gab. Aber wenn es noch ein Morgen gab, dann würde er gleich zur närrischen Ingeborg gehen und mit ihr reden; das sollte das erste sein, was er tat.

Er schloß die Augen und legte die Hände zusammen. Nun war doch diese Sorge gestillt, das empfand er als eine große Erleichterung. Jetzt kam ihm das Sterben lange nicht mehr so schwer vor.

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen sein mochte, als er Katrinens Stimme wieder dicht neben sich hörte.

„Aber Jan, was ist denn mit dir? Du wirst mir doch nicht wegsterben wollen?"

Das klang so ängstlich, daß er nicht anders konnte, als die Augen aufmachen.

Und was sah er da auf den ersten Blick? Katrine hielt den Kaiserstock und die grüne Ledermütze in der Hand.

„Ich hab' die in Falla gebeten, mich das für dich mitnehmen zu lassen," sagte Katrine. „Ich hab' zu ihnen gesagt, wie's auch gehen möge, so sei's besser, du bekommst

sie wieder, als daß dir die Lust zum Leben vollends ganz verginge."

Jan faltete die Hände.

Das kleine Mädchen, die große Kaiserin, war sie nicht merkwürdig! Kaum war er sich seiner Sünde bewußt geworden und hatte versprochen, sie wieder gut zu machen, als sie ihm auch schon ihre Gnade und ihr Wohlgefallen wieder zuteil werden ließ.

Jan überkam eine große wunderbare Erleichterung. Das Himmelsgewölbe hob sich wieder, die Luft strömte frischer herein, und die große Hitze entwich. Er war jetzt imstande, sich wieder aufzurichten und nach den Kaiserkleinoden zu greifen.

„Ja, jetzt kannst du in aller Ruhe zu Bett gehen," sagte Katrine. „Jetzt wird sie dir niemand mehr streitig machen wollen, denn Lars Gunnarsson ist tot."

Die Frau des Kaisers

Katrine von Skrolycka befand sich in der Küche von Lövdala; sie brachte frischgesponnenes Garn, das Frau Liljecrona selbst in Empfang nahm, abwog und bezahlte; dabei sprach sie sich lobend über die Arbeit aus. „Es ist gut für Euch, Katrine, daß Ihr Euch so ausgezeichnet auf Eure Arbeit versteht," sagte sie. „Denn jetzt müßt Ihr ja nicht nur für Euch selbst, sondern auch noch für Euern Mann verdienen."

Katrine richtete sich ein wenig auf, und auf ihren Wangen, gerade an den spitzigen Backenknochen, zeigte sich ein roter Fleck.

„Jan hilft auch mit," erwiderte sie. „Aber er ist ja nie so stark gewesen wie ein gewöhnlicher Feldarbeiter."

„Jetzt aber tut er jedenfalls gar nichts," sagte Frau Liljecrona. „Ich habe gehört, er laufe nur immer von einem Hof zum andern, um seine Sterne zu zeigen und Lieder zu singen."

Frau Liljecrona war eine ernste, pflichtgetreue Frau, die für andere fleißige und strebsame Menschen, wie Katrine in Skrolycka einer war, großes Wohlwollen emp-

fand. Sie hatte Mitleid mit dem armen Weib, und das hatte sie ihr zeigen wollen.

Aber Katrine verteidigte ihren Mann noch weiter.

„Jan ist alt, und er hat in den letzten Jahren sehr viel Kummer gehabt," sagte sie. „Und nachdem er sein ganzes Leben lang im Taglohn hart gearbeitet hat, ist ihm ein kleiner Feierabend wohl zu gönnen."

„Es ist ja gut, daß Ihr Euer Unglück so ruhig auf Euch nehmen könnt," erwiderte Frau Liljecrona mit einem leichten Anflug von Schärfe in der Stimme. „Im übrigen bin ich der Ansicht, Ihr müßtet versuchen, Jan die Grillen zu vertreiben. Ihr seid ja sonst eine so verständige Frau. Ihr werdet sehen, wenn es so weiter geht, müssen wir ihn schließlich noch ins Irrenhaus bringen."

Aber jetzt richtete sich Katrine hoch auf und sah ganz gekränkt aus.

„Jan ist nicht verrückt," widersprach sie. „Aber der liebe Gott hat eine Decke vor seine Augen gehängt, damit er das nicht zu sehen braucht, was er nicht ertragen könnte. Und dafür kann man Gott nur dankbar sein."

Frau Liljecrona wollte sich nicht rechthaberisch zeigen. Und sie fand es auch ganz richtig und schön, daß sich die Frau auf die Seite des Mannes stellte.

„Nun, dann ist ja alles gut, Katrine," sagte sie freundlich. „Und hier bei uns gibt's Arbeit für Euch fürs ganze Jahr, vergeßt das nicht!"

Als sie dies sagte, trat ein weicher Ausdruck in das alte scharfe Gesicht der armen Katrine, und es taute auf. Alles, was es verschlossen und hart gemacht hatte, gab nach. Kummer und Angst und Liebe brachen hervor, und die Augen flossen ihr über.

„'s ist meine einzige Freude, daß ich für ihn arbeiten darf," sagte sie. „Er ist mit den Jahren so merkwürdig geworden, daß er jetzt mehr ist als ein Mensch, aber gerade deshalb wird man mir ihn schließlich doch noch nehmen."

Vierter Teil

Der Willkommgruß

Sie war gekommen, das kleine Mädchen war gekommen! Es ist schwer, die richtigen Worte zu finden, um ein so großes Ereignis zu berichten.

Sie traf erst spät im Herbst ein, als die Personenboote auf dem Löfven schon ihre Fahrten eingestellt hatten und der Verkehr auf dem See nur noch durch ein paar kleine Frachtdampfer aufrecht erhalten wurde. Aber mit diesen hatte sie nicht fahren wollen — vielleicht hatte sie auch nicht einmal gewußt, daß es solche Frachtdampfer gab —, sondern sie hatte von der Eisenbahnstation aus einen Wagen nach Askedalarna genommen.

Jan in Skrolycka konnte sie also nicht auf dem Landungssteg bei Bro, wo er nun seit fünfzehn Jahren auf sie gewartet hatte, in Empfang nehmen. Denn fünfzehn Jahre lang war sie fort gewesen. Achtzehn Jahre lang hatte er sie in seinem Hause sein eigen nennen dürfen, und fast ebenso lange hatte er sie entbehren müssen.

Es traf sich auch nicht einmal so glücklich, daß Jan gerade daheim in seinem Hause war und Klara Gulla, als sie ankam, empfangen konnte; gerade da war er auf einen kleinen Schwatz nach Falla hinübergegangen zu der alten Großmutter, die jetzt aus dem Wohnhaus ausgezogen war und das Ausdingstübchen bewohnte. Sie gehörte zu den vielen einsamen alten Menschen, die der Kaiser sich bisweilen zu besuchen verpflichtet fühlte, um ihnen ein freundliches Wort zu sagen und ihnen den Mut zu stärken.

Nur Katrine stand zum Empfang auf der Schwelle des Hauses, als das kleine Mädchen in seine Heimat zurückkehrte.

Katrine hatte den ganzen Tag am Spinnrocken gesessen und eben das Rädchen angehalten, um einen Augenblick auszuruhen, als Wagengerassel vom Weg her an

ihr Ohr drang. Es war ein sehr ungewohntes Ereignis, wenn ein Gefährt durch Askedalarna kam; Katrine trat an die Tür, um hinauszuschauen, und da merkte sie, daß es nicht ein gewöhnlicher Karren, sondern ein Stuhlwagen war.

In diesem Augenblick fingen Katrinens Hände heftig an zu zittern. Dies war eine Schwäche, die sich jetzt immer bei ihr einstellte, so oft sie erschrak oder sich über etwas aufregte. Sonst war sie trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre noch recht gesund und kräftig. Sie hatte nur Angst, das Zittern könnte zunehmen und sie schließlich am Arbeiten hindern, und sie würde dann am Ende nicht mehr imstande sein, für sich und Jan den Unterhalt zu verdienen, was ihr bisher immer gelungen war.

Um diese Zeit hatte Katrine die Hoffnung, die Tochter je wieder zu sehen, so gut wie aufgegeben, und an diesem Tag hatte sie noch mit keinem Gedanken an sie gedacht. Aber sie sagte später, von dem Augenblick an, wo das Wagengerassel vernehmlich geworden sei, habe sie bestimmt gewußt, wer komme.

Sie ging an ihre Kleidertruhe, um eine reine Schürze herauszunehmen; aber ihre Hände zitterten zu heftig, sie konnte den Schlüssel nicht ins Schlüsselloch stecken. Es war ihr darum nicht möglich, sich ein wenig herauszuputzen, sie mußte so, wie sie war, hinausgehen und die Tochter begrüßen.

Das kleine Mädchen kam nicht in einer goldenen Kutsche dahergefahren, ja sie saß nicht einmal auf dem Wagen, sondern ging zu Fuß. Der Weg nach Askedalarna war nämlich noch ebenso schlecht wie zu der Zeit, als Erik in Falla und seine Frau mit dem Kinde zum Pfarrer gefahren waren, um es taufen zu lassen; jetzt ging sie auf der einen Seite des Wagens und der Fuhrmann auf der andern, um zwei große Koffer zu stützen, die hinter dem Wagenstuhl aufgestapelt und in Gefahr waren, in den Graben herunterzufallen. Großartiger ging's bei der Heimkehr nicht zu, aber mehr konnte vielleicht auch nicht verlangt werden.

Katrine hatte eben noch die Haustür aufmachen können, als der Wagen auch schon vor der Pforte hielt. Eigentlich hätte sie hineilen und die Gittertür öffnen

sollen; aber sie tat es nicht. Ganz plötzlich fühlte sie einen so schweren Druck auf der Brust, daß ihr der Atem versagte und sie keinen Schritt machen konnte.

Obgleich der Gast, der jetzt die Pforte öffnete, wie eine Dame gekleidet war, wußte Katrine bestimmt, daß es ihre Tochter Klara Gulla war. Sie trug einen mit Federn und Blumen geschmückten Hut und ein Kleid aus feinem Stoff; aber es war trotz allem und allem das kleine Mädchen von Skrolycka.

Klara Gulla eilte vor dem Gefährt in den Hof hinein und trat mit ausgestreckter Hand auf Katrine zu. Aber Katrine blieb starr und steif stehen und schloß die Augen. Gerade in diesem Augenblick stieg eine große Bitterkeit in ihrem Herzen auf. Sie meinte, der Tochter nicht vergeben zu können, daß sie lebte und nun gesund und munter daherkam, nachdem sie ihre Eltern alle diese vielen Jahre hindurch vergeblich auf sich hatte warten lassen, ja, sie wünschte beinahe, die Tochter wäre überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, sich wieder zu zeigen.

Klara Gulla mußte gesehen haben, daß die Mutter am Umsinken war, denn sie schlang hastig die Arme um sie und trug sie fast in die Stube hinein.

„Liebe Mutter, du wirst doch nicht erschrecken!“ sagte sie. „Kennst du mich nicht mehr?“

Katrine schlug die Augen auf und betrachtete ihre Tochter genau. Sie war ein verständiger Mensch und hatte nie erwartet, daß das Mädchen, das fünfzehn Jahre lang fort gewesen war, ganz genau so wiederkehren würde, wie sie gegangen war; aber sie erschrak doch über das, was sie sah.

Das Mädchen, das sie vor sich hatte, sah viel älter aus, als es eigentlich sollte, denn sie war ja erst im Anfang der Dreißiger; aber das kam nicht daher, daß ihr Haar an den Schläfen schon grau schimmerte oder daß die Stirne voller kleiner Falten war, sondern weil Klara Gulla häßlich geworden war. Das Gesicht hatte eine merkwürdig fahle Hautfarbe, und ein verschwommener, grober Zug lag um den Mund. Das Weiße des Auges hatte einen grauen Ton und war blutunterlaufen, und unter den Augen hing die Haut dick herab.

Katrine war auf einen Stuhl gesunken und hielt die Hände fest um die Knie geschlungen, um sie am Zittern zu verhindern, und dachte an das strahlende achtzehnjährige Mädchen in dem roten Kleide. So hatte sie in Katrinens Erinnerung bis jetzt immer weitergelebt. Und die arme alte Frau fragte sich ängstlich, ob sie es je so weit bringen würde, sich über die Rückkehr von Klara Gulla zu freuen.

„Du hättest uns schreiben müssen," sagte Katrine. „Wenigstens einen Gruß hättest du uns schicken müssen, damit wir gewußt hätten, daß du noch am Leben bist."

„Ja, das hätt' ich tun sollen, ich weiß es wohl," entgegnete die Tochter. Und ihre Stimme wenigstens war die alte geblieben, sie klang frisch und froh wie früher. „Aber im Anfang ist's mir ja schlecht gegangen — — — Ja, das habt ihr vielleicht gehört?"

„O ja, so viel wissen wir," sagte Katrine mit einem tiefen Seufzer.

„Deshalb hab' ich zuerst nicht geschrieben," sagte Klara Gulla und lachte dabei laut auf. Auch jetzt hatte sie etwas Gesundes und Tatkräftiges an sich, gerade wie früher. Sie gehörte sicher nicht zu denen, die sich mit Reue und Selbstprüfungen quälen.

„Denk jetzt nicht daran, Mutter!" sagte sie, als Katrine fortgesetzt schwieg. „Jetzt geht's mir sehr gut. Ich bin Gastwirtin gewesen, das heißt, ich führe die Küche auf einem großen Dampfboot, das zwischen Lübeck und Malmö fährt, und jetzt im Herbst hab ich mir eine eigene Wohnung in Malmö gemietet. Bisweilen hab' ich freilich gedacht, ich müßte euch eigentlich schreiben, aber ich hab' nicht recht gewußt, wo ich anfangen soll. Dann hab' ich gedacht, ich will's lassen, bis ich so weit sei, daß ich Euch und den Vater zu mir nehmen könnte. Und jetzt, wo alles geordnet ist und ich euch aufnehmen kann, dacht' ich, es sei eine größere Freude, wenn ich selbst komme, als wenn ich schriebe."

„Und du hast gar nichts von uns gehört?" fragte die Mutter.

Alle diese Aufklärungen hätten sie ja froh stimmen sollen, aber sie fühlte sich noch immer bedrückt.

„Nein," antwortete Klara Gulla, fügte indes sofort gleichsam als Entschuldigung hinzu: „Ich wußte ja, daß man euch helfen würde, wenn es euch wirklich schlecht ginge."

In diesem Augenblick mußte sie gesehen haben, wie sehr Katrinens Hände zitterten, obgleich sie sie fest ineinandergeschlungen hielt. Da begriff sie, daß die Eltern es wohl schwerer gehabt hatten, als sie sich je gedacht hatte, und sie versuchte, eine Art Rechtfertigung vorzubringen.

„Ich wollte nicht wie andere kleine Summen schicken, sondern lieber sparen, bis ich's so weit gebracht hatte, daß ich euch zu mir nehmen konnte," sagte sie.

„Wir haben kein Geld nötig gehabt, wir wären zufrieden gewesen, wenn du geschrieben hättest," entgegnete Katrine.

Klara Gulla versuchte, die Mutter aus ihrer Betrübnis herauszureißen, wie sie es immer getan hatte.

„Ihr dürft mir diesen Augenblick nicht verderben, Mutter," sagte sie. „Jetzt bin ich ja wieder da. Kommt, wir wollen meine Koffer hereinschaffen und sie auspacken. Es ist allerlei Gutes zum Essen drin. Wir wollen ein Gastmahl herrichten, bis Vater heimkommt."

Sie ging hinaus, um beim Abladen des Gepäckes zu helfen; aber Katrine folgte ihr nicht.

Klara Gulla hatte nicht gefragt, wie es dem Vater gehe. Sie dachte gar nicht anders, als daß er noch ganz wie früher auf Falla im Taglohn arbeitete. Ach, Katrine wußte wohl, daß sie der Tochter mitteilen mußte, wie es in Wirklichkeit um ihn stand; aber sie schob und schob es hinaus. Mit dem kleinen Mädchen war eben doch ein frischer Luftzug in die Stube hereingekommen, und Katrine bebte davor zurück, Klara Gullas Freude über ihre Heimkehr so schnell ein Ende zu bereiten.

Während Klara Gulla beim Abladen des Koffers mit Hand anlegte, sah sie sechs bis sieben Kinder an die Gitterpforte herankommen und in den Hof hineinlugen. Sie sagten nichts, sondern lachten nur, deuteten auf sie und liefen wieder davon.

Aber nach ein paar Augenblicken waren sie wieder da, und diesmal hatten sie in ihrer Mitte einen kleinen alten Mann, der zwar gelb und zusammengeschrumpft aus-

sah, aber mit zurückgeworfenem Kopf und stramm aufgerichtet daherkam und die Füße hart auf den Boden setzte, wie ein marschierender Soldat.

„Das ist einmal ein sonderbarer Kerl," sagte Klara Gulla zu dem Fuhrmann, gerade als der Alte und die Kinderschar durch die Pforte hereindrängten. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, wer er war, aber ein Mann, der so großartig angetan war, mußte ihr ja auffallen. Auf dem Kopf trug er eine hohe Ledermütze mit einem Federbusch darauf, und um den Hals bis weit auf die Brust herab, zu einer Kette zusammengefügt, Sterne und Kreuze aus steifem Goldpapier. Es sah aus, als sollten sie ein goldenes Halsgeschmeide vorstellen.

Jetzt verhielten sich die Kinder nicht mehr still, sondern schrien aus vollem Halse:

„Kaiserin, Kaiserin!"

Der arme alte Mann gebot ihnen Schweigen und schritt voran, wie wenn die schreienden, lachenden Kinder eine Ehrenwache wären.

Als die Schar schon beinahe vor der Haustür angekommen war, stieß Klara Gulla einen lauten Schrei aus und flüchtete zu Katrine hinein.

„Wer ist das?" fragte sie in hellem Entsetzen. „Ist's der Vater? Ist er verrückt geworden?"

„Ja," antwortete Katrine. Sie fing vor Aufregung an zu weinen und verbarg das Gesicht in ihrer Schürze.

„Ist er meinetwegen so geworden?"

„Der liebe Gott hat ihn aus Barmherzigkeit so werden lassen," schluchzte Katrine. „Er sah, daß es ihm zu schwer wurde."

Weiter kam sie nicht in ihrer Erklärung; denn jetzt stand Jan auf der Schwelle, hinter sich die ganze Kinderschar, die sehen wollte, wie diese Begegnung, die sie so oftmals hatten beschreiben hören, in Wirklichkeit ablaufen würde.

Der Kaiser von Portugallien ging nicht bis zu seiner Tochter hin. Er blieb dicht bei der Tür stehen und sagte seinen Willkommengruß her:

> „Willkommen, willkommen, du klare,
> du feine, du reiche Gulleborg!"

Diese Worte sprach er mit einer so abgemessenen Würde, wie die Hochstehenden in großen Augenblicken sie an den Tag legen, aber zugleich standen ihm helle Freudentränen in den Augen, und er konnte das Zittern seiner Stimme nur mit großer Anstrengung überwinden.

Nachdem der großartige, wohlüberlegte Willkommgruß hergesagt war, stieß der Kaiser mit dem silberbeschlagenen Stock dreimal hart auf den Fußboden, um Stille und Andacht zu gebieten, und dann fing er mit dünner schmetternder Stimme zu singen an.

Klara Gulla hatte sich dicht neben ihre Mutter gestellt. Es sah aus, als wolle sie sich verstecken, sich hinter die Mutter verkriechen. Bisher hatte sie geschwiegen, aber als Jan zu singen begann, schrie sie in wildem Schrecken laut auf und wollte ihm Einhalt gebieten.

Aber da packte sie Katrine hart am Arm.

„Laß ihn!" befahl sie. „Seit du für uns verschollen gewesen bist, hat er sich darauf gefreut, dir dieses Lied vorsingen zu dürfen."

Da schwieg Klara Gulla und ließ Jan singen.

„Dem Vater der Kaiserin
Ist es gar froh zu Sinn.
Die Zeitung hat's gesagt,
Östreich und Portugal,
Metz, Japan und sie all.
Bum, bum, bum, rataplan,
Bum, bum!"

Aber mehr konnte Klara Gulla nicht aushalten. Sie stürzte vor, jagte die Kinder eilig hinaus und machte die Tür hinter ihnen zu.

Dann wendete sie sich an ihren Vater, und sie stampfte überdies mit dem Fuß auf den Boden, sie war im Ernst erzürnt.

„So schweig doch, schweig!" befahl sie. „Hast du im Sinn, mich zum Spott und Gelächter des ganzen Dorfes zu machen, indem du mich Kaiserin nennst?"

Jan sah etwas verdutzt aus, aber nur für einen Augenblick. Sie war ja die große Kaiserin! Alles, was sie tat, war wohlgetan. Alles, was sie sagte, war Honig, war Balsam. In seiner Freude hatte er ganz vergessen, nach der goldenen Krone und dem goldenen Thron und

den goldstrotzenden Kriegsobersten zu schauen. Wenn sie arm und hilflos scheinen wollte, so war das ganz allein ihre Sache. Sie war zu ihm zurückgekehrt, das war Freude genug.

Die Flucht

Acht Tage nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus stand Klara Gulla eines Vormittags mit ihrer Mutter auf dem Landungssteg bei Borg, um für immer fortzugehen. Die alte Katrine trug einen Hut und einen schönen Tuchmantel. Sie sollte mit ihrer Tochter nach Malmö reisen und dort eine feine Stadtfrau werden. Nie mehr sollte sie sich ums tägliche Brot abschinden müssen. Mit müßigen Händen sollte sie auf dem Sofa sitzen und den Rest ihres Lebens in aller Ruhe sorgenfrei verbringen.

Aber trotz allem Guten, das sie erwartete, hatte sich Katrine gewiß in ihrem ganzen Leben noch nie so elend und unglücklich gefühlt wie jetzt, während sie hier auf dem Steg stand und auf das Dampfboot wartete.

Klara Gulla mußte etwas gemerkt haben, denn sie fragte die Mutter, ob sie Angst vor der Seereise habe, und sie sagte, es sei gar nicht gefährlich, obgleich es so heftig wehe, daß sich die Leute kaum auf der Brücke halten konnten. Sie selbst sei es so gewohnt, auf der See zu fahren, sie wisse also, was sie sage.

„Das sind ja noch gar keine rechten Wellen," sagte sie zu ihrer Mutter; „sie haben zwar kleine weiße Schaumkronen, aber ich würde ohne Angst in unserm alten Einbaum hinausfahren."

Klara Gulla machte sich nichts aus dem Sturm und blieb ruhig auf dem Landungssteg stehen. Aber Katrine trat in das große Warenlager, damit ihr der Wind nicht durch Mark und Bein ging. Da verkroch sie sich in einer dunklen Ecke hinter ein paar Warenballen. Hier wollte sie stehenbleiben, bis das Dampfboot ankam, denn sie wollte vor der Abreise mit niemand mehr aus dem Dorfe zusammentreffen. In demselben Augenblick ging ihr ein Gedanke durch den Kopf, bei dem sie ganz bestürzt wurde.

Wenn sie Angst hatte, sich vor den Leuten sehen zu lassen, so war das, was sie vorhatte, wohl sehr unrecht, dachte sie.

Von einem jedoch konnte sie sich freisprechen. Aus Verlangen nach Wohlleben ging sie nicht mit Klara Gulla, sondern einzig und allein darum, weil ihre Hände allmählich versagten. Was hätte sie anderes tun können, wenn sie doch fühlte, daß ihre Hände immer zittriger wurden und sie nicht mehr spinnen konnte?

Jetzt sah sie den Küster Svartling in das Warenhaus treten, und sie betete inbrünstig, Gott möge es so fügen, daß Svartling sie nicht sehe, damit er nicht zu ihr herkomme und sie frage, wohin sie reisen wolle. Wie hätte sie ihm sagen sollen, daß sie Jan und ihr Haus und ihr ganzes bisheriges Leben verlassen wollte?

Zuerst hatte sie Klara Gulla dazu bringen wollen, es so einzurichten, daß sie mit Jan in Skrolycka bleiben könnte. Sie meinte, wenn die Tochter ihnen etwas Geld schicken würde, vielleicht nur zehn Reichstaler im Monat, dann würden sie sich schon einigermaßen durchbringen können. Aber alle ihre Vorstellungen waren umsonst gewesen, Klara Gulla wollte gar nichts von einer solchen Einrichtung wissen und sagte, sie gebe ihnen nicht einen roten Heller, wenn Katrine nicht mit ihr ginge.

Katrine verstand wohl, wie alles zusammenhing. Klara Gulla sagte nicht aus Schlechtigkeit nein. Sie hatte ja auch schon eine Wohnung gemietet und sich auf beide Eltern eingerichtet und sich auf den Augenblick gefreut, wo sie ihnen würde zeigen können, wie sie an die Eltern gedacht und für sie gearbeitet hatte. Um nun für alle ihre Mühe belohnt zu werden, wollte sie jetzt wenigstens die Mutter mitnehmen.

Während Klara Gulla geschafft und gesorgt hatte, um für ihre Eltern eine Heimat zu erlangen, hatte sie sicherlich viel mehr an den Vater als an die Mutter gedacht gehabt, denn früher war sie ja so ganz besonders gut Freund mit dem Vater gewesen; aber jetzt meinte sie, diesen könnte sie unmöglich mitnehmen.

Gerade darin lag das ganze Unglück. Klara Gulla hatte einen großen Widerwillen gegen ihren Vater gefaßt. Sie konnte ihn einfach nicht ertragen. Er durfte durchaus nicht mit ihr von Portugallien reden, ja, sie konnte es

kaum aushalten, wenn sie ihn in seinem Kaiserstaat sah. Er selbst hatte sie zwar noch ebenso lieb wie früher und wollte immer in ihrer Nähe sein; aber davon war Katrine fest überzeugt, wenn die Tochter schon nach knapp acht Tagen die alte Heimat wieder verließ, so tat sie es nur, um den Vater nicht mehr sehen zu müssen.

Jetzt trat Klara Gulla auch in den Warenraum. Und sie hatte keine Angst vor dem Küster Svartling, sondern ging gleich auf ihn zu, redete ihn an und erzählte ihm sofort, sie sei auf dem Weg in ihr eigenes Heim, und Katrine gehe mit ihr.

Darauf fragte der Küster, was ja auch nicht anders zu erwarten war, wie es denn mit ihrem Vater werden solle. Und vollkommen ruhig, wie wenn sie mit einem Fremden spräche, berichtete Klara Gulla, wie sie es eingerichtet hatte. Sie sagte, sie habe ihn bei Lisa, der Schwiegertochter des alten Netzstrickers, in Kost und Wohnung gegeben. Lisa habe sich nach Ol' Bengtsas Tod ein neues Haus gebaut, und dort sei eine leere Stube, in der Jan wohnen solle.

Küster Svartlings Gesicht verriet nicht mehr von seinen Gedanken, als er selbst zeigen wollte, und es blieb vollständig unbewegt, während er mit Klara Gulla redete. Aber Klara Gulla wußte trotzdem, was er, der wie ein Vater für das ganze Dorf war, dachte.

„Warum soll ein alter Mann, der noch Frau und Tochter hat, zu Fremden ziehen müssen? Lisa ist eine gute Frau, aber sie kann ja unmöglich so viel Nachsicht und Geduld mit ihm haben, wie es seine eigenen mit ihm haben würden." Also dachte der Küster; und es war recht, daß er so dachte.

Katrine richtete ihre Augen rasch auf ihre Hände. Sie hatte sich vielleicht selbst betrogen, wenn sie dieses Zittern als Grund für ihr Fortgehen vorschob? Der eigentliche Grund, warum sie Jan verließ, war doch wohl der, daß sie der Tochter keinen Widerstand leisten konnte, diese war ihr zu gewaltig.

Klara Gulla sprach noch immer mit dem Küster. Jetzt eben erzählte sie ihm, wie sie und die Mutter sich hatten von Hause fortstehlen müssen, damit Jan ja nichts von ihrer Abreise erfuhr.

Das war für Katrine das schrecklichste von allem gewesen. Klara Gulla hatte Jan mit einem Auftrag nach einem Handelshaus weit droben im Broer Bezirk geschickt, und sobald er fortgegangen war, hatten sie die Koffer gepackt und sich auf den Weg gemacht.

Katrine war sich wie ein Dieb und ein Verbrecher vorgekommen, als sie sich auf diese Weise von ihrem Haus fortstahl; aber Klara Gulla hatte gesagt, es gehe nicht anders. Wenn der Vater etwas von der Abreise erführe, würde er sich eher vor dem Wagen auf den Weg legen und die Räder über sich weggehen lassen, als daß er sie abreisen ließe. Wenn er heimkomme, werde Lisa in der Wohnung auf ihn warten, und sie werde sich gewiß alle Mühe geben, ihn zu trösten; aber Katrine war der Gedanke schrecklich, wie furchtbar unglücklich Jan sein würde, wenn er erfuhr, daß Klara Gulla ihn verlassen hatte.

Der Küster Svartling stand ganz still da und ließ Klara Gulla reden. Katrine fragte sich allmählich, ob er am Ende mit dem, was er erfuhr, einverstanden sei; doch da ergriff er ganz plötzlich Klara Gullas Hand und sagte mit großem Ernst:

„Da ich dein alter Lehrer bin, Klara Gulla, so sage ich dir jetzt meine Meinung gerade heraus. Du willst einer Pflicht entfliehen, aber es ist nicht gewiß, ob dir das gelingt. Ich habe andere gesehen, die dasselbe versucht haben, aber es hat sich gerächt."

Als Katrine dies hörte, richtete sie sich auf und tat einen tiefen erleichternden Atemzug! Das waren die Worte, die sie selbst gerne zu der Tochter gesagt hätte.

Aber Klara Gulla antwortete ganz gelassen, sie wüßte durchaus nicht, wie sie es anders einrichten sollte. In eine fremde Stadt könne sie einen Verrückten unmöglich mitnehmen, aber sie könne auch nicht in Svartsjö bleiben, dafür habe ihr Vater selbst gesorgt. Wenn sie an einem Hofe vorbeigehe, so kämen die Kinder herausgestürzt und riefen ihr Kaiserin nach, und am letzten Sonntag in der Kirche hätten die Leute sie so angestarrt und umdrängt, daß sie sie fast umgeworfen hätten.

Aber der Küster blieb trotzdem bei seiner Ansicht.

„Ja, ich begreife, daß dies schwer ist," sagte er. „Aber du und dein Vater, ihr seid gar so innig verbunden

gewesen, das läßt sich nicht so leicht zerschneiden, glaub es mir, Klara Gulla!"

Als dies gesagt war, verließen beide das Warenlager, und Katrine folgte ihnen. Sie war jetzt ganz anderer Meinung als vorher und wollte den Küster gerne sprechen; aber ehe sie zu ihm hinging, drehte sie sich um und spähte nach dem Hügel hinüber, denn sie hatte das Gefühl, daß Jan nun bald kommen würde.

„Hast du Angst, Vater könnte hierherkommen?" fragte Klara Gulla, als sie von dem Küster weggegangen und wieder zu ihrer Mutter getreten war.

„Angst!" antwortete Katrine. „Ich bitte den lieben Gott um nichts weiter, als daß er Jan hier eintreffen läßt, ehe ich abgereist bin."

Dann nahm sie all ihren Mut zusammen und fuhr fort:

„Klara Gulla, ich hab' das Gefühl, daß ich ein Unrecht begangen hab', und ich glaub', ich werd' mein ganzes Leben lang dafür leiden müssen."

„Das sagt Ihr nur, Mutter, weil Ihr Euer Leben lang in Elend und Dunkelheit habt sitzen müssen," erwiderte Klara Gulla. „Das wird anders werden, wenn Ihr nun in die Welt hinauskommt. Und Vater kann keinesfalls hierherkommen, denn er weiß ja nicht, daß wir fortgereist sind," fügte sie hinzu.

„Glaub' das nicht zu fest!" sagte Katrine. „Jan weiß trotzdem, was er zu wissen braucht. Seit du für uns verschollen gewesen bist, ist er hellseherisch geworden, und das hat mit jedem Jahr zugenommen. Der liebe Gott hat wohl gedacht, dafür, daß er ihm seinen klaren Verstand genommen hat, müsse er ihm ein anderes Licht geben, mit dem er sich leuchten könnte."

Und um Klara Gulla zu beweisen, daß Jan das zweite Gesicht hatte, wie man es nennt, erzählte ihr Katrine in gedrängter Kürze von Lars Gunnarssons Tod, sowie ein paar andere Ereignisse der letzten Jahre.

Klara Gulla hörte aufmerksam zu. Vorher schon hatte Katrine versucht gehabt, ihr zu berichten, wie gut Jan gegen mehrere arme alte Leute gewesen sei; aber davon hatte Klara Gulla nichts hören wollen.

Jetzt aber schien sie tief ergriffen zu sein, und Katrine

hoffte schon, sie werde Jan nun mit andern Augen betrachten und überdies sogar mit ihr nach Hause zurückkehren.

Aber diese Hoffnung durfte sie nicht lange festhalten.

„Da ist das Dampfboot, Mutter," unterbrach sie Klara Gulla mit froher Stimme. „Jetzt geht alles gut, und wir kommen endlich vom Fleck."

Als Katrine das Dampfboot am Landungssteg anlegen sah, traten ihr die Tränen in die Augen. Sie hatte den Küster Svartling bitten wollen, für sie und Jan ein gutes Wort bei Klara Gulla einzulegen, damit sie miteinander in ihrem Häuschen bleiben dürften; aber dazu war nun keine Zeit mehr, und sie sah keinen Ausweg, der Reise zu entgehen.

Das Boot mußte sich verspätet haben, denn es hatte es sehr eilig, wieder abzufahren. Nicht einmal das Gangbrett wurde hinausgeschoben. Ein paar arme Reisende, die aussteigen wollten, wurden von den Bootsleuten auf den Landungssteg beinahe hinübergeworfen. Klara Gulla faßte Katrine am Arm, ein Mann zog sie hinüber, und dann war sie an Bord. Sie weinte und wollte umkehren, aber da gab es kein Erbarmen.

In dem Augenblick, wo Katrine auf Deck gekommen war, trat Klara Gulla zu ihr und legte den Arm um sie, wie um sie zu stützen.

„Komm, wir wollen auf die andere Seite hinübergehen!" sagte sie.

Aber es war zu spät; jetzt eben sah die alte Katrine einen Mann eilig den Hügel herablaufen, und sie erkannte ihn auch sofort.

„Da ist Jan!" sagte sie. „Ach, was wird er nun tun? Er stürzt sich am Ende ins Wasser!"

Jan blieb ganz außen auf dem Steg stehen. Da stand er, klein und jammervoll. Er sah Klara Gulla auf dem abfahrenden Boot, und größere Verzweiflung und tieferen Gram kann ein Gesicht nicht ausdrücken, als das seinige jetzt zeigte.

Aber mehr als der Anblick ihres Mannes war für Katrine nicht nötig, um ihr die Kraft zu geben, sich der Tochter zu widersetzen.

„Wenn du durchaus reisen willst, so tu's," sagte sie.

„Ich aber steig an der nächsten Haltestelle aus und geh wieder heim."

„Tut, was Ihr wollt, Mutter," sagte Klara Gulla verdrossen. Sie sah wohl ein, daß sie hier nichts ausrichten würde. Und vielleicht fühlte sie auch, daß sie gegen den Vater zu grausam gewesen waren.

Aber es ward ihnen keine Zeit zum Wiedergutmachen gewährt. Zum zweitenmal wollte Jan der Freude seines Lebens nicht verlustig gehen. Er sprang vor und warf sich ins Wasser.

Vielleicht hatte er zu dem Dampfboot hinüberschwimmen wollen, vielleicht aber hatte er auch ganz einfach eingesehen, daß er das Leben nun nicht mehr ertragen könnte, wer konnte es wissen?

Auf dem Landungssteg erhob sich lautes Geschrei; sofort wurde ein Boot ausgesetzt, und ein Frachtdampfer legte bei und schickte seine kleine Jolle aus. Aber Jan war sofort untergegangen, und er tauchte nicht ein einziges Mal mehr an der Oberfläche des Wassers auf.

Der Kaiserstock und die grüne Ledermütze schwammen auf dem Wasser, aber der Kaiser selbst war verschwunden, ganz still und spurlos; wenn diese Kleinode nicht auf den Wellen gespielt hätten, würde man kaum haben glauben können, daß er da verschwunden war.

Zurückgehalten

Die Leute fanden es höchst merkwürdig, daß Klara Gulla nun Tag um Tag auf dem Borger Landungssteg stehen mußte, um auf jemand zu warten, der niemals kam.

Nicht an schönen Sommertagen stand Klara Gulla wartend auf dem Landungssteg, sondern bei düsterem, stürmischem Novemberwetter und im dunklen, kalten Dezember. Auch träumte sie da nicht schöne holde Träume von Reisenden, die aus weiter Ferne kämen und mit Pomp und Staat an Land stiegen. Ihre Augen und Gedanken waren nur immer auf ein Boot gerichtet, das vor der Schiffslände hin und her fuhr und nach einem Ertrunke-

nen suchte. Im Anfang hatte sie gemeint, der, auf den sie wartete, werde gleich gefunden werden, sobald man mit dem Trecken in Gang käme; aber darin hatte sie sich getäuscht. Tag um Tag arbeiteten zwei alte geduldige Fischer mit der Treckleine, aber sie fanden nichts.

Ganz nahe bei dem Borger Landungssteg sollten im Seegrund ein paar tiefe Löcher sein, und mehrere von den Leuten meinten, Jan sei gewiß in einem von diesen versunken. Andere wieder sagten, hier an der Landzunge sei eine sehr starke Strömung, die nach der großen Kirchenbucht hinführe, und Jan könnte ja möglicherweise dorthin mitgerissen worden sein. Klara Gulla ließ die Treckleinen verlängern, so daß sie bis in die tiefste Tiefe des Löfven hinabreichten, auch ließ sie den Treckanker über jeden Zollbreit in der Kirchenbucht hingleiten; aber es glückte trotzdem nicht, ihren Vater ans Tageslicht heraufzubefördern.

Gleich am ersten Tag nach dem Unglück hatte Klara Gulla einen Sarg bestellt, und als er fertig war, ließ sie ihn nach dem Landungssteg befördern, damit man den Toten, sobald er gefunden würde, hineinlegen könnte. Von da an stand der Sarg fortwährend auf der Brücke. Klara Gulla ließ ihn nicht einmal bei Nacht in das Warenlager hineinstellen. Das Lager wurde geschlossen, wenn der Aufseher fortging, der Sarg aber sollte immer bereit sein, damit Jan nicht auf ihn zu warten brauchte.

Der alte Kaiser hatte auf dem Steg oft gute Freunde um sich her gehabt, die ihm die Wartezeit verkürzten; aber Klara Gulla stand fast immer ganz allein draußen. Sie redete niemand an, und man ließ sie auch sicherlich gern in Ruhe; denn in den Augen der Leute hatte diese Tochter, die die Schuld an ihres Vaters Tod trug, etwas Unheimliches.

Im Dezember hörten die Bootfahrten auf, und von da an stand Klara Gulla vollständig allein auf dem Landungssteg. Niemand störte sie. Die Fischer wollten das Suchen nach dem Leichnam auch einstellen. Aber da gebärdete sich Klara Gulla ganz verzweifelt; der Vater mußte gefunden werden, das war ihre einzige Hoffnung, ihre einzige Rettung. Solange der See nicht zugefroren war, durften die Männer ihre Versuche nicht einstellen.

Sie mußten an der Landzunge bei Nygård und bei Storvik suchen, der ganze Löfven sollte abgesucht werden.

Je länger die Ungewißheit dauerte, desto ängstlicher und eifriger wurde Klara Gulla, daß der Tote gefunden wurde. Sie hatte sich bei einem Häusler in der Nähe von Borg eingemietet und es im Anfang auch über sich gebracht, wenigstens einige Stunden am Tag zu Hause zu bleiben. Aber allmählich wurde sie von so großer Angst erfaßt, daß sie sich kaum zum Schlafen und zum Essen Ruhe gönnte. Jetzt hielt sie sich beständig auf dem Landungssteg auf, nicht allein während der kurzen Tage, sondern auch während der langen endlosen Abende, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen.

Während der beiden ersten Tage nach Jans Tod hatte die alte Katrine neben Klara Gulla auf dem Steg gestanden und auf Jan gewartet. Aber dann ging sie zurück nach Skrolycka.

Sie verließ den Steg nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil sie es nicht aushalten konnte, mit der Tochter zusammen zu sein und sie von Jan reden zu hören. Denn Klara Gulla verstellte sich nicht, und Katrine wußte wohl, wie es stand. Klara Gulla war nicht aus zärtlicher Fürsorge oder aus Gewissensqual so eifrig für die Bergung des Leichnams und dessen Begräbnis in geweihter Erde bemüht, sondern weil sie sich fürchtete, solange der Vater, an dessen Tod sie schuld war, unbegraben auf dem Grunde des Sees lag. Sie hoffte, wenn der Vater erst gefunden war und sie ihn in der Erde des Kirchhofs begraben lassen konnte, dann würde er ihr nicht mehr so gefährlich erscheinen. Aber solange er sich da befand, wo er jetzt war, fühlte sie unbeschreibliches Entsetzen vor ihm und vor der Strafe, die seinetwegen über sie kommen würde.

Klara Gulla stand auf dem Landungssteg bei Borg und sah in den See hinunter, dessen Wasser immer erregt und grau war. Keiner ihrer Blicke konnte die Oberfläche des Wassers durchdringen, aber ihr war trotzdem, als könne sie den weiten Grund des Sees sehen, der sich unter ihr ausbreitete.

Da drunten, da saß er, der Kaiser von Portugallien. Er saß auf einem Stein, hatte die Hände um die Knie

geschlungen, und seine Augen starrten in das graugrüne Wasser hinein, in der beständigen Erwartung, daß sie zu ihm kommen würde.

Den ganzen Kaiserstaat hatte er abgelegt. Der Stock und die Ledermütze waren ja nicht mit in die Tiefe gesunken, und die papierenen goldenen Sterne hatten sich wohl im Wasser aufgelöst. Da saß er in seinem alten fadenscheinigen Rock mit zwei leeren Händen. Aber dafür war jetzt auch nichts Unechtes und Lächerliches mehr an ihm. Jetzt war er nur noch gewaltig und furchtbar.

Nicht mit Unrecht hatte er gesagt, er sei Kaiser. Eine so große Macht hatte er im Leben gehabt, daß der Feind, den er gehaßt hatte, gestürzt und daß seinen Freunden geholfen worden war. Diese Macht hatte er auch jetzt noch, und sie verließ ihn nicht, weil er tot war.

Nur zwei Menschen hatten ihm in seinem Leben wirklich Böses getan. An dem einen war er schon gerächt worden. Der andere aber war sie, seine eigene Tochter, die ihn zuerst wahnsinnig gemacht und ihn dann in den Tod getrieben hatte. Auf sie harrte er nun da drunten in der Tiefe.

Jetzt war seine Liebe zu ihr zu Ende. Jetzt erwartete er sie nicht mehr, um sie zu loben und zu preisen. In das düstere Reich der Toten wollte er sie hinunterziehen zur Strafe für alles, was sie an ihm verbrochen hatte.

* *
*

Zu einem fühlte sich Klara Gulla stark versucht. Sie hätte den großen schweren Deckel des Sarges abnehmen und diesen dann über den Landungssteg wie ein Boot aufs Wasser hinausgleiten lassen mögen. Dann wäre sie selbst hineingestiegen, wäre vom Land abgestoßen und hätte sich dann ganz vorsichtig auf dem Lager von Sägespänen ausgestreckt.

Sie wußte nicht, ob sie dann gleich untersinken oder vorher eine Weile auf dem See umhertreiben würde, bis der Wellenschlag ihr Fahrzeug mit Wasser gefüllt und es in die Tiefe hinabgezogen hätte.

Sie dachte auch, ob sie vielleicht gar nicht untersinken würde, sondern zuerst weit auf den See hinausgeführt

und schließlich an einer der erlenumsäumten Landzungen an Land geworfen würde.

Die Versuchung, diese Probe zu machen, war sehr stark für Klara Gulla. Sie würde die ganze Zeit vollkommen still liegen bleiben und keine Bewegung machen und weder Hände noch Arme benützen, um den Sarg weiterzutreiben, sondern sich vollständig der Gewalt ihres Richters übergeben. Er sollte sie zu sich in die Tiefe ziehen oder sie mit dem Leben davonkommen lassen, ganz wie er wollte.

Wenn sie sich in dieser Weise seinem Willen unterwarf, würde vielleicht die große Liebe wieder ein Wort sprechen. Vielleicht würde sie sich ihrer erbarmen und ihr gnädig sein.

Aber ihre Furcht war zu groß; sie wagte es nicht mehr, sich auf seine Liebe zu verlassen. Nein, sie wagte es nicht, den schwarzen Sarg auf den See hinauszuschieben.

* *
*

In diesen Tagen wurde Klara Gulla von einem alten Bekannten und Freund auf dem Landungssteg aufgesucht. Er hieß August und wohnte noch bei seinen Eltern daheim auf Där Nol in Prästerud.

August war ein ruhiger und kluger Mann, und Klara Gulla tat es gut, als sie mit ihm redete. Er sagte ihr, es wäre besser, wenn sie fortreiste und ihre frühere Arbeit wieder aufnähme. Es sei gewiß nicht gut für sie, wenn sie hier auf dem einsamen Landungssteg noch länger auf den Toten warte.

Klara Gulla antwortete, ehe ihr Vater nicht in geweihter Erde begraben sei, wage sie nicht abzureisen; aber davon wollte August nichts hören.

Als er zum erstenmal mit ihr redete, wurde nichts entschieden; aber als er sie zum zweitenmal aufsuchte, versprach sie ihm, seinen Rat zu befolgen. Sie trennten sich mit der Verabredung, daß August sie am nächsten Tag mit seinem eigenen Gefährt abholen und nach der Eisenbahnstation fahren würde.

Wenn August das nun getan hätte, wäre vielleicht alles gut gegangen. Aber er war verhindert, selbst zu

kommen, und schickte einen Knecht mit dem Wagen. Trotzdem setzte sich Klara Gulla auf den Stuhlwagen und fuhr ab. Aber auf dem Weg redete sie mit dem Fuhrmann von ihrem Vater und munterte ihn auf, ihr einige von den Geschichten zu erzählen, die bewiesen, daß er das zweite Gesicht gehabt hatte; da berichtete dieser dasselbe, was ihr Katrine damals auf dem Landungssteg gesagt hatte, und noch mehrere andere Beispiele.

Als Klara Gulla eine Weile zugehört hatte, befahl sie dem Knecht, umzukehren. Entsetzen hatte sie gepackt, und sie wagte nicht weiterzufahren. Der alte Kaiser von Portugallien war zu mächtig. Klara Gulla wußte wohl, daß die Toten, die nicht in geweihter Erde begraben sind, ihre Feinde verfolgen und hinter ihnen herjagen. Sie mußte den Vater aus dem Wasser herausschaffen, mußte ihn in den Sarg legen, Gottes Wort mußte über ihm gesprochen werden, sonst fand sie nie wieder einen Augenblick Ruhe.

Die Abschiedsworte

Gegen Weihnachten bekam Klara Gulla Botschaft, ihre Mutter liege im Sterben, und dies war endlich imstande, sie von dem Landungssteg wegzubringen.

Sie legte den Weg zu Fuß zurück, weil dies die beste Art war, wie man um diese Jahreszeit nach Askedalarna gelangen konnte; sie nahm den alten Weg über Loby und durch den Hochwald über die Snipahöhe.

Als Klara Gulla an dem Hof vorbeiging, in dem der alte Björn Hindriksson einst gewohnt hatte, stand ein großer Mann von energischem, ernsthaftem Aussehen am Weg und besserte einen Zaun aus. Er begrüßte sie mit kurzem Kopfnicken und ließ sie vorübergehen, dann aber blieb er stehen und sah ihr nach, schließlich eilte er hinter ihr her, bis er sie eingeholt hatte.

„Ihr seid gewiß Klara Gulla von Skrolycka,“ sagte er. „Ich hätt' Euch etwas zu sagen. Ich bin Linnart, der Sohn von Björn Hindriksson,“ fügte er hinzu, als er merkte, daß sie nicht wußte, wer er war.

„Ich hab's außerordentlich eilig, vielleicht hat's Zeit bis zu einem andern Mal," versetzte Klara Gulla. „Denn ich hab' Nachricht bekommen, daß meine Mutter am Sterben ist."

Aber statt umzukehren, bot ihr Linnart an, sie eine Strecke Wegs zu begleiten. Er sagte, er habe schon mehrere Male die Absicht gehabt, sie drunten an der Schiffsstände aufzusuchen, und nun wolle er die gute Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen. Er glaube, daß das, was er zu sagen habe, sehr wichtig für sie sei.

Klara Gulla machte keine weitere Einwendung. Aber sie merkte wohl, wie schwer es dem Mann fiel, mit dem herauszukommen, was er zu sagen hatte, und so erwartete sie nichts Gutes. Er räusperte sich mehrere Male und suchte nach Worten.

„Ihr werdet wohl nicht wissen, daß ich der letzte Mensch gewesen bin, der mit Eurem Vater, dem Kaiser, wie ihn alle hier nannten, gesprochen hat?" begann er schließlich.

Klara Gulla sagte: nein, das habe sie nicht gewußt. Und zugleich beschleunigte sie ihre Schritte. Sie dachte, dieses Gespräch werde so sein, daß sie ihm lieber ausgewichen wäre.

„Eines Tages im Herbst," fuhr Linnart Björnsson fort, „stehe ich da vor meinem Hof und spanne ein Pferd ein, weil ich im Kaufladen Einkäufe zu machen hatte. Da seh' ich plötzlich den Kaiser auf dem Weg daherkommen. Er hatte es sehr eilig, das war deutlich zu sehen; aber als er mich erkannte, blieb er doch stehen und fragte mich, ob ich nicht die Kaiserin habe vorbeifahren sehen. Das konnte ich ja nicht leugnen, und als ich es zugab, stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Er sagte, er sei auf dem Weg nach Bro gewesen, als er plötzlich von einer großen Angst überfallen worden sei, und da sei er wieder umgekehrt. Als er aber daheim angekommen sei, habe er das Haus leer gefunden. Katrine sei auch verschwunden. Sie wollten gewiß mit dem Dampfboot fortfahren, und er wisse nun nicht, wie er noch zeitig genug nach Borg kommen könnte, ehe sie abgereist wären.

Klara Gulla blieb stehen.

27*

„Und dann habt Ihr ihn wohl mit Euch fahren lassen?" sagte sie.

„Ja," antwortete der Bauer. „Jan hat mir in früherer Zeit einmal einen großen Dienst geleistet, den hab' ich ihm vergelten wollen. Aber 's war vielleicht ein Fehler, daß ich ihm weitergeholfen habe."

„Ach nein, der Fehler war auf meiner Seite," erwiderte Klara Gulla. „Ich hätt' mir nie einfallen lassen sollen, von ihm fortzugehen."

„So lange er auf meinem Wagen saß, hat er immerfort geweint wie ein kleines Kind," sagte Linnart Björnsson, „und ich hab' ja nicht gewußt, was ich sagen sollte, um ihn zu trösten, deshalb hab' ich geschwiegen und hab' ihn weinen lassen. Schließlich aber sagte ich: Wir kommen schon noch recht, Jan. Weine doch nicht so! Jetzt im Herbst fahren nur noch kleine Boote, und die haben es nicht so sehr eilig. Aber kaum hatte ich das gesagt, als er mir schon die Hand auf den Arm legte und mich fragte, ob ich glaube, daß die, die die Kaiserin entführt hatten, hart und roh gegen sie sein würden."

„Die, die mich entführt hätten!" wiederholte Klara Gulla aufs höchste überrascht.

„Auch ich bin sehr überrascht gewesen und hab' ihn gefragt, wen er denn meine. Nun ja, er meinte die, die im Hinterhalt gelegen hätten, während die Kaiserin daheim gewesen war. Alle die Feinde, vor denen Klara Gulla so große Angst gehabt habe, daß sie es nicht wagte, ihre goldene Krone aufzusetzen oder auch nur von Portugallien zu reden, und die sich nun auf sie geworfen, sie überwältigt und gefangen fortgeführt hätten."

„Ach so, so hat er's gemeint?" meinte Klara Gulla.

„Ja, gerade so hat er's gemeint, Klara Gulla," sagte Linnart Björnsson mit großem Nachdruck. „Versteht mich recht, Klara Gulla, Euer Vater hat nicht darum geweint, weil er verlassen und allein gelassen worden war, sondern weil er geglaubt hat, seine Klara Gulla sei in Gefahr."

Linnart Björnsson war es schwergefallen, die letzten Worte herauszubringen. Sie wollten ihm im Hals stecken bleiben. Er dachte vielleicht an den alten Björn Hindriksson und an sich selbst. Sicherlich war es die Erinnerung

an seine eigene Geschichte, die ihn erkennen ließ, wie hoch man eine Liebe schätzen sollte, die nie weicht noch wankt.

Aber das erkannte Klara Gulla noch nicht. Seit sie nach Hause gekommen war, hatte sie nur mit Widerwillen und Entsetzen an ihren Vater gedacht. Sie murmelte etwas vor sich hin, daß ihr Vater ein Narr gewesen sei.

Linnart Björnsson hörte, was sie sagte, und es verletzte ihn.

„Ich weiß doch nicht, ob Jan wirklich verrückt gewesen ist," wendete er ein. „Ich hab' ihm geantwortet, daß ich keine Feinde bei Klara Gulla gesehen hätte. Doch da erwiderte er: ‚Habt Ihr wirklich nicht gesehen, wie eifrig sie Klara Gulla umlauert haben, als sie an Euch vorbeigekommen ist? Jawohl, mein guter Linnart Björnsson, die Feinde waren da, der Hochmut und die Härte und das Laster und die Begierde, alle miteinander, gegen die sie in ihrem Kaiserreich zu kämpfen hat'."

Klara Gulla blieb wieder stehen und sah Linnart Björnsson an.

„Ach so!" sagte sie nur.

„Und ich hab' ihm erwidert, diese Feinde hätt' ich auch gesehen," versetzte Linnart Björnsson barsch.

Da lachte Klara Gulla laut auf; doch Linnart fuhr fort:

„Aber ich hab' sofort bereut, daß ich das gesagt hab'. Denn jetzt weinte Jan zum Verzweifeln. ‚Ach Linnart, mein guter Linnart Björnsson,' sagte er, ‚bitte den lieben Gott, daß es mir gelingen möge, das kleine Mädchen von allem Bösen zu erretten! Es ist einerlei, wie es mir geht, wenn nur ihr geholfen wird.'"

Klara Gulla schritt rascher aus und erwiderte nichts mehr. In ihrem Herzen hatte sich etwas erhoben, das riß und zerrte, aber sie zwang es zur Ruhe. Wenn das, was drinnen verborgen lag, frei wurde, dann wußte sie nicht, wie sie weiterleben sollte.

„Ja, das sind also gleichsam seine Abschiedsworte gewesen," sagte Linnart Björnsson. „Und es hat ja dann auch nicht mehr lange gedauert, bis er beweisen konnte, daß es ihm mit dem, was er sagte, Ernst gewesen war.

Glaubt doch ja nicht, Klara Gulla, daß er ins Wasser gesprungen ist, um seinem Schmerz zu entgehen. O nein, einzig und allein, um seine Klara Gulla von ihren Feinden zu erretten, hat er sich dem Dampfboot nach ins Wasser gestürzt."

Rascher und rascher stürmte Klara Gulla dahin. Die ganze Liebe ihres Vaters von Anfang bis zu Ende offenbarte sich ihr und wurde ihr allmählich klar. Aber sie wollte ihr entfliehen. Sie konnte diese Erkenntnis nicht ertragen.

„Hier im Dorf weiß man so ziemlich alles voneinander," fuhr Linnart Björnsson fort, der ohne alle Anstrengung Schritt mit Klara Gulla hielt. „Gleich nachdem der Kaiser ertrunken war, hat allgemeine Entrüstung über Euch geherrscht, Klara Gulla. Und was mich betrifft, so hab' ich Euch nicht für wert gehalten, die letzten Worte und Gedanken Eures Vaters zu vernehmen. Aber wir sind jetzt anderer Meinung geworden. Es hat uns gefallen, daß Ihr die ganze Zeit über drunten auf der Brücke gestanden seid und auf ihn gewartet habt."

Jetzt hielt Klara Gulla an. Ihre Wangen glühten, und ihre Augen funkelten vor Zorn.

„Ich steh' nur dort, weil ich Angst vor ihm hab'," lautete ihre Antwort.

„Ihr habt Euch nie besser zeigen wollen, als Ihr seid, das wissen wir wohl," sagte Linnart Björnsson ruhig. „Aber wir verstehen vielleicht besser als Ihr selbst, was unter diesem Warten dort verborgen liegt. Wir haben auch Eltern gehabt. Und auch wir haben nicht recht an ihnen gehandelt."

Klara Gulla war so zornig, daß sie gerne etwas Schreckliches gesagt hätte; aber sie brachte es nicht heraus. Sie hätte gern auf den Boden gestampft, um Linnart zum Schweigen zu bringen; aber auch das vermochte sie nicht. Da sah sie keinen anderen Ausweg mehr, als sich abzuwenden und aus Leibeskräften zu laufen.

Linnart Björnsson folgte ihr nicht mehr. Nun hatte er gesagt, was er hatte sagen wollen, und er war nicht unzufrieden mit der Arbeit dieses Vormittags.

Als Klara Gulla in die kleine Hütte in Skrolycka trat, lag Katrine leichenblaß und mit geschlossenen Augen auf ihrem Bett. Es sah aus, als sei das Ende schon eingetreten.

Aber sobald Klara Gulla neben ihr stand und ihr die Hand streichelte, schlug sie die Augen auf und begann zu sprechen.

„Jan will mich holen,“ brachte sie mit großer Anstrengung heraus. „Er trägt's mir nicht nach, daß ich von ihm fortgegangen bin.“

Klara Gulla zuckte zusammen. Sie fing an zu verstehen, warum die Mutter starb. Sie, die ein ganzes Leben lang treu gewesen war, grämte sich zu Tode, weil sie Jan zuletzt im Stich gelassen hatte.

„Deshalb werdet Ihr Euch doch keine Sorgen machen?“ wendete Klara Gulla ein. „Ich bin's ja gewesen, die Euch zu der Reise gezwungen hat.“

„Jedenfalls ist mir der Gedanke daran schrecklich gewesen. Aber jetzt ist alles wieder schön und gut zwischen uns,“ sagte Katrine.

Sie schloß wieder die Augen und lag ganz regungslos da. Über das abgezehrte Gesicht flog ein heller Schein wie ein Glücksschimmer.

Aber schon nach kurzem sprach sie wieder. Sie hatte noch allerlei auf dem Herzen, was notwendig gesagt werden mußte, sonst fand sie keine Ruhe.

„Sei deinem Vater nicht böse, weil er dir nachgesprungen ist. Er hat's nur gut gemeint. Du hast's nicht gut gehabt, seit du von uns gegangen bist. Und das hat er gewußt. Und auch er hat's nicht gut gehabt. Ihr seid alle beide in der Irre gegangen, jedes auf seinem Weg.“

Klara Gulla hatte gewußt, daß die Mutter wohl etwas Ähnliches sagen würde, und sich zum voraus dagegen gewappnet. Aber was die Mutter eben gesagt hatte, rührte sie mehr, als sie gedacht hätte, und so versuchte sie, eine freundliche Antwort zu geben.

„Ich will an Vater denken, so wie er früher war,“ sagte sie. „Ihr wißt doch, wie gute Freunde wir damals immer gewesen sind?“

Es sah aus, als sei Katrine von dieser Antwort befriedigt, denn sie legte sich wieder zur Ruhe. Sie hatte auch gewiß nicht im Sinn gehabt, noch mehr zu sagen, aber plötzlich lächelte sie die Tochter voller Liebe an.

„Ich bin so froh, Klara Gulla, denn du bist jetzt wieder schön geworden," sagte sie.

Bei diesen Worten und bei diesem Lächeln verließ Klara Gulla alle Selbstbeherrschung. Sie fiel neben dem niederen Bett auf die Knie nieder und fing an zu weinen. Jetzt zum erstenmal seit ihrer Heimkehr brach sie in richtiges Weinen aus.

„Ich begreif' nicht, daß Ihr so gut gegen mich sein könnt, Mutter," schluchzte sie. „Meine Schuld ist's ja, daß Ihr jetzt sterbt, und an Vaters Tod bin ich auch schuld."

Katrine lächelte noch immer und bewegte die Hände zu einer kleinen Liebkosung.

„Ihr seid so gut, Mutter, Ihr seid so gut gegen mich," sagte Klara Gulla, während sie noch immer heftig weinte und schluchzte.

Da faßte Katrine plötzlich Klara Gullas Hand mit festem Griff und richtete sich im Bett auf, um ein letztes Zeugnis abzulegen.

„Alles Gute, was in mir ist, verdanke ich Jan," sagte sie mit deutlicher Stimme.

Dann sank sie zurück, und von da an drangen keine klaren verständlichen Worte mehr über ihre Lippen. Der Tod kam herbei, und am nächsten Morgen war es zu Ende.

Aber während des ganzen Todeskampfes lag Klara Gulla weinend neben dem Bett auf dem Fußboden. Da lag sie und weinte sich die Angst und die Fieberträume und die Schuldenlast vom Herzen. Ihre Tränen flossen, sie konnte nicht aufhören zu weinen.

Am Sonntag vor Weihnachten sollte Katrine in Skrolycka begraben werden, und um diese Zeit pflegen ja nicht viele Leute in der Kirche zu sein, denn die meisten wollen sich ihren Kirchgang auf die großen Festtage aufsparen.

Aber als die wenigen Leute von Askedalarna, die sich dem kleinen Leichenzug angeschlossen hatten, auf dem Platz zwischen der Kirche und dem Gemeindehaus ankamen, fühlten sie sich fast verlegen. Denn eine so große Schar Menschen, wie an diesem Tag vor der Kirche versammelt war, konnte man kaum sehen, wenn der alte Propst von Bro einmal im Jahr in der Kirche zu Svartsjö predigte, oder wenn eine Pfarrwahl stattfand.

Selbstverständlich waren alle diese Leute nicht hierhergekommen, um die alte Katrine zu ihrer letzten Ruhestatt zu begleiten, nein, es mußte etwas anderes hier vor sich gehen. Vielleicht wurde irgendein besonders vornehmer Herr beim Gottesdienst erwartet, oder es sollte ein anderer Pfarrer als der gewohnte an diesem Tag predigen.

Die Leute aus Askedalarna wohnten ja so sehr entlegen, da konnte im Kirchspiel manches geschehen, was sie nicht wußten und nicht erfuhren.

Die Leidtragenden fuhren wie gewöhnlich in ihren Gefährten auf den Platz vor dem Gemeindehaus und stiegen da aus. Der Platz stand gedrängt voll mit Menschen, aber sonst war nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen. Die Leidtragenden verwunderten sich immer mehr, aber sie scheuten sich doch zu fragen, was denn eigentlich los sei. Denn die Leute, die sich einem Leichenzug anschließen, sollen ja für sich bleiben und sich nicht mit denen unterhalten, die nichts mit dem Trauerfall zu tun haben.

Der Sarg wurde von dem Leiterwagen, auf dem er während der Fahrt nach der Kirche gestanden hatte, heruntergehoben und auf zwei schwarze Böcke gestellt, die schon vor dem Gemeindehaus bereitstanden. Hier mußten nun alle, die zum Leichengefolge gehörten, warten, bis die Glocken läuteten und der Pfarrer und der Küster sich einfanden, um mit dem Leichenzug auf den Kirchhof ans Grab zu gehen.

Schon seit dem Morgen war das Wetter sehr schlecht gewesen. Heftige Regengüsse stürzten hernieder und klatschten auf den Sargdeckel. Soviel war sicher, was auch immer so viele Menschen an diesem Tag nach der Kirche gelockt hatte, des schönen Wetters wegen hatte kein einziger von ihnen sein Haus verlassen.

Aber niemand schien an diesem Tag auch nur das geringste nach Wind und Regen zu fragen. Still und geduldig standen die Leute im Freien, ohne in der Kirche oder im Gemeindehaus Schutz zu suchen.

Die sechs Träger und die andern, die um Katrine versammelt waren, sahen, daß außer den Böcken, auf denen Katrinens Sarg stand, noch ein zweites Paar Böcke daneben aufgestellt war. Es sollte also noch jemand begraben werden. Auch davon hatten die Leute in Askedalarna nichts gewußt. Es kam offenbar auch kein zweiter Leichenzug, und überdies war es jetzt schon so spät, daß er schon vor der Kirche hätte angekommen sein müssen.

Als es nur noch zehn Minuten bis zehn Uhr war, und man jeden Augenblick zum Gang auf den Kirchhof bereit sein mußte, sahen die Leute aus Askedalarna, daß sich alle Umherstehenden jetzt nach Där Nol in Prästerud begaben, einem Hof, der nur ein paar hundert Schritte von der Kirche entfernt lag.

Und nun sahen sie, was sie vorher nicht bemerkt hatten. Von dem Gemeindehaus bis zu dem Wohnhaus war mit Tannenreisern gestreut, und auf beiden Seiten der Haustür waren Tannen aufgepflanzt. Dort also lag wohl ein Toter im Hause. Aber sie verstanden immer noch nicht, daß gar keine Nachricht von einem Todesfall in dem Hause dort zu ihnen gedrungen war. Auch waren die Fenster nicht verhängt, wie es doch sein soll, wenn ein Toter im Hause ist.

Jetzt wurde die Haustür weit aufgemacht, und nun kam ein Leichenzug aus dem Hause heraus. August Där Nol ging voraus mit dem Trauerstab in der Hand, und hinter ihm kamen die Träger mit dem Sarg.

Dann schlossen sich diesem Zug alle die Menschen an, die bisher vor der Kirche gestanden und gewartet hatten. Um dieses Toten willen waren sie also hierhergekommen.

Der Sarg wurde bis vors Gemeindehaus getragen und

rechts von dem andern gestellt, der schon da war. August Där Nol rückte die Böcke zurecht, damit die beiden Särge dicht nebeneinander zu stehen kamen.

Der Sarg, der jetzt niedergestellt wurde, war nicht so neu und glänzend wie Katrines. Er sah aus, als sei er schon vor diesem Tag von vielen Regenschauern übergossen worden. Er war auch unachtsam behandelt worden, wodurch er Schrammen bekommen und an den Kanten abgestoßen war.

Fast war es, als komme ein und derselbe tiefe Atemzug der Erleichterung aus der Brust aller der Leute, die aus Askedalarna hier versammelt waren, denn jetzt fingen sie an zu verstehen. In diesem Sarg lag nicht ein Verwandter von August Där Nol. Alle die Leute, die hier vor der Kirche versammelt waren, hatten sich nicht in das Regenwetter hinausbegeben, um etwas Merkwürdiges zu sehen. O nein, sie wollten nur hier dabei sein, wo zwei alte Eheleute wieder vereinigt wurden.

Jetzt flogen aller Blicke zu Klara Gulla hinüber, um zu sehen, ob auch sie begriff, was hier vorging. Und man sah ihr wohl an, daß es so war.

Sie hatte die ganze Zeit über bleich und verweint neben dem Sarg ihrer Mutter gestanden; aber als sie den andern Sarg, der aus Där Nol herausgetragen wurde, erkannte, drückte ihr Gesicht eine fast überwältigend frohe Erwartung aus, wie dies wohl geschieht, wenn jemand das vor sich sieht, um das er sich lange bemüht hat. Aber sie beruhigte sich rasch wieder. Ein trauriges Lächeln machte der frohen Erwartung Platz, und sie strich nur sachte ein paarmal über den Sarg der Mutter hin.

‚Jetzt geht es dir so gut, wie du dir überhaupt jemals hättest wünschen können,‘ schien sie zu der toten Mutter sagen zu wollen.

August Där Nol trat zu Klara Gulla und reichte ihr die Hand.

„Ihr habt doch wohl nichts dagegen, daß wir es auf diese Weise eingerichtet haben?“ sagte er. „Er ist erst am letzten Freitag gefunden worden, und ich dachte, es werde auf diese Weise leichter für Euch sein, Klara Gulla.“

Klara Gulla antwortete nur mit ein paar Worten,

aber ihre Lippen zitterten dabei so heftig, daß er kaum verstehen konnte, was sie sagte.

„Ich dank' Euch. Es ist gut so. Ich weiß, er kommt nicht zu mir, sondern zur Mutter."

„Er kommt zu euch beiden, Klara Gulla, Ihr werdet es schon sehen," erwiderte August Där Nol.

Die alte Mutter in Falla, die jetzt achtzig Jahre alt und von vielen Sorgen gebeugt war, hatte es sich nicht nehmen lassen, mit zur Kirche zu fahren, um Katrine, die ihr so lange eine treue Dienerin und Freundin gewesen war, die letzte Ehre zu erweisen. Sie hatte den Kaiserstock und die Mütze mitgenommen, die ihr wieder zurückgegeben worden waren. Es war ihre Absicht gewesen, sie Katrine mit ins Grab zu legen, denn sie dachte, die Alte würde sich darüber freuen, wenn sie etwas bei sich hätte, das an Jan erinnerte.

Doch nun trat Klara Gulla zu der Mutter in Falla und bat um die Kaiserkleinode; sie lehnte den langen Stock an Jans Sarg und hängte die Mütze an den silbernen Knopf. Und die Leute verstanden Klara Gullas Tun. Jetzt dachte sie daran, daß sie seit ihrer Rückkehr Jan nicht mehr hatte erlauben wollen, sich mit dem Kaiserstaat zu schmücken. Nun wollte sie wieder gut machen, was in ihrer Macht stand, ob es auch noch so wenig war. Für einen Toten kann man nicht mehr viel tun.

Kaum lehnte der Stock an dem Sarg, als die Kirchenglocken läuteten, und zugleich traten der Pfarrer und der Küster und der Kirchendiener aus der Sakristei und stellten sich an die Spitze des Leichenzuges.

Ein Regenschauer nach dem andern jagte an diesem Tag daher; aber es traf sich so günstig, daß gerade eine Pause zwischen den Schauern eingetreten war, als sich die Leute, zuerst die Männer und dann die Frauen, zum Leichenzug ordneten, um die beiden Alten nach dem Kirchhof zu geleiten.

Während sich die Leute aufstellten, drückten ihre Gesichter eine Art Verwunderung aus, weil sie überhaupt hier dabei waren; denn es war ja nicht gerade aus Schmerz über den Tod dieser beiden, warum sie gekommen waren, und sie hatten ihnen auch nicht eine besondere Ehre erweisen wollen. Nein, die Sache verhielt

sich anders; als sich die Nachricht im Kirchspiel verbreitete, daß Jan von Skrolycka gerade zu rechter Zeit gefunden worden war, um mit seiner Frau in das gleiche Grab gelegt zu werden, da hatten alle gedacht, das sei doch sehr schön und sehr merkwürdig, und so wollten sie gerne dabei sein, wenn diese beiden alten Eheleute im Tode wieder vereint wurden.

Sie hatten sich ja nicht gedacht, daß so viele andere auf denselben Gedanken kommen würden. Jetzt hatten sie fast das Gefühl, als habe man aus dem Begräbnis dieser armen, geringen Menschen eine viel zu große Sache gemacht. Die Leute sahen einander an, ja sie schämten sich fast ein wenig; aber da sie nun doch einmal da waren, konnten sie ja nicht anders, als sich dem Zuge nach dem Grabe anzuschließen.

Im stillen konnten sie sich auch eines leisen Lächelns nicht erwehren, wenn sie bedachten, wie sehr dies alles nach dem Sinn des Kaisers von Portugallien war. Das hätte ihm gefallen! Zwei Trauerstäbe, denn man hatte auch einen von Askedalarna mitgebracht, wurden vor Jan und Katrinens Särgen hergetragen, und fast das ganze Kirchspiel ging mit im Leichenzuge. Es hätte nicht besser sein können, wenn der Kaiser selbst das Leichenbegängnis angeordnet hätte.

Und es war ja auch nicht sicher, ob nicht am Ende all dies sein Werk war. Der alte Kaiser war jetzt nach seinem Tode eine höchst merkwürdige Persönlichkeit geworden. Er hatte gewiß eine Absicht dabei gehabt, daß er die Tochter dort auf dem Landungssteg so lange vergeblich auf sich hatte warten lassen. Und so viel war auch sicher und gewiß, wenn er jetzt ganz zur rechten Zeit wieder aus der Tiefe heraufgekommen war, so hatte er auch dabei eine bestimmte Absicht gehabt.

Als sich alle um das breite Grab versammelt hatten und die Särge hinabgesenkt worden waren, stimmte der Küster das Lied an: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende — — —"

Küster Svartling war nun ein alter Mann, und sein Gesang erinnerte Klara Gulla an den eines andern alten Mannes, den sie nicht hatte anhören wollen.

Diese Erinnerung war ihr überaus schmerzlich. Sie

drückte die Hände aufs Herz und schloß die Augen, damit ihr Ausdruck nicht verraten sollte, welche Qual sie empfand.

Während sie so mit geschlossenen Augen an dem Grab stand, sah sie plötzlich ihres Vater Gesicht vor sich, so wie es in ihrer Kindheit und ersten Jugend ausgesehen hatte, wo sie und er so überaus gute Freunde gewesen waren.

Sie sah es wieder vor sich, wie sie es an einem Morgen gesehen hatte, wo in der Nacht Schnee gefallen und die Wege so dicht verschneit waren, daß er sie hatte in die Kirche tragen müssen.

Und sie sah es wieder vor sich, wie sie es an jenem Sonntag gesehen hatte, wo sie in dem roten Kleid in die Kirche gewandert war. Sicher hatte kein Mensch je so froh und so glücklich ausgesehen wie Jan an jenem Sonntagmorgen.

Dann aber war es aus mit seinem Glück gewesen, und auch sie hatte sich später nie mehr so recht von Herzen froh und glücklich gefühlt.

Sie gab sich alle Mühe, dieses Gesicht ihres Vaters festzuhalten. Das tat ihr wohl. Als sie es sah, wallte eine heiße Woge von Zärtlichkeit in ihrem Herzen auf.

Dieses Gesicht wollte ihr wohl, mehr als wohl. In diesem Gesicht war nichts, vor dem sie sich hätte fürchten müssen.

Das war ja nur das Gesicht des alten guten Jan in Skrolycka. Nein, er wollte sich nicht zum Richter über sie aufwerfen, er wollte nicht Unglück und Strafe über sein einziges Kind herabziehen.

Nun kam Ruhe über Klara Gulla. Seit sie ihn so sehen konnte, wie er früher gewesen war, hatte sie eine Welt betreten, wo es nichts als Liebe gab. Wie hätte sie glauben können, daß er sie hasse? Er wollte nichts als vergeben.

Wo sie ging und stand, wollte er um sie sein und sie beschützen. Das war das einzige, was er wollte.

Noch einmal fühlte sie die große Zärtlichkeit in ihrem Herzen aufwallen wie eine mächtige Woge, die ihr ganzes Wesen erfüllte. Und zugleich wußte sie, daß nun alles wieder gut war. Jetzt waren sie und der Vater wieder

eins wie vorher. Jetzt, wo sie ihn liebte, brauchte nichts mehr versöhnt, nichts mehr gesühnt werden.

Klara Gulla erwachte wie aus einem Traum. Während sie hiergestanden und das gute Gesicht ihres Vaters vor sich gesehen hatte, war das Begräbnis vor sich gegangen. Jetzt sprach der Pfarrer noch ein paar Worte an die Versammelten. Er dankte ihnen, daß sie so zahlreich zu diesem Begräbnis gekommen seien. Kein hoher, vornehmer Mann sei hier zur letzten Ruhe eingesegnet worden, sagte er, aber er sei der Mann gewesen, der das wärmste und reichste Herz im ganzen Dorfe gehabt habe.

Als der Pfarrer dies sagte, sahen sich die Leute, die das Grab umstanden, wieder an, und jetzt sahen sie freundlich und zufrieden aus. Der Pfarrer hatte recht. Und gerade aus diesem Grunde waren sie auch zu dem Begräbnis gekommen.

Darauf richtete er noch ein paar Worte an Klara Gulla. Sie habe von ihren Eltern mehr Liebe empfangen als irgend sonst jemand, den er kenne, und eine solche Liebe müsse sich in Segen verwandeln.

Als der Pfarrer das sagte, richteten sich aller Augen auf Klara Gulla, und alle verwunderten sich über das, was sie sahen.

Die Worte des Pfarrers schienen schon in Erfüllung gegangen zu sein. Da stand Klara Fina Gulleborg von Skrolycka, sie, die nach der Sonne selbst genannt worden war, am Grabe ihrer Eltern, und ihr Antlitz leuchtete wie das einer Verklärten.

Sie war jetzt ebenso schön wie an jenem Sonntag, wo sie in dem roten Kleid zur Kirche gewandert war, wenn nicht noch schöner.

Ende

Inhalt

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.
Einband von E. A. Enders in Leipzig.



